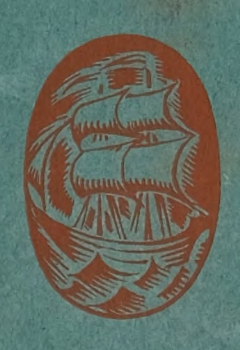
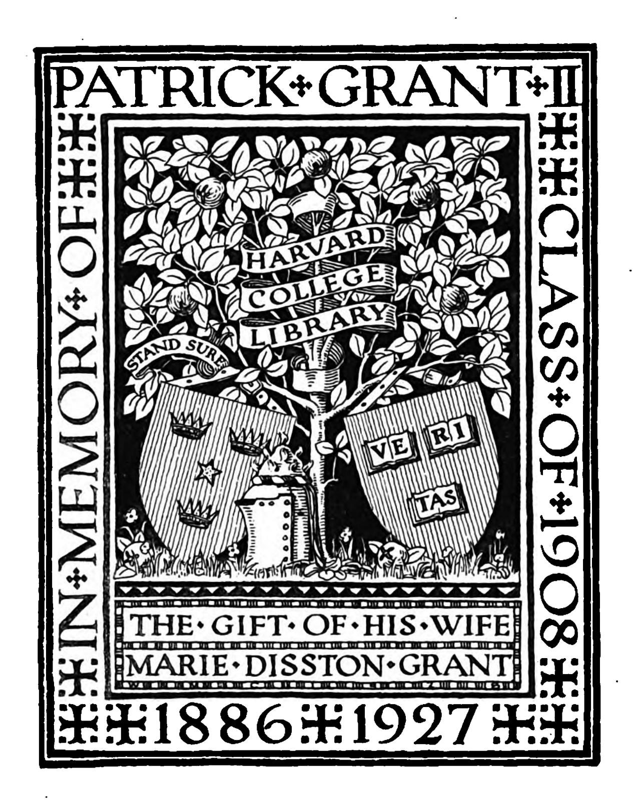


DAS INSELSCHIFF



1921

ZWEITER JAHRGANG


PATRICK GRANT II
IN MEMORY OF
CLASS OF 1908
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
STAND SURE
VE RI TAS
THE GIFT OF HIS WIFE
MARIE DISSTON GRANT
1886 1927



*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

ZWEITER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1921

INHALT

LITERARISCHER TEIL

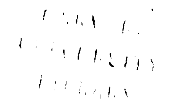
BILDERTEIL

1. Textbilder

Die Titelköpfe sind von Walter Tiemann gezeichnet

2. Bilderbeilagen

DAS INSELSCHIFF



* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ZWEITER JAHRGANG / ERSTES HEFT
OKTOBER 1920

*

Wem Leid ist wie Freud,
Und Freud wie Leid,
Der danke Gott für solche Gleichheit.
Tauler

Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit. Jakob Böhme

KARL SCHEFFLER

DEUTSCHE MEISTER

EIN Kunstfreund, der lange in Paris gelebt hat und das französische Kunstleben genau kennt, sagte mir neulich im Gespräch, er hätte Lust, ein Büchlein zu machen, in dem nur die begeisterten Äußerungen französischer Künstler und Kunstkenner über unsern Meister Lucas Cranach zusammengetragen seien. Die Deutschen würden daraus mit Verwunderung erkennen, welcher Schätzung dieser Meister sich in Frankreich erfreut, wo er in seinem Vaterlande doch eigentlich nur von den Kunsthistorikern genau, von den Künstlern aber nur wenig und von den gebildeten Laien oft nur dem Namen nach gekannt wird. Nun haben die Franzosen für das feine, gedrechselte, gotisch hölzerne Rokoko Cranachs freilich eine besondere Vorliebe; man begegnet bei neueren französischen Künstlern aber immer wieder auch Anmerkungen

des Entzückens über andere deutsche Meister, über Dürer, über Holbein oder über Schongauer. Wir hören solche Äußerungen mit einer gewissen Beschämung, weil es uns jedesmal scheinen will, als würden unsere Meister in der Fremde lebendiger geschätzt als im Lande. Denn was weiß der Deutsche eigentlich von seinen großen Malern und Bildhauern, die im dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gelebt und geschaffen haben! Der Gymnasiast, die höhere Tochter lernen genau die Geburts- und Todesjahre italienischer Renaissancekünstler, bis hinab zu den Künstlern dritten und vierten Grades; von deutschen Künstlern aber, die diesen Ausländern wenigstens ebenbürtig sind, wissen sie nicht einmal die Namen. Das ganze Interesse und Wissen des gebildeten Deutschen konzentriert sich gemeinhin auf den Namen Dürer. Dieser gilt als der Schutzpatron der deutschen Kunst schlechthin. Im Glanz dieses einen Namens geht alles andere unter, jedes Ladenmädchen führt ihn im Munde, auf ihn werden Bünde und Vereine zur sogenannten Pflege der Kunst gegründet, und Dürers Bildniskopf wird von der Industrie benutzt, um Verkaufsartikel zu bezeichnen. Heißt das aber, Dürers Kunst verstehen und lieben? Beweist es, daß auch nur der Zehnte von denen, die Dürers Namen nennen, das Lebenswerk dieses Künstlers kennt, eine Vorstellung von der Persönlichkeit damit verbindet, oder nur von ferne ahnt, welches merkwürdige und lehrreiche Kunstproblem sich in diesem nord-südlichen Temperament verkörpert hat? Daneben wird dann noch mit dem Namen Holbein eine etwas deutlichere Vorstellung verbunden; auch bei dem Namen Cranach wird vielleicht noch von fern eine Form geahnt, und neuerdings ist Grünewald Mode geworden. Das ist aber auch alles. Wer kennt die herrlichen, von Anmut und Schönheit funkelnden Werke Altdorfers, wer empfindet das graziös Klassische in den Stichen Schongauers, wer hat feste Vor-

stellungen, wenn er die Namen Pacher, Burgkmair, Stefan Lochner, Baldung-Grien hört! Und das sind die Bekanntesten, die Populärsten. Von den Malern, die tiefer noch im Dunkel provinzieller Kunstübung gelebt haben und deren Namen doch allein schon wie ein Epos klingen, Schüchlin und Konrad Witz, Zeitblom und Pleydenwurff, Hans Multscher und Rueland Frueauf, Bartel Beham, Urs Graf, und die lange Reihe der nicht näher bestimmbaren „Meister", die nach einem ihrer Hauptwerke genannt werden und die doch als lebendige, große Künstlerpersönlichkeiten dastehen, kennen die meisten gebildeten Deutschen nicht einmal die Existenz. Geht man in die Kupferstichkabinette unserer großen Museen, wo die bedeutenden Stiche und Holzschnitte der alten Meister in vortrefflichen Exemplaren auf Verlangen unentgeltlich gezeigt werden, so findet man überhaupt keine Besucher, oder man sieht ein paar Kunsthistoriker, die Spezialstudien treiben, oder man stößt auf strebsame Laien, die in acht von zehn Fällen vor den Radierungen — Max Klingers sitzen und sich dabei tiefsinnig vorkommen. Und in den Museen kann man die Beobachtung machen, daß die Säle, worin die deutschen Meister hängen, am wenigsten besucht sind. Wenn das aber der immerhin doch sinnlich anregenden Malerei und der erzählenden Graphik geschieht, kann man sich denken, wie sehr die Plastik der Gleichgültigkeit ausgeliefert ist. Einmal liegen viele ihrer Großtaten um ein oder zwei Jahrhunderte noch weiter zurück, zum andern verschwinden die Künstler hier fast alle namenlos im Dämmer der Geschichte, und endlich ist die plastische Kunst ihrem Wesen nach abstrakter als die malende Kunst, sie verlangt noch mehr Schöpfungskraft des Auges, um die Form im Betrachter leben zu machen. Wie viele, selbst namhafte Deutsche reisen durch Naumburg, ohne die Figuren des Doms gesehen zu haben, die in allen Lehrbüchern doch verzeichnet wären, wenn sie griechischen Ursprungs wären.

(Friedrich Nietzsche, der Naumburger, hat über diese Weltwunder der Plastik nicht ein einziges Wort in seinen Werken gesagt.) Wer weiß notdürftig nur Bescheid im Bamberger Dom oder im Straßburger Münster? Als ich neulich das Ulmer Münster besuchte, wo die berühmten Chorgestühlschnitzereien Jörg Syrlins seit der Revolution nur gegen ein besonderes Eintrittsgeld gezeigt werden, war ich unter hundert Reisenden der einzige, der die drei Mark daransetzte, oder — was wahrscheinlicher ist — der vom Vorhandensein dieser Dinge Kenntnis hatte. Hinge dort eine Madonna von Raffael, so würden sich alle hinzudrängen.

Dieses alles ist nicht durchaus als Vorwurf gesagt. Es spiegelt sich in dieser Unkenntnis des eigenen Kunstbesitzes sowohl die problematische Anlage der Deutschen wider, wie auch die unglückselige Zerrissenheit ihrer Geschichte. Es läßt sich gewiß vieles für die Dezentralisation des kulturellen Lebens in Deutschland sagen, es läßt sich nicht nur verteidigen, sondern auch rühmen, daß Deutschland, wie Frankreich oder England, nicht nur ein einziges Kulturzentrum, eine alles beherrschende Hauptstadt hat, sondern eine Menge von Landes- und Provinzialhauptstädten und damit viele kleine lebendige Mittelpunkte. Der Kenntnis unserer deutschen Kunst, unserer Meister ist es aber nicht förderlich gewesen. Die deutsche Kunst ist an sich schon zerrissen, sie ist aufgelöst in Schulen und Sonderbestrebungen, die voneinander oft unabhängig scheinen, sie hat zeitweise und teilweise nach Italien geblickt, und dann auch wieder hinüber zu den Niederlanden, die süddeutschen Künstler haben oft von den norddeutschen nichts gewußt, und niemals ist diese Kunst sichtbar erfüllt gewesen von einem großen, alles einenden nationalen Zug. Die geistige Einheit ist im tieferen Sinne da, sie hat sogar, wenn man sie erst zu sehen vermag, etwas Überwältigendes. Doch ist sie nicht leicht zu sehen, weil das eigenwillig Sonderliche immer im

Wege ist. In Italien, in den Niederlanden ist es leicht, das Ganze zu sehen, in Deutschland ist es, aus äußeren und inneren Gründen, schwierig. Die deutsche Kunst spottet einer klaren Disposition; ihre Geschichte stellt nicht einen geraden Ablauf dar, sondern ist ein scheinbar wirres Durcheinander oft fremdartiger Bestrebungen. Es ist in der Tat leichter, den Florentiner oder Niederländer in der Kunst zu verstehen, als daß der Niederdeutsche den oberdeutschen Künstler, der Rheinländer den Sachsen verstände. Verwandte kommen ja oft schwerer miteinander aus als Fremde. Die deutsche Kunstkraft hat sich, selbst in ihrer glorreichsten Zeit, verzettelt, und der Betrachter muß nun, vor jedem Werk eigentlich, erst etwas abziehen und ignorieren, bevor er das Leben der Form rein aufnehmen kann. Das Ewige und Allgemeingültige ist in der deutschen Kunst mehr als anderswo vom Provinziellen gefärbt.

Wie das schlechthin Klassische und groß Mystische der deutschen Kunst aber innerlich nicht den Weg in die Welt, zur Menschheit, ja nicht einmal unbedingt zu den Deutschen gefunden hat, so hat es den Weg auch rein äußerlich nicht gefunden. Noch heute sind die Kunstwerke nirgends so zusammengebracht, daß ein Bild der deutschen Kunst entstehen kann. Über ganz Deutschland sind die Werke verteilt, wie Zufall und Schicksal es gefügt haben. Auch in diesem Bezug geht die Dezentralisation bis zum Äußersten. Die wichtigsten Werke werden in abgelegenen Museen, Kirchen oder Klöstern aufbewahrt, an Orten, die nicht mit der Bahn erreichbar sind, die in einer Ecke des Reichs liegen oder — wie man heute schmerzlich bewegt sagen muß — lagen. Man muß sich manchen Kunstgenuß mühsam erwandern. Der Italiener, der das Wesentliche seiner Kunst in Florenz, Rom und Venedig hat, oder der es in den oberitalienischen Städten leicht aufsuchen kann, der Holländer, der von Amsterdam nach dem Haag oder nach Haarlem fahren kann, fast wie wir von Berlin

nach Potsdam oder Magdeburg fahren, der Belgier, der das Entscheidende in Antwerpen und Brüssel vor Augen hat, oder gar der Franzose, der seine ganze Kunstwelt im Louvre vereinigt findet — sie alle sind besser daran als der Deutsche, der schon sehr lange, sehr bewußt und mit vielen Spezialkenntnissen reisen müßte, wenn er sich ein Bild der deutschen Kunst in all ihrer Mannigfaltigkeit und krausen Schönheit verschaffen will. Eben jener Kunstfreund, von dem ich vorhin sprach, der das Büchlein der französischen Urteile über Cranach zusammenstellen möchte und der Schweizer ist, sagte einst, wenn es gelänge, ein deutsches Museum zu machen, im Charakter des Louvre oder der Uffizien, in dem alles Wesentliche deutscher Kunst, oder doch vom Wesentlichen das Entscheidende vereinigt sei, so würde die Menschheit erschüttert vor diesen Denkmalen einer ungeheuer vielfältigen und doch — trotz aller Zersplitterung — letzten Endes einheiltichen Kunstkraft dastehen und erst wahrhaft den Genius unseres Volkes erkennen. Er hat recht. Ich kann im Augenblick nicht sagen, ob ein solches Zentralmuseum grundsätzlich wünschenswert ist, ob es im besonderen für uns Deutsche wünschenswert ist, oder ob die jetzige Dezentralisation des geistigen Besitzes nicht auch seine Vorteile hat. Das wäre eine Untersuchung für sich. Ich weiß aber, wie beklagenswert es ist, daß immer nur ganz wenigen die klassische deutsche Kunst zu einem großen, alles Denken beeinflussenden Erlebnis wird, daß wir, was uns zunächst liegt und uns am meisten zu eigen gehört, am wenigsten kennen und darum fortgesetzt in Unkenntnis über den eigenen Nationalcharakter, über unser Können und Müssen erhalten werden.

Äußere Schwierigkeiten würden zu überwinden sein, wenn der Wille zu unsern deutschen Meistern lebendig da wäre. Er ist aber nicht genügend stark da. Er ist zum guten Teil gebrochen worden von denen, die doch auch allerbeste Deutsche

waren, von unsern großen Dichtern und Denkern im achtzehnten Jahrhundert. Ihr Ideal, das sich im Klassizismus ausprägt, das den Blick beständig nach Griechenland und Italien zu richten zwingt, hat uns ungerecht oder gleichgültig gegen den eigenen reichen Besitz gemacht. Es hat lange Zeit zur Mode der Bildung gehört, wie Goethe zu räuspern und zu spucken, auf alles Mittelalterliche und Deutsche in der Kunst zu schelten und es formlos zu nennen; es hat zu den Irrtümern eines ganzen Volkes gehört, einem Idealbegriff mehr zu vertrauen als den Augen und dem lebendigen Gefühl. Die Deutschen haben sich befehlen lassen, was gut und schlecht, schön oder häßlich sei, weil einige große Männer ihr persönliches Empfinden zum Gesetz zu erheben trachteten; die Deutschen haben einen erhabenen Irrtum genialer Literaten heilig gesprochen. Und sie werden dafür nun gestraft, indem sie sich selbst künstlich arm machen. Ärmer, als sie selbst ahnen. Denn die Kunst ist immer ein Gleichnis des ganzen Lebens. Wer sich gewaltsam einem Teil der Kunst verschließt, der verschließt sich einem Teil des Lebens überhaupt.

Aus solchen Erwägungen heraus ist der Plan entsprungen, ein Gesamtbild der deutschen Kunst, ein Gesamtbild dessen, was deutsche Meister gemacht haben, in einer Sammlung von Monographien zu geben. Es fehlte bis jetzt eine solche Gesamtdarstellung. Zwar ist die alte deutsche Kunst nach vielen Seiten gründlich erforscht. Aber die Forschungsergebnisse sind immer nur in Spezialarbeiten niedergelegt. Es sind Arbeiten von Kunstgelehrten für Kunstgelehrte. Worauf es jetzt ankommt, das ist eine Darstellung, in der alle Forschungsergebnisse verwertet sind, die aber immer auf Ganzheiten zielt. Es gilt jetzt, zusammenzufassen und den tieferen Zusammenhang des von Natur Zersplitterten und schwer Übersehbaren zu zeigen, es gilt, Freude an der eigenen Art, Vertrauen dazu und das schöne Selbstgefühl der Leistungsfähig-

keit zu erwecken. Und da es nicht anders möglich ist, muß es mit Hilfe des Buchs geschehen, das immer der beste Freund des Deutschen war. Besser als das Buch ist freilich das Museum, und besser als das Museum ist der historische Standort des Kunstwerks. Anschauung ist immer allem aus zweiter Hand Kommenden vorzuziehen. Da die unmittelbare Anschauung aber, aus den oben dargelegten Gründen, so sehr erschwert ist, und auch weil die Zeitumstände sich ihr widersetzen, so muß die mittelbare Anschauung mit Hilfe der Abbildung und des Wortes an die Stelle treten. In Verbindung mit dem Insel-Verlag geben Professor Curt Glaser und der Verfasser eine Sammlung unter dem Titel dieses Aufsatzes heraus, von dem Wunsch geleitet, in leicht lesbaren Abhandlungen von der Hand der besten Kenner und Darsteller, worin alles Forschungsmaterial verarbeitet ist und die so aneinandergeknüpft sind, daß eine Gesamtübersicht möglich wird, das ideale Nationalmuseum deutscher Kunst einigermaßen zu ersetzen. Den Hauptmeistern sollen besondere Bände gewidmet werden. So wird Max J. Friedländer über Dürer, H. Wölfflin über Grünewald, Curt Glaser über Cranach, H. A. Schmid über Holbein, Hans Tietze über Altdorfer schreiben, und Pacher, Schongauer und Burgkmair werden ebenfalls gesondert behandelt werden, immer aber auch in Verbindung mit dem „Kreis", in dessen Mittelpunkt sie stehen. Daneben wird in andern Bänden von den Schulen die Rede sein, wo die führenden Persönlichkeiten mehr zurücktreten, wo das Niveau wichtiger ist als das Individuum. Gelehrte wie W. Worringer, Walter Cohen, E. Redslob und andere haben es übernommen, über die Anfänge der Tafelmalerei, über die Altkölner Malerei, über die Nürnberger Malerei im 15. Jahrhundert usw. zu schreiben. Nach und neben der Malerei soll dann auch die Plastik behandelt werden; und es hoffen die Herausgeber und der Verlag, nach einer nicht allzu langen Reihe von Jahren so den Deutschen eine Kunst-

bibliothek vorgelegt zu haben, die als ein in schwerer Zeit errichtetes würdiges Monument angesprochen werden kann, die vielen Volksgenossen die Freude an sich selbst und den Gebrauch der eigenen Kräfte erhöht.

Denn dieses tut uns vor allem not. Abgesehen davon, daß neue Einsichten stets wertvoll sind, doppelt wertvoll, wenn sie die eigene Geschichte erklären helfen und im Dienste einer Synthese stehen, kann der Weg zu einer Europäisierung, zu einer kontinentalen Zusammenfassung großen Stils, wie sie heute von allen Seiten empfohlen wird, nur auf den Fundamenten des nationalen Selbstgefühls und der genauen Kenntnis der nationalen Kräfte erfolgen. Vorbedingung eines Europäertums, wie schon Nietzsche es forderte, ist nicht eine lakaienhafte Hingabe an Fremdes, ist nicht ein charakterloser Internationalismus, wie ihn Kolonialvölker haben, sondern ein sicheres Stehen und Gehen auf eigenem Boden. Völker von internationalem Einfluß sind stets national sehr gefestigt. Ein Blick auf Frankreich, auf England beweist es. Kein besseres Mittel gibt es, allen Völkern verständlich und verehrungswürdig zu werden, als die charaktervolle Eigenart. Um sie mehr als bisher zu pflegen, müssen wir besser noch als bisher wissen, wer wir sind, wie wir waren und ewig sein werden. Denn so nur können wir ermessen, was wir als Deutsche und als Europäer leisten können und darum leisten müssen.

* * *

GOETHE

GEDICHT

DÄMMRUNG senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!

Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh;
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun im östlichen Bereiche
Ahn ich Morgenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

Aus den Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten.



EIN BRIEF GOGOLS ÜBER SEINEN ROMAN „DIE TOTEN SEELEN“

Eine Übersetzung dieses Romans von H. Röhl erscheint demnächst im Insel-Verlag.

ICH verstehe nicht, wie du, ein solcher Menschenforscher und Menschenkenner, mir die gleichen törichten Fragen vorlegen kannst, auf die sich alle anderen so trefflich verstehen! Mehr als die Hälfte davon bezieht sich darauf, was der Zukunft angehört. Was für einen Sinn hat bloß diese Neugierde? Nur eine Frage, die du stellst, ist klug und deiner würdig, und ich wünschte, daß auch andere Leute sie an mich gerichtet hätten, obwohl ich nicht weiß, ob ich sie auch vernünftig beantworten kann; ich meine die folgende: woher es nur komme, daß die Helden meiner letzten Werke, besonders die der „Toten Seelen“, trotzdem sie nichts weniger als naturgetreue Porträts von wirklichen existierenden Menschen, und obwohl sie an und für sich sehr wenig sympathisch und anziehend sind, unserem Herzen dennoch so nahe stehen, wie wenn die Seele

bei ihrer Schöpfung beteiligt gewesen wäre? Noch vor einem Jahre wäre es mir peinlich gewesen, dir auf diese Frage zu antworten. Heute aber will ich es offen bekennen: die Helden meiner Werke stehen unserem Herzen darum so nahe, weil sie Schöpfungen der Seele, weil sie selbst Zeugen meiner seelischen Entwicklung sind. Um mich dir besser verständlich zu machen, will ich dir eine Definition von mir als Schriftsteller geben. Man hat viel über mich gesprochen und geschrieben und mich nach den verschiedenen Seiten meines Wesens zu ergründen gesucht, aber mein wahres Wesen hat man darum doch nicht ans Licht gebracht. Dieses kannte nur Puschkin allein. Er sagte mir immer, noch nie habe es einen Schriftsteller gegeben, der in so hohem Grade das Vermögen besaß, die Gemeinheit und Plattheit des Lebens mit so satten Farben zu schildern, die Hohlheit und Nichtigkeit eines gemeinen Menschen mit einer solchen Kraft zu zeichnen wie ich, so daß die ganze Kleinheit und Armseligkeit, die den meisten Menschen entgeht, jedem deutlich in die Augen springt. Das ist der Grundzug meines Wesens, und er fehlt in der Tat den meisten anderen Schriftstellern. Er hat sich mit der Zeit in mir noch vertieft, weil sich noch andere geistige Züge mit ihm verbunden haben. Aber das konnte ich damals nicht einmal Puschkin mitteilen. Dieser Grundzug hat sich mit besonderer Kraft in den „Toten Seelen“ offenbart. Die „Toten Seelen“ haben nicht darum in Rußland solch ein Grauen hervorgerufen und so ein Aufsehen erregt, weil sie irgendwelche furchtbare Wunden oder innere Krankheiten an den Tag gebracht oder ein erschütterndes Bild vom Triumph des Bösen und von den Leiden der Unschuld entworfen hätten. O nein. Meine Helden sind durchaus keine Bösewichter, wenn ich einem jeden von ihnen nur einen einzigen guten Zug mitgeteilt hätte, der Leser hätte sich sicher mit ihnen ausgesöhnt. Aber die Armseligkeit und Gemeinheit des Ganzen flößte

dem Leser Schrecken ein. Was ihn mit solch einem Grauen erfüllte, war dieses, daß bei mir ein Mensch kleinlicher und elender war als der andere, daß es unter ihnen auch nicht eine tröstliche Erscheinung, keinen einzigen Ruhepunkt gab, an dem man hätte aufatmen können, an dem der arme Leser sich erholen und Mut schöpfen konnte, und daß es einem, wenn man das Ganze gelesen hatte, so vorkam, als trete man aus einem dumpfigen Kellergewölbe wieder in Gottes freie Welt hinaus. Man hätte es mir eher vergeben, wenn ich irgendein malerisches Ungeheuer gezeichnet hätte, — die Jämmerlichkeit und Gemeinheit aber hat man mir nicht verziehen. Das, wovor der Russe erschrak, das war seine Nichtigkeit, sie war ihm weit schrecklicher als all seine Mängel und Laster! Ist das nicht eine außerordentliche Erscheinung? Fürwahr, dieser Schrecken ist etwas Herrliches! Wer einen solchen Ekel und Widerwillen vor dem Kleinen und Nichtigen empfindet, in dem liegt sicherlich das Gegenteil von aller Kleinheit und Nichtigkeit verborgen. Dies also ist mein größter Vorzug, und ich wiederhole, er hätte sich nicht mit einer solchen Kraft in mir entwickelt, wenn nicht meine eigene geistige Stimmung und die Geschichte meiner Seele hinzugekommen wären. Keiner meiner Leser wußte, daß er über mich selbst lachte, während er über meine Helden zu lachen glaubte.

Ich hatte kein einzelnes großes Laster, das all meine übrigen Untugenden um Haupteslänge überragte, ebensowenig wie ich irgendeine vorbildliche Tugend besaß, die mir ein besonders anziehendes Äußeres verliehen hätte, dafür aber vereinigte ich in mir alle Scheußlichkeiten, die es nur gibt, ich besaß zwar von jeder nur ein wenig; aber sie waren in solch einer Menge vertreten, wie ich es noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen habe. Gott hat mir eine vielseitige Natur gegeben. Er hat mir bei meiner Geburt auch manche guten Keime eingepflanzt, der beste jedoch, für den ich ihm nicht

genug zu danken vermag, ist der Wunsch, besser zu werden. Ich habe meine schlechten Seiten nie geliebt, und wenn es die himmlische Liebe Gottes nicht so gefügt hätte, daß sie sich nur langsam und allmählich vor mir enthüllten, statt sich mir plötzlich und mit einem Schlage zu offenbaren, als ich noch keine Vorstellung von seinem unendlichen Mitleid besaß — dann hätte ich mich sicherlich erhängt. Aber in dem Maße, als ich sie in mir entdeckte, verstärkte sich durch eine wunderbare höhere Eingebung der Wunsch in mir, mich von ihnen zu befreien; es war ein außergewöhnliches seelisches Erlebnis, das mich dazu führte, sie meinen Helden mitzuteilen. Was dies für ein Erlebnis war, dieses darfst du nicht erfahren; wenn ich geglaubt hätte, daß es jemand nützen könne, hätte ich es längst bekannt gemacht. Von diesem Augenblick an begann ich, meine Helden über ihre eigene Gemeinheit hinaus auch noch mit meinen persönlichen Scheußlichkeiten auszustatten. Das geschah folgendermaßen: ich nahm eine schlechte Eigenschaft, die ich bei mir selbst fand, untersuchte, welche Formen sie in einem anderen Beruf, Stand oder Lebenskreise annimmt, versuchte es, sie als meine Todfeindin darzustellen, die mich aufs empfindlichste beleidigt hat, und verfolgte sie mit Haß, Spott und allem, dessen ich noch sonst fähig war. Wenn jemand all die Ungeheuer gesehen hätte, die meine Feder im Anfang erschuf, er hätte vor Entsetzen gezittert. Ich brauche dir nur zu erzählen, daß Puschkin, als ich ihm die ersten Kapitel der „Toten Seelen" vorlas (er hatte sonst stets gelacht, wenn ich ihm etwas vortrug, denn er lachte gern und von Herzen), immer finsterer und finsterer wurde, bis sich sein Gesicht zuletzt vollkommen verdüsterte. Als ich geendigt hatte, sagte er mit einem tiefen Schmerz in der Stimme: Gott, wie grauenhaft trostlos und traurig ist doch unser Rußland. Dieser Ausspruch überraschte mich. Puschkin, der Rußland so gut kannte, hatte nicht bemerkt, daß dies alles nur eine Kari-

katur, ein Produkt meiner Phantasie war. Und jetzt erst erkannte ich, was eine Sache bedeutet, die einem aus dem Herzen geflossen ist, was geistige Wahrheit ist, und in was für einer erschreckenden Gestalt man die Finsternis und den furchtbaren Mangel an Licht darstellen kann. Seit dieser Zeit dachte ich nur noch daran, wie ich den niederschmetternden Eindruck der „Toten Seelen" mildern könnte. Ich sah, daß vieles Schlechte des Hasses nicht wert, und daß es besser ist, es in seiner Nichtigkeit und Armseligkeit darzustellen, die in alle Ewigkeit sein Teil ist. Ferner wollte ich sehen, was die Russen sagen würden, wenn man ihnen ihre eigene Häßlichkeit und Gemeinheit vor Augen führte. Nach einem Plan, der mir schon lange vorschwebte, brauchte ich für meinen ersten Teil lauter kleine und armselige Menschen. Diese elenden Menschen sind jedoch keineswegs Porträts nach lebendigen Personen, ich habe vielmehr in ihnen die Züge all der Leute gesammelt, die sich für besser halten als die anderen; allerdings habe ich sie aus Generälen zu gemeinen Soldaten gemacht. Hier finden sich außer Zügen von mir selbst noch viele solche von meinen Freunden und sogar einige von dir. Ich werde dir das später zeigen, wenn die Zeit gekommen sein wird, bis jetzt ist das noch mein persönliches Geheimnis. Ich mußte allen guten Menschen, die ich kannte, alles Häßliche und Gemeine nehmen, das sie zufällig erworben hatten, und es ihren rechtmäßigen Besitzern wiedergeben. Frage nicht, warum der erste Teil von nichts anderem handelt als von Elend, Armseligkeit und Gemeinheit, und warum alle handelnden Personen, bis auf die letzte, so trivial und gemein sind. Die Antwort hierauf wirst du in den folgenden Bänden finden. Das ist das Ganze! Der erste Teil hat trotz all seiner Unvollkommenheiten seine Aufgabe erfüllt, er hat allen Menschen einen wahren Ekel und Widerwillen gegen meine Helden und gegen ihre Armseligkeit eingeflößt, er hat in uns etwas wie Schmerz und Unwillen

gegen uns selbst erzeugt. Fürs erste genügt mir das. Dies alles wäre mir natürlich noch viel besser gelungen, wenn ich mich nicht so sehr mit der Veröffentlichung beeilt, und wenn ich das Ganze noch sorgfältiger und gründlicher bearbeitet hätte. Meine Helden haben sich noch nicht völlig von mir abgelöst und daher auch noch nicht die rechte Selbständigkeit erlangt. Ich habe sie noch nicht fest genug auf den Boden gestellt, auf dem sie stehen sollten, noch sind sie nicht recht heimisch geworden in dem Kreis unserer Sitten, noch wurzeln sie nicht tief genug in dem eigentlich russischen Leben. Noch ist das ganze Buch nicht viel mehr als eine Frühgeburt, aber sein Geist hat sich doch schon unsichtbar verbreitet, und selbst sein verfrühtes Erscheinen kann mir dadurch nützlich werden, daß es meine Leser veranlassen kann, mir all meine Fehler nachzuweisen, die ich bei der Schilderung der gesellschaftlichen und privaten Verhältnisse Rußlands begangen habe. Wenn du zum Beispiel, statt mir unnütze Fragen zu stellen (mit denen du mehr als die Hälfte deines Briefes angefüllt hast, und die zu nichts führen, außer zur Befriedigung einer müßigen Neugierde), wenn du alle vernünftigen und sachlichen Bemerkungen und Einwände, die über mein Werk laut werden, deine eigenen sowohl, als auch alle möglichen fremden, die von klugen Menschen herstammen, welche gleich dir Erfahrung genug besitzen und mitten in einem tätigen Leben stehen, sammeln und ihnen eine Reihe von Anekdoten und tatsächlichen Begebenheiten beifügen wolltest, die in eurem Kreise oder in eurer Provinz vorgefallen sind — sei es nun, daß sie mein Buch in einem seiner Teile widerlegen oder bestätigen —, dann tätest du ein wahrhaft gutes Werk, und ich würde dir von Herzen dankbar sein. Wie würde sich dadurch mein Horizont erweitern! Wie würde das meinen Kopf erfrischen, und wieviel leichter würde die Arbeit vonstatten gehen! Aber das, worum ich bitte, will kein Mensch tun, niemand hält meine

Bitten für ernst und wichtig genug, und jeder respektiert nur seine eigenen; andere wieder verlangen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit von mir, ohne selbst zu wissen, was sie verlangen. Und was soll bloß diese müßige Neugierde, diese törichte unnütze Hast, die, wie ich sehe, auch dich angesteckt hat? Sieh doch, wie in der Natur alles würdig und weise nach wohlgefügten Gesetzen vonstatten geht und wie vernünftig eines aus dem anderen folgt! Nur wir allein machen uns, Gott weiß warum, so viel unnütze Unruhe. Alles eilt und hastet wie im Fieber. Hast du dir denn deine Worte auch ordentlich überlegt? „Es ist absolut notwendig, daß wir den zweiten Band erhalten." Soll ich mich denn bloß deswegen, weil alle Leute mit mir unzufrieden sind, mit dem zweiten Bande beeilen? Das wäre doch ebenso dumm wie das, daß ich mich mit dem ersten zu sehr beeilt habe. Bin ich denn schon ganz um mein bißchen Verstand gekommen? Ich brauche diesen Unwillen und diese Unzufriedenheit ja. Wenn die Menschen unwillig über mich sind, werden sie mir doch wenigstens irgend etwas sagen. Und woraus schließt du nur, daß der zweite Band jetzt ein dringendes Bedürfnis geworden ist? Hast du etwa in meinen Kopf hineingeblickt, fühlst du, was das Wesen dieses zweiten Bandes ausmacht? Deiner Ansicht nach braucht man ihn jetzt, während ich glaube, daß er nicht früher als nach zwei Jahren erscheinen sollte, und auch dies bloß, wenn man die Umstände und den Gang der Zeit berücksichtigt. Wer von uns hat nun recht? Der, in dessen Kopf der zweite Band fertig dasteht, oder der, der noch nicht einmal weiß, was seinen Inhalt bildet? Was das jetzt für eine seltsame Mode ist, die neuerdings in Rußland aufgekommen ist! Der Mensch liegt selbst auf der faulen Haut, will selbst nichts tun und spornt die anderen zur Tätigkeit an; als ob jeder andere sich aus allen Kräften anstrengen müßte vor Freude darüber, daß sein Freund müßig auf dem Rücken liegt! Kaum erfährt man, daß

irgendein Mensch mit einer ernsten Sache beschäftigt ist, so treibt man ihn schon überall zur Eile an, und dann schilt man ihn noch, wenn er es schlecht macht; dann heißt es: Warum hast du dich so beeilt? Aber ich schließe meine Predigt. Auf deine kluge Frage habe ich geantwortet; ich habe dir sogar gesagt, was ich bis heute noch keinem einzigen Menschen gesagt habe. Glaube, bitte, nach diesem Bekenntnis nicht, daß ich ebenso ein Ungeheuer bin wie meine Helden. Nein, ich gleiche ihnen nicht. Ich liebe das Gute, ich suche es aus allen Kräften, und meine Seele glüht für alles Schöne und Hohe, ich liebe meine Schändlichkeiten nicht und klammere mich nicht an sie, wie meine Helden; ich liebe das Gemeine in mir nicht, das mich von dem Guten fernhält. Ich kämpfe gegen es an und werde gegen es ankämpfen, bis ich es ganz ausgetrieben habe, und dabei wird Gott mir helfen. Es ist ganz falsch, was törichte, weltlich gerichtete Menschen behaupten, daß der Mensch nur erzogen werden könne, solange er noch in der Schule sitzt, und daß er später keinen Charakterzug mehr in sich verändern könne; nur in einem törichten, weltlich gesinnten Schädel konnte ein so dummer Gedanke entstehen. Ich habe mich schon von vielen meiner Scheußlichkeiten befreit, indem ich sie auf meine Helden übertrug, sie in ihnen verspottete und auch andere zwang, über sie zu lachen. Ich bin schon manche von ihnen losgeworden, indem ich ihnen ihr verlockendes Äußeres, ihre ritterliche Maske nahm, dank der jedes von unseren Lastern keck durch die Welt geht, ich habe sie neben das Häßliche gestellt, das allen sichtbar ist. Wenn ich mich in der Beichte vor Ihm prüfe, der mich in die Welt gesandt hat und der mir befahl, mich von meinen Fehlern zu befreien, dann erkenne ich viele Laster in mir, aber es sind nicht mehr dieselben wie im vergangenen Jahr, eine heilige Kraft half mir, mich von ihnen zu befreien. Dir aber rate ich, diese Worte nicht unbeachtet verhallen zu lassen, son-

dern, wenn du meine Briefe gelesen hast, einen Augenblick allein zu bleiben, alles andere eine Weile zu vergessen und gründlich in dich selbst hineinzublicken, indem du dein ganzes Leben an dir vorüberziehen läßt, und dann die Wahrheit meiner Worte einer Prüfung zu unterziehen. In dieser meiner Antwort wirst du, wenn du näher zusiehst, auch eine Antwort auf deine übrigen Fragen finden, und du wirst erkennen, warum ich bisher dem Leser nicht auch die tröstlichen Erscheinungen gezeigt und mir keine tugendhaften Menschen zu Helden erwählt habe. Solche kann man nicht frei aus dem Kopfe erfinden. Solange man ihnen nicht selbst im geringsten gleicht, solange man sich nicht durch Hartnäckigkeit, Beständigkeit einige gute Eigenschaften erobert hat — wird alles, was die Feder niederschreibt, tot und leblos und von der Wahrheit entfernt bleiben wie der Himmel von der Erde. Ich habe diese Schreckgespenster nicht erfunden — diese Schreckgespenster haben meine eigene Seele gewürgt und bedrückt: nur was lebendig in meiner Seele lebte, ist frei aus ihr herausgeströmt.

Übertragen von Otto Buek.

* * *

NOVALIS

AN TIECK

EIN Kind voll Wehmut und voll Treue,
Verstoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längst verfallenen Bank

Ein altes Buch, mit Gold verschlossen,
Und nie gehörte Worte drin,
Und wie des Frühlings zarte Sprossen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es sitzt und liest und schauet
In den Kristall der neuen Welt,
An Gras und Sternen sich erbauet
Und dankbar auf die Kniee fällt:

So hebt sich sacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann
Im schlichten Rock und kommt mit heiterm
Gesicht ans fromme Kind heran.

Bekannt, doch heimlich sind die Züge,
So kindlich und so wunderbar:
Es spielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar seltsam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend seine Hände:
Es ist des Buches hoher Geist,
Der ihm der sauern Wallfahrt Ende
Und seines Vaters Wohnung weist.

„Du kniest auf meinem öden Grabe“,
So öffnet sich der heilge Mund,
„Du bist der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg als armer Knabe
Hab ich ein himmlisch Buch gesehn
Und konnte nun durch diese Gabe
In alle Kreaturen sehn.

Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel geschehn,
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen stehn.

Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was innre Lust mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit ist da, und nicht verborgen
Soll das Mysterium mehr sein.
In diesem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröte,
Des Friedens Bote sollst du sein.
Sanft wie die Luft in Harf und Flöte
Hauch ich dir meinen Atem ein.

Gott sei mit dir! Geh hin und wasche
Die Augen dir mit Morgentau!
Sei treu dem Buch und meiner Asche
Und bade dich im ewgen Blau!

Du wirst das letzte Reich verkünden,
Das tausend Jahre soll bestehn,
Wirst überschwenglich Wesen finden
Und Jakob Böhmen wiedersehn."

* * *

MARTIN ANDERSEN NEXÖ

PELLE DER EROBERER

(Für das Inselschiff geschrieben)

JA, es ist wohl an dem: die allgemeine Auffassung sieht in „Pelle dem Eroberer" ein autobiographisches Werk. Aber das ist nicht meine Schuld. Wer zuerst diese Betrachtungsweise

auf das Buch angewandt hat, weiß ich nicht; jedenfalls hat sie Beifall gefunden, ist allgemeingültig geworden. Und ich habe nicht protestiert, im Gegenteil mich über diese Auffassung gefreut, die mir ein Beweis dafür war, daß das Buch lebendig, erlebt wirkte. Wenn ich nun aber geradezu gefragt werde, muß ich ja wohl mit der Wahrheit herausrücken.

Vor einigen Jahren kam eines Tags ein Kopenhagner Arbeiter zu mir herausgefahren, um zu fragen, wo die Arche läge. Er habe seine ganze Ferienzeit dazu benutzt, um Kristianshavn kreuz und quer zu durchstreifen und die Arche zu finden; es sei ihm aber nicht gelungen. — „Wo liegt also die Arche?"

„Überall, wo kleine Leute in düstern, feuchten Kasernen voller Ratten und Mäuse, Wanzen und mit allem übrigen Elend der Armut zusammengepfercht sind. Kopenhagen ist voll derartiger Höhlen, und du bist selber mehrere Male in der Arche gewesen", antwortete ich.

Ach so — es war also nur etwas, was ich mir ausgedacht hatte! Der Mann war augenscheinlich enttäuscht.

Vermutlich wird es einem großen Teil meiner Freunde unter den Arbeitern ebenso ergehn, wenn sie erfahren, daß ich überhaupt sehr wenig vom Stofflichen in „Pelle dem Eroberer" erlebt habe, daß er im großen ganzen freie Dichtung ist — „eine Lügengeschichte", wie die Leute so etwas in meiner Kindheit nannten. Aber da kann nichts helfen.

Auf der andern Seite werden die Ästhetiker wahrscheinlich etwas mehr Respekt vor mir bekommen — und auch darein muß ich mich zu finden suchen. Bisher war ich einigermaßen davor bewahrt, zu dem, was Henrik Pontoppidan „die literarische Formschneiderzunft" nennt, gerechnet zu werden — mein bedeutendstes Werk war ja „nur" autobiographisch. Ich verspüre schon ein Jucken über den ganzen Körper!

Pelle kommt nach Bornholm, acht Jahre alt wie ich, und

wird Hütejunge wie ich auch — so viel ist im ersten Band gemeinsames Schicksal. Ich kam aus Kopenhagen zusammen mit meinen Eltern und Geschwistern und verlebte meine Kindheit in einer kleinen Provinzstadt; Pelle kommt mit seinem Vater aus einer abgelegenen Gegend Schwedens und verlebt seine Kindheit auf einem großen Gut. Der Steinhof ist ganz und gar Pelles Welt; ich selber hatte, als ich das Buch schrieb, mich noch nie auf einem größern Gute aufgehalten. Aber jeder Bornholmer kennt das Gut und weiß genau, wo es liegt — nur verlegen es einige nach dem Süden und andere hinauf in den nördlichen Teil der Insel.

Noch geringfügiger ist (äußerlich betrachtet) das Selbsterlebte im zweiten Band. Ich habe niemals in Kopenhagen als Handwerker gearbeitet, hatte daher keine Spur von persönlicher Kenntnis der Gewerkschaftsbewegung und kannte, als ich das Buch schrieb, keinen von den Führern der Arbeiterbewegung. Ich hatte also die Hände völlig frei, und der große Kampf beruht ganz auf innerm Erleben, das durch die Lektüre einiger alter Jahrgänge des ‚Sozialdemokraten' in Gang gesetzt wurde.

Nur für die Lehrjahre kommt in stofflicher Beziehung Selbsterlebtes in Betracht: die Schilderung der Schuhmacherwerkstatt und des jungen Meisters, teils auch die des alten Jeppe baut sich auf Wirklichkeit auf und hält sich in ihrer Nähe.

Einer älteren Dame aus der Bourgeoisie tat es leid, daß Vater Lasse tot war, sie hätte ihm sonst für den Rest seines Lebens eine Leibrente ausgesetzt. Es war mir nicht möglich, sie davon zu überzeugen, daß er noch lebt und in Zehntausenden von Exemplaren unter uns herumhumpelt. Vater Lasse ist ganz und gar ein erdichtetes Symbol, geschaffen, um eine Welt von verhudelten Greisen zu repräsentieren.

Und nun die Kraft? Hervorragende Kritiker haben darauf

aufmerksam gemacht, wie ganz und gar er aus dem wirklichen Leben gegriffen, wie zuverlässig und frei von aller symbolischen Bedeutung er ist. Hat er also gelebt? Ja, als das geniale Vermögen des Proletariats, als sein Überschuß an Kraft. Wie die Arche Generalnenner für die Höhlen der Armut und Vater Lasse für ihre ausgemergelten Getreuen ist, so „die Kraft" für die hoffnungslos emporstrebenden Kräfte innerhalb des Proletariats. Es war eine technische Notwendigkeit, alle Kasernen des Elends in einer Riesenkaserne zusammenzufassen, um den Stoff nicht zu zersplittern, und es war künstlerische Notwendigkeit, die vielen hoffnungslos ringenden Leben in diesem Einen — der „Kraft" — zu potenzieren. „Pelle der Eroberer" ist gewiß voluminös, aber die Welt, die er schildert, ist sozusagen unendlich, und in Wirklichkeit ist das Buch ungeheuer konzentriert. Fast jede seiner Gestalten hat sich in den Dienst eines Symbols stellen müssen.

Äußerlich betrachtet, habe ich sehr wenig von dem Buche erlebt, bevor ich es schrieb; etwas mehr davon habe ich erlebt, nachdem es erschienen war. Viele Männer und Frauen der Unterklasse sind zu mir gekommen und haben gefragt, woher ich ihr Leben kenne, da ich es Zug um Zug schildern konnte; der und jener Arbeiterführer ist gekommen und hat sich mit Pelle identifiziert. Und die Entwicklung der Dinge selber hat mir hier und da ein Kapitel des Buchs — in lebenden Bildern dargeboten.

Und trotzdem ist „Pelle der Eroberer" ein autobiographisches Werk, aufgebaut auf meiner eignen Entwicklung, meinem eignen Leben — nur nicht in äußerlichem Sinne. Wie hätte ich überhaupt Pelle schaffen können, den Träger der neuen Welt, ohne tief in mich selbst hineinzugreifen? In der Literatur waren alle die großen umfassenden Schilderungen menschlichen Entwicklungsgangs von bürgerlichen Männern, also den Männern einer sterbenden Zeit, geschrieben und be-

trafen bürgerliche Menschen; sie mußten negativ enden und in Pessimismus ausmünden. Sie erhoben den Anspruch, die Menschheit zu umfassen, galten aber nur für ihre Schlacken. Diese Schilderungen waren wenig befriedigend für einen, der von unten herauf kam und erst das Dasein beginnen sollte. Ich und die Meinen, wir hatten alles zugute und waren nicht gewillt, uns damit abspeisen zu lassen, daß die Welt alt und verbraucht sei — weil es die vorige Menschenschicht war.

So etwa sehn die Voraussetzungen von „Pelle dem Eroberer“ aus: lebhaftes Gefühl, sich im Aufstieg zu befinden, und Protest dagegen, mit dem Verblühten zusammen über einen Kamm geschoren zu werden.

Die Gestalt Pelles — wie übrigens alle andern des Buches — mußte ich über mich selber formen; niemand kann am Ende aus anderm schöpfen als aus sich selbst. Dafür ist das auch ein unerschöpflicher Brunnen — wenn man nur genügend in die Tiefe geht.

Vielleicht ist doch das ausgeprägte Solidaritätsgefühl des Proletariats identisch mit einem tieferen Mitwissen, als man es in den übrigen Gesellschaftsschichten findet. Vor meinen Augen steht der typische Schicksalsverlauf der Unterklasse beständig als Selbsterlebnis; oft ist es mir unmöglich, meine eignen Erlebnisse aus denen andrer herauszusondern, und hab ich sie erst in Schilderung umgesetzt, so kann ich es gar nicht mehr. Es wird also leicht genug sein, mich auf Lügen zu ertappen.

Das Kristianshavn, das ich im zweiten Bande von „Pelle dem Eroberer“ schildere, hab ich die ersten beiden Jahre meines Lebens erlebt; so alt war ich, als meine Eltern anderswohin zogen; und ich zählte erst acht Jahre, als sie die Hauptstadt ganz verließen. Trotzdem sind diese ersten Jahre mir ein sicherer Schlüssel zu der Arbeiterwelt der großen Städte gewesen. Ich glaube, ich könnte mich in jedem beliebigen Hinter-

haus der ganzen Welt mit verbundenen Augen zurechtfinden. Das ist eine Ortskenntnis, die tief in mir — unter aller Erfahrung — wie ein geheimnisvolles Mitwissen liegt, von dem ich keine Rechenschaft ablegen kann.

Auf diesem geheimen Mitwissen ruht zu einem wesentlichen Teil „Pelle der Eroberer", und darin ist vielleicht der Grund dafür zu suchen, daß man dieses Buch zu einem in der Hauptsache autobiographischen Werke hat machen wollen. Das ist es also auch, aber in dem tieferen Sinne, daß die Erlebnisse des Proletariats durch Zeit und Raum innerlich auch die meinen sind; persönlich habe ich — es sollte überflüssig erscheinen, das hervorzuheben — nur sehr wenig vom Stofflichen meiner Arbeiten erlebt.

Man gestatte mir in dieser Verbindung darauf aufmerksam zu machen, daß die Geistesform des Proletariats wesensverschieden von der der höheren Gesellschaftsschichten ist. Das Individuelle ist nicht seine Sache — und auch nicht der Egoismus, für den es oft genug den Deckmantel abgeben muß. Der Proletarier baut seine geistige Kultur mehr auf Mitwissen auf als auf Selbstbetrachtung — Mitwissen ist überhaupt seine vorherrschende Fähigkeit. Deshalb sollen so viele als nur möglich mit in die Welt hinüber, die seine Träume schaffen — und deshalb formt er seine Lebenserfahrungen allgemeingültig, in Sprichwörtern. Zum Entgelt holt er Kraft aus den andern, ohne sich an die Person zu heften; was er sich aneignen kann, wird ganz sein Eigentum. Deshalb sind zum Beispiel die Dichter des Proletariats gern namenlos.

Diese Gemeinschaft in Leiden und Freude, dieses Mitwissen, das auf so wunderbare Weise die Unterklasse zu einem einzigen — mächtigen — Wesen macht, ist ja auch auf dem Wege, sich als weltumspannende Solidarität bewußt zu werden.

Ich habe meinen reichlichen Anteil an diesem Mitwissen

erhalten, und darauf gründet sich mein Anrecht, zu schreiben. Meine Fähigkeiten sind überhaupt die der Unterklasse — gehen von ihr aus und gehören ihr. Es ist zu meiner Verkleinerung gesagt worden, daß es mir niemals gelingen werde, den Proletarier abzustreifen; ich selber fühle das als ein Auserwähltsein.

In der Welt des kleinen Mannes ist kein Raum für Zufälle. Die verschiedenen Begabungen, die von ihm ausgehn, haben alle einen bestimmten Zweck, sie sind — wie die Fühlhörner der Schnecke — Kräfte, die er nach dem Licht und der Welt ausstreckt, um sie einzufangen. Oft genug haben sie getrogen und die reiche Ausrüstung, die er ihnen mühselig gegeben hat, benutzt, um sich auf die andre Seite zu retten und ihn in Stich zu lassen. Dann war er so weit wie vorher.

Die letzten Jahre haben ja hierin eine Veränderung erlebt; jetzt stehn „vorgeschobne Kräfte“ der Unterklasse auf verschiedenen Posten — und haben ihren Ausgangspunkt nicht vergessen. Sie haben angefangen, den Drang des Proletariers nach einer Neuwertung zu realisieren — und die alten Maße passen nicht recht für sie. Die gute alte ästhetische Lebensanschauung wird auch nicht recht mit ihnen fertig; sie bringen sie zu oft in Gefahr.

Ach, die schwierige Ästhetik! Wie oft habe ich nicht zu hören bekommen, das Menschliche sei wohl in Ordnung, aber es hapere, gerade heraus gesagt, mit der Kunst!

Ich beuge mich in Ehrfurcht vor dem Spruch — aber lerne gewiß trotzdem nie, Feuer zu schlucken.

Aus dem Dänischen von Gustav Morgenstern.

* * *

MARCELINE DESBORDES-VALMORE
GEDICHTE

Endlich ist im Insel-Verlag die schon seit Jahren erwartete deutsche Ausgabe der Gedichte und Briefe von Marceline Desbordes-Valmore erschienen, jener Frau, die man ohne Überschwenglichkeit als Frankreichs größte Lyrikerin bezeichnen kann. Die Auswahl ist von Stefan Zweig besorgt und mit einer das Wesen dieser auch menschlich bedeutenden Dichterin liebevoll ausdeutenden Einleitung versehen worden. Die Übertragungen sind das letzte größere Werk der vor einigen Jahren gestorbenen Gisela Etzel.

An Hippolyte

NUN bist du da, mein Kind, mein junger Gast!
Seit einer Stunde da! Oh, wie erwartet,
Dein Leben wie erkauft! Kannst du dafür?
Nein, nein! Mein Schrei barg keinen Zorn zu dir.

Du, trugst du nicht schon Weh, bevor zum Tag
Du aufgewacht, und halfst du nicht dazu,
Daß wir uns endlich sehn? Mein Schatten du,
Du Kind aus meinem Sein geboren, das
In diesem Sein mich übermächtig hält,
Auch dir ward Schmerz in deiner engen Welt.

Des Tages trank mein Blick für dich die Sonne,
Ich ging des Nachts in deinen Kerker ein.
Aus meiner armen Seele suchte ich
Dir deinen Himmel aufzubaun und mied
Erinnerung an Böses wie ein Gift;
Ich wollte Gott erschaun, dich schön zu machen,
Dein Herz mit seiner Güte zu durchtränken,
Dem blinden Geist von seinem Licht zu schenken!

Vergiß das nicht: ich sprach zu dir von Gott;
Ich schuf dich aus Gebet, aus süßen Tränen,
Dein Ohr aus Echolaut der heiligen Stätte;
Vor unsrer Unrast barg ich dich lebendig
Und trug mein Weinen hin zur Abendsonne,
Damit du rein und lieblich würdest, wie
Die Blumen sind, und schritt gedankenvoll
In grünes Schilf, um mit lebendigen Quellen
Dir Trank zu geben, die sich kühl ergossen
Und unser beider Fieberglut umschlossen.

Weißt du, wie oft, allein in hoher Kirche,
Wie lang die hellen Engel uns besahn?
Bedächtig schreitend trug ich dich dahin,
Dich Unsichtbaren, ihre schönen Züge
In deine unbestimmte Form zu meißeln.
Ich habe recht getan! Kein Kind hat je
Vom Himmel so viel Himmel mitgenommen
In seinem tiefen Blick, und keine Stirn
Erstrahlte je so lebensvoll und licht.
Was solch ein kleines Antlitz Bilder birgt!
Von allem, was ich liebte, zeigst du mir
Die lieben Züge, und entschwundne Engel,
Wie viele lächeln mir nicht wieder zu
In deinem jungen Lächeln, Engel du!

Du warst das All! Ich hielt den Blick gesenkt,
Bedeckt von meiner Hand, und rief nach keinem,
Nach keinem in der grausam kalten Welt,
Mir Ruh zu geben, meinen Kopf zu stützen
Und meine Frucht vor Sturmeswut zu schützen.
Doch als ich meinen Blick in deinem Namen
Zum Himmel hob, da stahl dein Lächeln sich
In meine Tränen; in der bittern Woge

Erschien mir Gott und ließ in meiner Armut
Mich Mutter sein, und seligen Dank zu Gott
Barg nun des Weibes süßer Weheruf —
Des Weibes, dem Er einen Sohn erschuf.

Die Wiege, leer noch, gab den Stunden Leben;
Ein Engel atmete in mir durch Tag
Und Nacht; ich hegte sein Geschick, ich war
Sein gutes Haus, ich hielt ihn froh geborgen! ...
Wer könnte sterben, so voll Stolz und Sorgen?
Auch brach ich arm in meine Kniee nieder,
Als man mich hob — allein und allzu leicht —,
Und suchte nach der lieben kleinen Last;
Denn ob du noch so nah mir bist, nun trennt,
Die gestern eins wir waren — doch die Luft,
Und ich muß weinen und — verzeih, mein Leben!
Du, dieser Welt durch mich, für mich, gegeben!

Leb wohl! Ich bin nicht mehr die frohe Larve,
Darin die Seele meiner Seele lag
Neun Monde lang; doch wenn ich deiner Blüte,
Der zarten, Schutz gewesen bin, so kehre
Als Mann zuweilen heim in meine Hut.
Ich bin die Mutter: ein Band hielt uns beide,
Die Liebe wird die Liebe suchen gehn.
Trennt je die Erde, was der Himmel bindet?
Im Leben oder Tod — er hilft, daß eins zum andern findet.

Herbstsang

GEDENKST du noch, mein Herz, mein armes Leben,
Des bleichen Herbsttags, der so traurig schien?
Die Wälder seufzten und beklagten ihn,
Der zögernd nur sein Lebewohl gegeben.

Die Vögel sangen keine Zuversicht —
Ein kalter Reif bedrängte ihre Schwingen —
Und wie sie stumm an kahlen Ästen hingen,
Ersehnte man die Blüten und das Licht.

Ich war allein, dem lauten Fest enteilt
Und deinem Blick, um zur Vernunft zu finden,
Doch Schwermut der Natur ist nichts, das heilt,
Wird nur mit unsrer Schwermut sich verbinden.
Ziellos und hoffnungslos und ganz versunken,
Mit langsam scheuen Schritten ging ich hin:
Nun schien der Herbsttag schwül und feuertrunken,
Denn dein geliebtes Bild trug ich im Sinn.

Mit letzter Kraft entfloh ich deinen Ketten
Und meinte so, mich vor mir selbst zu retten.
Mein Auge aber, das in Tränen glühte,
Empfand ein Wirken, das herübersprühte;
Und durch den Nebel kam es auf mich zu,
Ließ mich in Schreck und Zärtlichkeit erbeben:
Vom neuen Sonnenglanz verklärt, umgeben —
Die Himmel öffnen sich — erschienest du!
Ich wagte nicht zu reden; tief betört,
Vom Zauber der Begegnung heiß benommen,
Vermocht ich nicht zu reden, wie verstört,
Daß deine Seele nun zu mir gekommen.

Doch als du meine Hand mit deinen Händen
Umspanntest und ein Schauer mich durchfloß,
Als Röte meine Stirne übergoß —
Mein Gott! wie flog mein Blut in heißen Bränden!
Nichts mehr von Flucht und gar nichts mehr von Grauen;
Zum erstenmal gestandest du dein Herz.

Mein eignes Leid verband sich deinem Schmerz,
Und meine Seele gab dir ihr Vertrauen.
Ich weiß es noch! Weißt du es noch, mein Leben?
Die köstlich süße Pein
Der Worte, dir von Schwermut eingegeben:
„Ich leide, doch dies Leiden muß vom Himmel sein!“

Vom Walde brach kein andrer Laut das Schweigen.
Der Tag war unsrer Tage hellstes Glück;
Ob nah am Schwinden, hielt er noch zurück.
Und seine Flucht schien deine anzuzeigen!
Das Licht der Welt beglänzte unsern Frieden,
Doch eine Wolke schlang sein Feuer ein —
In unsern Herzen, ewig jetzt geschieden,
Blieb nichts zurück als nur der Widerschein.

* * *

CHARLES BAUDELAIRE
MARCELINE DESBORDES-VALMORE

IST es uns nicht mehr als einmal begegnet, daß, wenn wir einem Freunde unsere Neigung, unsere Begeisterung für irgend etwas anvertrauten, zur Antwort bekamen: „Nun, das ist doch sonderbar! Das steht ja in völligem Widerspruch zu Ihren sonstigen Leidenschaften und Anschauungen!“? Und wir entgegnen dann: „Möglich, aber es ist so. Es gefällt mir; es entzückt mich, wahrscheinlich wegen eben dieses auffälligen Gegensatzes zu meinem eigentlichen Ich.“

So ergeht es mir mit Madame Desbordes-Valmore. Wenn der Aufschrei, der unverfälschte Seufzer einer erlesenen Seele, wenn die Hingabe und Verzweiflung des Herzens, wenn ursprüngliche Anlagen und Gaben — alles, was Gott als unverdiente Gnade schenkt —, wenn das genügt, um einen großen Dichter zu machen, so ist Madame Valmore eine große Dichterin und wird es immer sein. Es ist wahr, wenn man sich die Zeit

nimmt, dem nachzuspüren, was ihr fehlt, was durch Fleiß und Mühe erworben werden kann, so wird ihre Größe wesentlich beeinträchtigt. Doch selbst dort, wo ein Mangel an Sorgfalt, ein Holpern uns überlegte Menschen, die wir durchaus verantwortlich sind für unsre Nachlässigkeiten, ärgert und betrübt — selbst dann werden wir von einer plötzlichen, unerwarteten, unvergleichlichen Schönheit des Ausdrucks hingerissen und in den Himmel der Poesie erhoben. Nie war ein Dichter einfacher und aufrichtiger, nie ungekünstelter! Keiner hat diesen Reiz, diese Anmut erreicht, eben weil sie persönlich und eingeboren ist.

Wenn je ein Mann seine Gattin oder seine Tochter von den Gaben der Muse beglückt und geehrt sehen möchte, er könnte sich diese Gaben nicht anders und schöner träumen, als sie Madame Valmore beschieden waren. Unter der beträchtlichen Anzahl von Frauen, die sich heutzutage auf die Literatur geworfen haben, gibt es recht wenige, deren Tätigkeit nicht entweder der Kummer ihrer Angehörigen, ja selbst ihres Geliebten gewesen wäre (denn der zügelloseste Mann verlangt vom Gegenstand seiner Liebe eine keusche Zurückhaltung), oder aber eine Nachahmung männlicher Schwächen und Albernheiten, die bei der Frau abgeschmackt wirken. Wir kennen die schriftstellernde Frau als Philanthropin, als doktrinäre Priesterin der Liebe; sie verherrlicht republikanische Ideen oder andere Zukunftsträume, sie ist Anhängerin Fouriers oder Saint-Simons, und unsere schönheitsuchenden Augen konnten sich nie an dieses unschöne Systematisieren und Abzirkeln, an alle diese lästerlichen und ruchlosen Dinge (es gibt sogar Dichterinnen des Lasters), an diese entwürdigende Nachahmung männlichen Geistes gewöhnen.

Madame Desbordes-Valmore war Weib, war immer Weib und nichts als Weib; aber sie war die vollendete, höchste Personifizierung der natürlichen schönen Weiblichkeit. Ob sie



Felix Desbordes: Marceline Desbordes-Valmore
(Original im Musée de Douai)

vom sehnenden Verlangen des jungen Mädchens, von der traurigen Klage der verlassenen Ariadne oder der glühenden Inbrunst mütterlicher Barmherzigkeit singt — ihr Lied bewahrt stets diese köstliche Weiblichkeit. Da ist nichts Künstliches, nichts Angelehntes, nichts als das „ewig Weibliche", wie jener deutsche Dichter sagt. So hat Madame Valmore in ihrer Wahrhaftigkeit, in ihrer Echtheit ihren Lohn gefunden, das heißt einen Ruhm, der dem des vollendeten Künstlers nicht nachsteht. An den tiefsten Gluten des eigenen Herzens entzündet sie die Fackel, mit der sie in die geheimnisvolle Wirrnis der Empfindungen hineinleuchtet und unsere dunkelsten Erinnerungen der Liebe, auch der Kindesliebe, ans Licht hebt. Victor Hugo hat dem süßen Zauber der Häuslichkeit — wie allem, was er besingt — wundervollen Ausdruck gegeben; doch nur in den Dichtungen der glühenden Marceline findet ihr die mütterliche Innigkeit, die einige wenige unter uns Weibgeborenen in köstlichem Andenken bewahren. Wenn ich nicht besorgen müßte, man könne den Vergleich als eine Herabsetzung dieser verehrungswürdigen Frau ansehen, so würde ich sagen, ich finde in ihr die Anmut und unruhige Wachsamkeit, die Schmiegsamkeit und das Ungestüm einer Katze oder Löwin, die Mutter ist.

Es heißt, Madame Valmore, deren erste Poesien schon weit zurückliegen (1818), sei von unserer Zeit sehr schnell vergessen worden. Vergessen worden, von wem, ich bitte? Von denen, die nichts fühlen und daher nichts bewahren. Sie hat die großen und gewaltigen Eigenschaften, die sich dem Gedächtnis eingraben, die explosive Kraft der Leidenschaft, die in unsere Herzen einschlägt und sie mit fortreißt. Kein Dichter findet ungezwungener den einzig ersten Gefühlsausdruck, das unbewußt Erhabene. Wie einerseits das einfachste und selbstverständlichste Erarbeiten dieser feurigen Feder fremd und unmöglich ist, so ist anderseits das, wonach alle anderen müh-

sam ringen, ihr natürliches Teil; es ist ein immerwährendes neues Finden. So sicher und sorglos, wie wir eine Adresse schreiben, wirft sie die Kostbarkeiten aufs Papier. Eine mitfühlende und inbrünstige Seele, die sich — selbstverständlich ganz unbewußt — in jenem Vers erkennt und zu erkennen gibt:

„Solange man noch geben kann, kann man nicht sterben."

Empfindsame Seele, der das rauhe Leben unheilbare Narben eingrub, war es ihr vor allem, die sich ein Lethe ersehnte, gestattet auszurufen:

„Doch kann uns der Erinnerung nichts entheben —
Wozu, mein Herz, wozu das Sterben dann?"

Gewiß, niemand war berechtigter als sie, einem neuen Gedichtbande den Satz voranzuschicken:

„Gefangen lebt in diesem Buche eine Seele."

Selbst als der Tod erschien, um sie von dieser Welt, deren Leiden sie so tapfer getragen hatte, abzurufen und dem Himmel zuzuführen, nach dessen friedvollen Freuden sie so glühend verlangte, selbst da noch konnte Madame Desbordes-Valmore, die unermüdliche Priesterin der Muse, nicht verstummen, so immervoll von Schmerzensrufen und Liedern war sie, die sich ergießen wollten; sie bereitete einen weiteren Band Gedichte vor, dessen Inhalt Stück um Stück auf ihrem Schmerzenslager reifte, das sie seit zwei Jahren nicht mehr verließ. Sie, die ihr andächtig bei der Zusammenstellung dieser Abschiedsblätter halfen, haben mir gesagt, daß darin das ganze Feuer einer Lebensenergie zu finden sei, die nirgends so lebendig war wie im Leid. Ach! dies Buch wird nun als letzter, nachgelassener Kranz all den strahlenden anderen hinzuzufügen sein, mit denen eines unserer blühendsten Gräber geschmückt sein sollte.

Ich habe immer gern in der großen und sichtbaren Natur nach Beispielen und Gestaltungen gesucht, die mir zur Charakterisierung geistiger Erscheinungen und Eindrücke dienen

könnten. Ich stelle mir vor, wie die Kunst der Madame Desbordes-Valmore auf mich wirkte, damals, als ich sie mit den Augen des Jünglings durchblätterte, die bei empfänglichen Menschen so voll Glut und Scharfsichtigkeit sind. Diese Dichtung erschien mir wie ein Garten. Doch das ist nicht die großartige Würde des Versailler Parks, das ist auch nicht die mächtige Pose des selbstbewußten Italiens, das es so vortrefflich versteht, „Gärten zu errichten“ (aedificat hortas); das ist auch nicht „das Tal der Flöten“ oder das „Tänaron“ unseres alten Jean Paul. Es ist ein schlichter englischer Garten, wundersam romantisch. Üppige Blumenstauden repräsentieren den überströmenden Gefühlsausdruck. Volle, reglose Weiher, die, auf dem umgestürzten Himmelsbogen ruhend, alle Dinge spiegeln, versinnbildlichen die tiefe, von tausend Erinnerungen erfüllte Resignation. Nichts fehlt diesem entzückenden Garten einer vergangenen Zeit, weder vereinzelte Ruinen, die sich in grüner Wildnis bergen, noch das fremdartige Grabmal, das uns an einer Wegbiegung überrascht, die Seele ergreift und an die Ewigkeit mahnt. Gewundene und düstere Alleen führen zu überraschenden Ausblicken, gleichwie der Gedanke der Dichterin nach allerlei wunderlichen Kurven die offene Fernsicht in Vergangenheit oder Zukunft auftut. Doch diese Himmel sind zu weit, um dauernd klar zu sein, und der Wärmegrad zu groß, um nicht Stürme zu entfesseln. Der Wanderer, der die gramverhüllten Fernen betrachtet, fühlt sein Auge feucht werden von hysterischen Tränen. Die Blumen neigen sich und erliegen, die Vögel reden nur noch flüsternd. Ein erster Blitz flammt auf, ihm folgt ein Donnerschlag: es ist die lyrische Explosion, und schließlich verleiht eine unvermeidliche Tränenflut all den niedergeworfenen leidenden und entmutigten Dingen von neuem Frische und Jugendkraft.

Aus dem Anhang zu dem Buche der Desbordes-Valmore, der die wichtigsten Zeugnisse der Zeitgenossen über die Dichterin umfaßt.

ALBERT EHRENSTEIN

STERBEN

I

GROSS war der Himmel, und ich war klein und kein Gott.
Da fuhren die Messer des Zweifels
In mich.

Keusch litt ich als Knabe.

Ich liebte die Erde, ich liebte die Welt.
Aber das Weib ist mir ins Gesicht gefahren
Mörderisch.

Ich bin gegangen an das Ufer des Meeres,
Brüderchen,
Mich im Salz zu ertränken.
Aber das Salzmeer hatte nicht Wasser genug.
Seicht und untief schlug es nur Schaum
Um meinen Schmerz.

Ich habe gelogen,
Ich habe betrogen,
Es war nur Zufall,
Daß ich nicht mordete.

Meine graue Nebelseele gleitet,
Reitet auf dem weißen Tränenrosse.
Durch des Waldes grüne Wellen
In des Todes roten Morgen.

II

Geld — dieser Kies ist auseinandergeweht,
Ruhm — welkes Blatt, das im Herbstwind sich bläht,
Liebe verleuchtet im Wetterlichtschein...
O, welches Glück — nimmer zu sein!

Ich habe über mich das Kreuz gemacht.
Ich bin ein alter Friedhof
Mit Sorgensteinen grau und gram.
Mich waschen fort die Wasser meiner Augen.

Ich habe keinen Wunsch.
Tief ist der Wald,
Tief ist der Fluß,
Tiefer das Grab.

* * *

MITTELALTERLICHES KLOSTERLEBEN

König Konrad im Kloster Sankt Gallen

ALS der König einen Tag und eine Nacht aufgeräumt verbracht hatte, bat er die Brüder in der Frühe um eine Konventsitzung, um sich in die Verbrüderung von Sankt Gallen aufnehmen zu lassen. Die Mönche stimmen alle dafür. Jedem von ihnen weist er für Kleidung ein Pfund Silber zu. Den Knaben ließ er bei dieser Gelegenheit und dann auch für alle Zukunft drei Spieltage geben. Dann ging er in die Kirche des heiligen Gallus, legte auf die Altäre feine Linnen [und machte dem Kloster reichliche Schenkungen, damit es, wie er Salomon gegenüber bemerkte, die Otmarswoche festlich begehen könne]. Und dann fügte er noch lächelnd bei: „Denn auch ich will heute, ein in die Verbrüderungsliste Eingetragener, mit meinen Brüdern speisen und unsere Bohnen aus dem Meinigen pfeffern."

Schnell werden für den König auf dem Otmarsaltare Messen gelesen. Schon vor der gewöhnlichen Stunde geht es zum Mahle. Der Remter füllt sich. Der Tischleser kann kaum einen Satz vorlesen. Die Liebe, die nichts Unrechtes tut, vergaß gern einmal die Klosterzucht. Niemand sagt, dies oder jenes ist wider alles Herkommen, obwohl es früher niemand gesehen

oder gehört, nie ein Mönch solches im Hause erfahren. Wildpret- und Bratenduft steigt den Mönchen in die Nasen. Gaukler springen und tanzen, Saiten klingen. Des Gallus Remter sah noch nie so tobende Freude. Der König schaut bei diesem Lärme zu den altehrwürdigsten und strengsten Mönchen hin. Er lacht, da er manch ein Antlitz ob des seltsamen Treibens in Falten sieht. Am Abend begibt sich der König hinweg, Tränen und Lobpreis seiner „Mitbrüder" begleiteten ihn. Er versprach noch, wenn er das Leben habe, werde er ihnen weiterhin nicht bloß einmal Gutes tun.

*

Brief eines Mönches an eine gottgeweihte Jungfrau

DER hochberühmten Jungfrau, der Auserwählten Gottes, der Freundin der Heiligen, der Trösterin der Armen und Pilger N., der Braut Christi N., wünscht der demütigste Knecht der Knechte Gottes, in seinen unansehnlichen Gebeten Euer getreuer Fürbitter, Mönch N., Euch, der Rosengleichen, die Ihr im schneeweißen Glanze Eurer Schönheit prangt, glückhaftes Heil. Der Ruhm Eurer Würde wisse, o auserwählte Jungfrau Gottes, daß wir im Drange der Not diesen Bittbrief bis zu Eurer Gegenwart gelangen lassen. Wir stellen nämlich die demütige Bitte, daß, wenn es ein Woher, eine Möglichkeit oder eine günstige Gelegenheit gibt, Eure weite Güte ein Hemd wegen der Liebe Eures Namens uns zukommen zu lassen sich würdige, damit wir unser armseliges Körperlein hineinwickeln können. Vergelten wird es Euch der Herr, der gesagt hat: „Ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet" und „Was ihr einem meiner Geringsten tut, das habt ihr mir getan." Wir werden dann ein getreuer Beter für Euch sein. Soweit unsere Kleinheit das Erbarmen Gottes für Euer Leben und Eure Gesundheit anzuflehen vermag, soweit wollen wir allen Eifer haben, wie es ja nur gerecht ist, eine

so ruhmvolle Frau, die Tochter der Engel, mit unseren Gebeten zu stützen. Lebe wohl, preiswürdige Jungfrau, jetzt und immer in ewige glückselige Zeiten.

*

Aus den Konstitutionen des seligen Wilhelm von Hirsau

Was man nur tun darf, wenn das Sprechen erlaubt ist

VERLÄSST man an einem Tage, an dem im Kloster gesprochen wird, das Kapitel, so sage zunächst niemand etwas. Kann einer lesen, so nimmt er ein Buch und setzt sich hin. Im Stehen aber rede er keineswegs. Wer spreche und was man spreche, es geschehe immer mit gedämpfter Stimme. Es darf nur von Geistlichem und solchen Dingen geredet werden, die man in diesem geistlichen Leben nicht entbehren kann. Man hüte sich auch, an einen Bruder, der auf der anderen Seite gegenüber oder sonstwie entfernter sitzt oder steht, das Wort zu richten. Braucht man etwas vom Kämmerer, so erledige man es vor allem in dieser Stunde. Wünscht einer seine Nägel zu schneiden, so sage er es dem Bruder, der neben ihm sitzt. Der muß zustimmen unter dem Spruche: „Mit Gottes Segen", und hat man so ein „Segnet" und „der Herr" (segne) vorausgeschickt, dann schneide man dem Mitbruder die Nägel. Hat jemand sein Trinkgefäß und seine Schüssel zu spülen, so tue er es dort stillschweigend. Muß er sein Messer schärfen, dann besorge er es an dem Steine, der zu diesem Zwecke im Klaustrum an einer Kette hängt; er kann es aber auch an dem anderen, der im Waschraume ist, schleifen. Ist etwas an der Kleidung zerrissen und will er es flicken, so mache er es jetzt oder an seinem Bette in der Kukulle und im Pelzgewand sitzend. Zwei Kleider hat er nämlich, ist eines zerrissen, so flickt er es, wenn er das andere angezogen hat. Wünscht er

etwas von seiner Kleidung in die Sonne zu legen, so besorge er es jetzt, vergesse aber nicht, es vor der Kollation oder, wenn in der folgenden Nacht zwölf Lektionen sind, vor der Vesper wieder zu holen.

*

Aus des Mönches Adam Büchlein der Selbstgespräche

Der Mönch: Als ich die Welt verließ und zum Ordensleben kam, da hoffte ich, ich werde nun Frieden und Ruhe erreichen. Nun aber sehe ich gerade das Gegenteil. In Angst, Not und in größere Bedrängnis als draußen in der Welt bin ich hineingeraten...

Die Vernunft: So haben Mönch und Weltkind ihr Leid. Doch siehst du den Unterschied nicht gut. Du warst sicherlich, als du noch nach dem Fleische in der Welt lebtest, in größerer Not als jetzt, aber nun glaubst du, du wärest damals in geringerer gewesen. Du hast eben dazumal deine elende Lage nicht recht gefühlt. Je ungefährlicher dir zu jener Zeit dein Zustand erschien, desto bedenklicher war er... Jetzt aber, wo du das Teufelsjoch von dir geschüttelt hast..., verfolgt dich dein Feind in seinem Neide hitziger als ehedem... Wundere dich also nicht über deine Versuchungen, sondern kämpfe, damit du nicht von ihnen überwältigt wirst. Weißt du selbst nicht recht, wie du die Versuchungen überwinden magst, so zeige mir, welche dich am meisten ermüden. Meine Ausführungen werden dich dann belehren, wie du ihnen widerstehen kannst. Worin wirst du also versucht, und was denkst du?

Der Mönch: Ich denke an die Menge der zierlichen und schönen Weiber.

Die Vernunft: Was hältst du von ihnen? Wie malst du dir sie aus, und wie erscheinen sie dir in deinen Gedanken?

Der Mönch: Gar schön, sehr angenehm und sehr süß.

Die Vernunft: Wozu schön, angenehm und süß?

Der Mönch: Schön anzusehen, angenehm zu umarmen und süß zum Kusse.

Die Vernunft: Wie ist dir, wenn du so denkst?

Der Mönch: Mein Geist erseufzt, mein Leib wird aufgestachelt, mein Herz sehnt sich nach Stillung der Lust, und mein Fleisch jubelt.

Die Vernunft: Der Jubel ist gar sehr zu beklagen und zu beweinen. Warum jubelt dein Herz und Fleisch nicht vielmehr im lebendigen Gotte? Du solltest doch nicht wie ein Rabe, sondern wie eine Taube sein. Weißt du nicht, daß du einen bemalten Mantel zu halten wünschest, wenn du mit lüsternem Auge ein Weib ansiehst? Siehst du nicht, daß etwas Stinkendes birgt, was dir unerlaubterweise gefällt und dir als etwas Schönes erscheint? Wenn du ein zierliches Weib lustvoll zu umfangen begehrst, so wünschest du einen Seidensack voll von Dreck in deinen Armen zu halten. Ist auch der Sack angenehm zu berühren, so ist doch sein Inhalt für die Nase stinkend. Sieh, so sind die Weiber, von denen du denkst, daß sie schön, lieb und süß sind. Sie scheinen dir nur so, sie sind es nicht in Wirklichkeit.

Der Mönch: Gar sehr erfreuen mich Traurigen deine Worte, und sie belehren mich Unwissenden. Sie geben meinem schwachen Herzen Kraft. Du hast mir gezeigt, wie ich nicht allzu niedergeschlagen über solche Versuchungen sein darf; wie ich verachten muß, was da gleißt und süß zu sein scheint.

Aus dem von Johannes Bühler herausgegebenen Buche „Klosterleben im deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen", das demnächst in der Sammlung „Memoiren und Chroniken" erscheint.

* * *

OTTO FREIHERR VON TAUBE

ZWEI GEDICHTE

Zwei Bäume

DU stehst am Strom,
Du speisest deine Wurzeln aus den Quellen
Und läßt zum hellen,
Zum luftigen Dom
Die reiche Krone schwellen.
In Steppenland
Kaum eine Länge
Heb ich mein staubichtes Gestänge
Im Sonnenbrand.
Ich bete, daß die schöne Wolke weile
Und mich heile
Mit ihrer Schattenhand.

Gegen Winter im Moor.

Längs des Pfuhles
Weht das Rohr,
Wellen spritzen;
Wolliger Gischt
Flockt bis ins Moor.
Das Schilf ist gelb,
Die niedere Birke welkt,
Das Laub der Weide zerflittert.

Kraniche rufen zum Zug,
Sammeln sich hoch,
Wärmesüchtig,
Südwärts gereckt die Hälse. —
Fort ziehn sie heute.
Dann ist der letzte
Ruf des Lebens tot.

Nur noch das Rohr
In Pfuhl und Moor
Saust weiter fort
Mit seinem welken Sausen.
Und statt der Sommerfalter
Flattern über den braunen Grund
Vom Wasserschaum die Fetzen;

Bis auch das erfriert.

* * *

PETER HILLE
MARIÄ HIMMELFAHRT

UND sie lebten zusammen Erinnerung und Vorbereitung auf das Bereitete, die Mutter mit heilig Heldentum gewordenem Schmerz, ehrfürchtiger Sehnsucht voll nach dem Kinde, dem Sohne, der verklärt ihr Gott und Herr und Richter geworden war.

Und da die Erdenschicht der Himmelsmutter von den abtragenden Tagen ganz hinabgeholt war in das Reich, das nichts wird: die Vergangenheit, die nur in Träumen, in nachgeborenen Sinnen steht, stand Engeljubel auf der Wacht vor der festlich zarten Luft her bis hinauf zum heiligkeitverborgenen Kraftlichturquell. Wie ein Kranz legten sich kindliche Fittiche um des Gewandes lichtweichen Saum. Kindheitswichtige Wangen, lang vor Purpurlast, legten sich seitlich und lehnten still bewundernd sich auf. Und nun ging es empor.

Es lockten und holten und hoben die starkholden Klänge höher und höher durch die blausilberne Luft.

Und es ergoß sich ein grüßendes Licht in gewaltigen Garben: die Krone des Himmels.

Die der Verklärung zuschwebende Heilige fühlte es, das duf-

tende Licht sang wunderhold, aber noch verstand die Erdentlassene nicht diesen sinnreichen Sang.

Knabentraute Blicke, ehrerbietig sohnhaft grüßende Blicke halberwachsener Engel gestalteten Ehrfurcht; Ehrfurcht auch sprach der Ernst des sehnigen Leibes, die feste Anmut gedeihender Glieder. Hier sprach und diente der Strahlenleib. Aus den Engeljünglingen aber sprühte erkennende Vorahnung. Blitzende Harmonien wehrhafter Engel.

Nun jubelt schon wie einholend hernieder in den lichtstarkweichen holdgewaltigen Reigen des Lichtes der Seligkeit All.

Und immer näher wuchsen ihr entgegen die Arme des Himmels, und in ehrendem Jubel trat er aus seiner Pforte.

Und vor ihr stand wieder in seinem Strahlengeschwinge der Verkünder Gabriel:

„Königin des Himmels, sei gegrüßt!“

Dann faßte er ihre ergebene, frommschmale, sich fügende Hand und führte die frommvorsichtige Mutter der Heiligen ein in die Halle der Seelen.

Lieblichste Zartheit der Töne keimt auf und empor zu begeistert erschwungenen Blüten der Freude.

Jauchzend, wie eine Palme, wie ein Baum der Melodie, stand und starb in Höhe die Feier des singenden Himmels.

Blässe bezog noch einmal die Wangen.

Sie ruhete erst, ihre Augen schlossen sich, und ihre erdgewohnten Sinne sammelten sich für die Ewigkeit.

Nun stand sie im Schaum der Engel und lebte den Himmel und die stillen Jubelwonnen erhabener Macht.

Sie lebte sich eins mit allen, und sie sah und fühlte das tiefrote Leidensverklärungsfeuer, das aus der Gottheit kam.

Und zitternd sank sie nieder.

„Jesus, mein Sohn, mein Heiland, mein Gott!“

Dann aber erhob sie ihr Antlitz, ihre Arme wuchsen schräg und verlangend:

„Mein Kind!“

Sein schulterschöner Leib, der nur noch die Schönheit des Leidens weist, in Perlmutterweiche durchgeistigt, flimmert nun; da er sich vorbeugt, wachsen wie Trauben die tiefrotklaren Tropfen der Herzenswunde und kommen reichlicher über den lippenleuchtenden Rand.

Maria schrie auf, aber die klare Glut des menschenfeierlich gütig zarten Auges sagte ihr, daß nur Freude das Blut trieb und die stärker flutende Gnade: Gotteswonne.

Dann fühlte sie seine edellautere, jährot durchleuchtete Wundmalhand tief in ihrer durchsichtigen Seele, und sie hielt still, als sich der Reif der Gnadenmacht auf ihrem Haupt rückte, der weiche, wie duftiger Kranz kühlend belebende Reif. Und sein von Güte wie Schwermut überlastet geneigtes Wort klang: „Mutter, Königin des Himmels, der Gnade und der Milde, neben mir soll dein Platz sein und nah mein Ohr deiner Fürbitte Mund.“

Da fühlte sie die tiefe Weihe in ihrer Würde und freute ihrer milden Macht sich und freute sich in Gott, daß das Wort Fleisch geworden war, in ihr und allen Menschen der Vollendung zu wohnen.

Nie hatte sie vordem gedacht, daß sie eine Krone zu tragen vermöchte, doch die war Gnade nur und Zeichen der Gnade, und so trug sie ganz das Wahrzeichen weiblicher Hilfe, trug es zur Rettung, zu Macht und Frommen der Bedrängten.

Und ihre Rechte trug als Herrscherzeichen die Lilie.

Um ihrer Ruhe Füße aber kauerten, lebendig trauter Schmuck, die Engel.

Und wieder keimt es tief auf, wird starker Ton und geht noch einmal über in die brausenden Jubelblumen, himmeldurchwogenden Willkommens.

Wie müde schloß noch einmal die so Empfangene die Augen:

noch empfand sie das lauter zu höchst verklärt Gewandelte wie in scharfem Rausch.

Und froh schon schwankte ihre Seele; die festlich bleiche, wundertätig holde Wundmalhand des Sohnes umschließt ihre Finger und gibt ihr Halt vor der Seligkeit, und ihre Sinne werden heilig.

Es zieht vorbei ringelhaarig um die klare Stirn sich verneigende Engelsscharehrfurcht.

Nun ist sie, fühlt und sieht sich innerlich ganz: Maria.

Da, aus einem Antlitz leuchtet still selbstlose Treue, liebevoll verehrend, traulich voll heimischen Glückes, und dieses Antlitz sagt: Ich bin Josef.

Und sie freuen sich aneinander.

Die matronenhaft gütige, derbmilde Basenseele und der amtsschlichte Priestergeist mit frohstiller Miene: Anna und Zacharias!

Gottlohnend, voll kraftwilden, treuherzigen Feuers: Faustkampf der Buße — des stillen Priesters Sohn.

Und an die Sehnigheiße wallt die weiße, rosenscheindurchhauchte Liebesgestalt des anderen Johannes.

Die Blutrosen wie der frohe, sanfte Heldenblick, der Triumphblick des willig hingegebenen Lebens, ein frohruhender Siegesblick: Stephanus ist da.

Werkmannsfreude, wie Einer hat ein Haus gebaut und es ist ihm gelungen: so Petrus.

Wieder Einer, der hat angesiedelt und verpflanzt, ein edelbärtiger Weltbürger und Ordner von hüben und drüben: Paulus.

Auch der Himmel wächst. Das Reifen und Decken geistiger Glieder verklärter Jugend ist da, und bräutliche Stille, heiliges Forschen und Denken, Danken und Senden geistiger Güte: das ist der Himmel.

Das Wort war Fleisch geworden und hatte gewohnt in ihnen allen.

Nun waren auch sie Geist geworden und nachgegangen dem wieder Vergeistigten.

Und Liebesholdlaut reinster Engelstimmen war Gespräch und Tat und Duft und Wärme und Farbe, Leuchtkraft der innigsten Seele. *Aus dem „Mysterium Jesu“.*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

So treten wir denn zum zweiten Male die Fahrt auf dem Inselschiff an, in der Hoffnung, daß es auf dem Wege zu unseren Freunden wiederum von günstigen Winden begleitet sei. Als erste Neuigkeit ist das Wiedererscheinen des „Insel-Almanaches“ zu verzeichnen. Da er bereits seit geraumer Zeit in vieler Händen ist, so erübrigt es sich, über ihn nach Gestalt und Gehalt zu sprechen. Auch diesmal wieder bildet den Schluß ein Verzeichnis der wichtigsten Werke des Verlags. Gleichzeitig ist ein Gesamtkatalog erschienen. Sie beide geben die bis zum Ende dieses Jahres verbindlichen Preise an.

Unsere Klassiker-Ausgaben auf Dünndruckpapier, die sich erfreulicherweise immer mehr einbürgern, werden zum Weihnachtsfeste fast vollzählig vorhanden sein: Dickens in sechs, Goethe in sechzehn, Schiller in sechs, Schopenhauer in fünf und Storm in vier Bänden; die Kantausgabe, von der Band I, II, III und V lieferbar sind, wird im Frühjahr vollständig sein. An weiteren Dünndruck-Ausgaben liegen vor: Boccaccio, „Das Dekameron“; Jacobsen, „Sämtliche Werke“; Choderlos de Laclos, „Schlimme Liebschaften“; Friedrich von Stendhal (Henry Beyle), „Von der Liebe“; Adalbert Stifter, „Studien“ und „Der Nachsommer“.

Zu unserer Heineausgabe erscheint nun endlich auch der von Paul Neuburger mit größter Sorgfalt bearbeitete Registerband, der in Halbleinen für die Ausgabe in Halbpergament, in Halbleder für die Vorzugs- und Lederausgabe geliefert wird.

Unsere Vorzugs-Ausgaben sind inzwischen oder werden in den nächsten Wochen um die folgenden vermehrt: Büchners „Woyzeck“, die „Briefe der Diotima“ (vierter Druck der Januspresse), von denen beiden an dieser Stelle wiederholt die Rede war, ebenso wie von der Faksimile-Ausgabe von Goethes eigenhändiger Niederschrift der „Römischen Elegien“; Lessing, „Minna von Barnhelm“ mit den Kupfern von Daniel Chodowiecki; Rainer Maria Rilke, „Das Stundenbuch“ (erster Druck der Inselpresse); „Schwester Beatrix“ mit Radie-

rungen von Felix Timmermans; „Tobia“ mit den Steinzeichnungen (nicht Radierungen, wie es in Heft 5 hieß) von Max Liebermann. Die Novelle „Der Zwang“ von Stefan Zweig mit den Holzschnitten von Frans Masereel ist schon vor einigen Wochen erschienen.

An Neuigkeiten können wir als seit unserem letzten Bericht vorliegend anzeigen: Ernst Bertrams Gedichtkreis „Straßburg“; Jakob Böhme, „Ausgewählte Schriften“ (aus dem „Dom“); Dostojewski, „Der Idiot“ (in drei Bänden); Insel-Bücherei Nr. 308—317. Neuausgaben gleich kommen die Bücher: Rudolf Kassner, „Englische Dichter“, deren erste Auflage unter dem Titel: „Die Mystik, die Künstler und das Leben“ erschien, und Karl Schefflers Essayband „Leben, Kunst und Staat“, der durch Weglassen und Hinzufügen ein neues Gesicht bekommen hat.

Wir verzeichnen nicht erst die lange Reihe der Neuauflagen bis zum heutigen Tage, da unsere Freunde den besten Beweis von ihrer Existenz durch Nachfrage bei den Buchhändlern selbst einholen können.

Von Neuerscheinungen, die noch rechtzeitig vor Weihnachten vorliegen werden, nennen wir: René Arcos, „Das Gemeinsame“ (mit 27 Holzschnitten von Frans Masereel); Johannes R. Becher: „Um Gott“ (Gedichte; Arbeiter, Bauern, Soldaten: ein Festspiel; Klänge im Vor-Laut; Urach); „Der Born Judas“. Band IV (Weisheit und Torheit); „Marceline Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin“ von Stefan Zweig; Curt Glaser, „Lucas Cranach“ (mit 117 Abbildungen); N. W. Gogol, „Tschitschikows Reiseerlebnisse oder die Toten Seelen“; Ricarda Huch, „Alte und neue Gedichte“; „Klosterleben im deutschen Mittelalter“; Hetta Mayr, „Messiade“; Kurt Pfister: „Bruegel“ (mit 78 Abbildungen); Friedrich Wilhelm Riemer, „Mitteilungen über Goethe“; Willy Seidel, „Der Buschhahn“.

Von unserem großangelegten, die Weltliteratur umfassenden Unternehmen werden gleichzeitig mit diesem Hefte die ersten vierzig Bände der „Pandora“, worüber Sonderverzeichnisse erschienen sind, und die ersten vier Bände der „Bibliotheca mundi“ ausgegeben.

Über die noch zu erwartenden Neuauflagen bitten wir den Verlagskatalog zu Rate zu ziehen.

*

Zum Schluß haben wir noch die Verpflichtung, darauf hinzuweisen, daß in dem Gedicht „Deutschland“ von Johannes R. Becher im „Insel-Almanach‘ durch ein bedauerliches Versehen der Druckerei eine Anzahl Zeilen durcheinander geraten sind. Es betrifft dies die beiden letzten Zeilen auf Seite 194 und die ersten sechs Zeilen auf Seite 195, die in Wirklichkeit der Zeile vier auf Seite 196 folgen.

* * *

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ZWEITER JAHRGANG / ZWEITES HEFT

DEZEMBER 1920

*

Wir fragen nicht in eigensinngem Streite,
was dieser schilt, was jenem nur gefällt,
wir ehren froh mit immer gleichem Mute
das Altertum und jedes neue Gute.

Goethe

MAX KLINGER

DÜRER ALS KUPFERSTECHER

DAS Dürersche Blatt ruft in uns weder den Gedanken an ein übertragenes Bild hervor, noch scheint es farbige Eindrücke um ihretwillen zu übersetzen, noch läßt es uns die Empfindung des Fragmentarischen zurück. Es ist vollendet in sich! Was es gibt, wird so gedacht, wie es gegeben wurde, nach Abzug dessen, was die ewig unerreichbare Intention jedem Künstler vorenthält.

Nicht daß Dürer ohne farbige Vorstellung seine Arbeit in das Metall eingeschnitten hätte! Kein Mensch wohl ist imstande, sich freizumachen von dem einheitlichen Eindruck, den die Natur hervorbringt, und zu dem untrennbar ihre farbige Erscheinung gehört. Dürer wurde vielmehr durch seine Empfindung in eine Welt geführt, farbiger vielleicht, als die reale um uns. Doch so wechselnder, so unkörperlicher, so mit der

Wandlung der Vorstellung veränderlicher Art sind die Farben jener Welt, daß, wenn auch er selbst mit seinem inneren Auge sie sah, dennoch die äußeren Mittel nicht ausreichten, sie festzuhalten. Nur die Form, die Handlung, die Stimmung sind ihm faßbar. Denn die Farben, über die er verfügen könnte, würden seine Phantasie auf diese wirkliche Welt zurückführen. Eben diese jedoch überwand er. Die Zeichnung allein ist es, welche jene Eindrücke unberührt von unserem Alltagssinnen festzuhalten vermag.

Dies Dürersche Blatt repräsentiert die Zeichnung, welche eine Kunst für sich bildet, und welche einen Künstler zur Beherrschung voraussetzt. Ein solcher Künstler will keine andern Darstellungsmittel als Hell und Dunkel. Er will an die Farbe oft erinnern, aber nicht sie übersetzen. Er weiß, daß die wirkliche Farbe eben jene geistige Welt zerstören würde, welche von allen Künsten die Zeichnung allein mit der Kunst und Poesie gemein hat. Und es ist auffallend, daß diese Künstler, meist Maler, fast nie ihre eigenen Bilder reproduzierten, höchstens die anderer.

Es ist wohl wert, zu bemerken, welche Stellung die verschiedenen Zeichnungsarten im Leben nehmen. Durch die Natur seines Talents, die Schwierigkeit der Existenz und des Bilderverkaufs wird der Künstler zur einträglicheren Illustration geführt, die ihn bequemer ernährt. Andererseits gibt es eine enorme Menge, welche teils aus wirklichem Gefallen, teils aus gesellschaftlicher Notwendigkeit den Wunsch und Drang, nicht aber die Mittel hat, Originalkunstwerke zu besitzen. Diesem Bedürfnis kommt das bescheidenere Talent des Stechers entgegen. Man könnte also sagen, der Illustrator erwächst aus dem Geschäftsinteresse des Angebots, der Stecher aus dem der Nachfrage. — Die Zeichnung als Vorbereitung der Malerei entspringt der Notwendigkeit des Studiums. Nur allein das, was ich Griffelkunst nennen möchte, ist aus innerem Drange, dem

ein anderes Ausdrucksmittel Intensität und Freiheit rauben würde, geschaffen worden.

Ich kann mir ohne Abneigung denken, daß ein Künstler sein Leben mit Schaffen von Zeichnungswerken dieser letzten Art ausfüllte, ohne daß seine Persönlichkeit verkleinert erschiene, verglichen mit Malern und mit andern Künstlern. Er schafft vollgültige Kunstwerke, die eben nur auf diesem Wege entstehen können. Belege dafür sind z. B. Schongauer. Goya und Dürer verdanken ihren großen Namen fast nur ihren Stichen und Schnitten. Als Maler waren beide bei weitem weniger bekannt.

Aus: Malerei und Zeichnung (Insel-Bücherei Nr. 263).

* * *

HANS CAROSSA

DAS STÄDTLEIN AUF DER HAND DES HEILIGEN

AM Ostertag, als wir zum Dome gingen,
verlor ich mich von dem Geschwärm der Knaben,
und statt im Chor zu beten und zu singen,
ging ich allein durch Straße, Tor und Graben
den Wall entlang bis zur verschloßnen Pforte.
Dort war's zu mancher Stunde nicht geheuer.
Oft warnten uns die Mütter vor dem Orte.
Mich aber zog das alternde Gemäuer...
Ich forschte emsig, was dahinter wohne,
und mußte immer unbelehrt von hinnen...
Dagegen heut, mit holdem klarem Tone,
kaum daß ich pochte, sprang die Tür nach innen —
Erschrocken fast betrat ich nun die Schwelle,
ich stand in Tages grün gedämpftem Scheine,
in grauer oben offener Kapelle...
Efeu wuchs auf der Inschrift morscher Steine.

Ein Weib saß auf gestürztem Hochaltare
wie herrschend über das zerfallne Ganze,
uralt und schön ... durch dichte weiße Haare
verzweigte sich lebendig dunkle Pflanze.
Ein junger Baum, umspielt von lichtem Falter,
stand neben ihr. Den hohen Leib umstrengte
geschupptes Silber, leicht geschwärzt vom Alter;
und wie sie nun vom Kinn die Hände senkte,
da ragten frei die Brüste durch dies Mieder.
Sie sah mich an und schüttelte gelassen
das Bäumchen, zwei Orangen fielen nieder,
schon sprang ich zu, die rollenden zu fassen,
als andere Gestalt mich stärker bannte,
die also neue Hoffnung in mir weckte,
daß ich mich nicht mehr nach den Früchten wandte: —
ein Heiliger, den vorher der Baum verdeckte,
stand aufrecht, angetan mit glänzigen Stoffen,
die sterngezierte Mitra auf dem Haupte ...
Zwar als ich nah trat, merkte ich betroffen,
daß es ein Toter war, und doch, ich glaubte
es nicht ... Er trug den Krummstab in der Linken,
die Rechte aber hielt er flach erhoben,
darüber sah man zwei Turmkuppeln blinken, —
ja unser ganzes Städtlein war da droben
auf seiner Hand erbaut, die Gassen alle,
der Markt, die Burg, die Tore bunt beschildet,
aus einem feinen farbigen Metalle
war all dies unbegreiflich nachgebildet,
sogar der Wall mit Zinnen und mit Brücken ...
Auf Zehenspitzen leise leise gehend
schritt ich im Kreis, ich lachte vor Entzücken,
ich rief zuletzt, mit beiden Händen flehend:
„O Heiliger, schenk mir's doch, das hübsche Spiel!



Albrecht Dürer: Die Anbetung der Könige. Holzschnitt.

Was nützt es dir hier in der finstern Ecke?" —
„Nimm dich in acht, o Knabe, du wagst viel",
sprach nun die Frau. „Die Toten haben Zwecke,
die kennt niemand, nur Geister sehen Geister,
ich aber werde dich zur Freude führen —"
Ich folgte nicht, ich wurde nur noch dreister
und wagte schließlich gar, ihn anzurühren...
Neugierig, ob er wirklich leibhaft wäre,
umgriff ich eins der goldnen Handgelenke.
Er stand und hielt das Bild ins Ungefähre,
als böt er's jedem Kommer zum Geschenke.
Ich dachte schnell: Was brauch ich da zu fragen?
und nahm es einfach aus der Hand des Toten
und wandte mich, es flugs davonzutragen,
doch fand ich mir ein schlimmes Halt geboten.
Denn schreckhaft schwer wog nun in meinen Händen
das zierliche Gehäus... mit hellem Summen
begann's zu glühn... Feuer fuhr aus den Wänden...
Ich fühlte schaudernd jeden Wunsch verstummen...
Es war, als ob's mein Leben aus mir ziehe, —
da hob ich es mit meinem letzten Hauche
der großen Frau demütig auf die Kniee
und stürzte rücklings hin am Efeustrauche.

Sie aber gab dem Städtlein eigne Namen,
dann senkte sie's mit inniger Gebärde
in mich herab wie einen kostbarn Samen
und grub mich zu mit Früchten, Laub und Erde.
Ich lag in langem traurigem Erkalten,
doch immer wie durch schwarze glasne Scheibe
sah ich die dunkle Herrin Wache halten.
Auf einmal wuchs aus meinem schwachen Leibe
die Stadt empor zu großen Wirklichkeiten,

erst schwank und fahl, wie Wolkenform verschieblich,
dann flogen Engel her von allen Seiten,
die machten alles fest und echt und lieblich . . .
Und Stimmen sangen: Freue dich, o Knabe!
Wir helfen dir die goldne Stadt erbauen . . .
Was aber gibst du uns als Gegengabe?
Da stand ich auf, da lief ich voll Vertrauen
zum Dom zurück aus einsamem Gelände.
Und meine Mutter stand vor dem Portale.
Sie gab mir grüne Zweige in die Hände
und führte mich zum österlichen Mahle.

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

JOSEF MONTFORT

WAS den Menschen von allen Lebewesen der Erde unterscheidet, ist das Vorhandensein jenes noch immer unbekannten Dinges, dessen Wesenheit wir unter dem Namen einer Seele begreifen. Wir glauben, daß sie sei, wir kennen sie nicht; was wir von ihr wissen, das ist eben jenes Unterscheidende von Tier und Pflanze, das ich mit einem Worte: Entfaltung nennen möchte. Die Pflanze entfaltet sich; das ist ihr Wachstum; sobald sie nicht mehr wächst, entfaltet sie sich nicht mehr. Das Tier entfaltet sich — nicht über die Grenzen seiner leiblichen Bedürfnisse; sobald diese gestillt sind, tritt Ruhe ein in allen seinen Kräften.

Aber die Seele macht uns zu anderen Wesen; sie macht uns ruhelos. Sie ist die in uns gesetzte und unausgesetzt schwingende Spiralfeder der Unruhe, und ihretwegen kennen wir einen Zustand der Ruhe nicht. Auch das Tier träumt; aber seine Schlafträume bleiben wirkungslos oder unfruchtbar. Wir träumen, in uns ist ein beständig Träumendes, — Träumendes zu nennen, weil in keiner realen Wirksamkeit an sich

bestehend —, Träumendes, das sich in unserm Schlaf und im Wachen bewegt, unabhängig von Wachstum und Bedürfnissen; wir nennen's Gedanken und Gefühle; es sind aber nur Wünsche oder Hoffnungen und Befürchtungen. Sie suchen unaufhörlich nach Wirkung, nach Erscheinung, nach Tätigkeit. All unsre inneren Regungen, sie alle, die wir unser „Denken" nennen, sind ein Denken der Seele oder ein Sinnen und Trachten der Seele nach Entfaltung. Denn unter allen lebendigen Wesen haben wir allein das Wissen vom Tode in der Form des Vorherwissens. Er ist der Magnetberg unseres Lebens, der Tod, der alle tödlichen Bestandteile in uns an sich zieht in einer geraden Bahn von dem Augenblick an, da wir die Seefahrt antraten. Und ich sage so: unser Wissen vom Tode, das ist unsre Seele. — Wir haben Wachstum; neun Monate im Leibe der Mutter, das ist unser Wachstum. Dann sind wir fertig; die Seele in uns ist schon da, aber sie schläft; noch vergehen zwei, drei, vier, fünf Jahre, während derer wir den Leib unsrer Seele auszubilden haben, im Übrigen tierischen Daseins, nämlich die Sprache. Wenn sie fertig ist, kam auch die Stunde, wo wir vom Tode zu wissen vermögen, und von nun an sind wir nichts mehr als Untertanen der Seele, dienstbar zu ihrer Entfaltung.

Dieselbe ist ohne Grenzen oder möchte es sein. Ihre Ursache — die Todesfurcht — hat sie lange vergessen. Aber ob es wissend, bedenkend, empfindend, ahnend, oder ob von alledem nichts: sie wird gelenkt von dem einen Wissen: daß Tod Stillstand ist; von der einen Angst: stillstehen zu müssen; von der einen Besorgnis: nur dieses nicht! — Und dies verleiht ihr eine höhere Lebenskraft, dies ist das Leben der Seele, die Unrast, die Furcht vor dem Einhalt, wuchernd über alles Maß der Bedürftigkeit — —

Nichts ist, was dich bewegt, du selber bist das Rad,
Das aus sich selbsten läuft und keine Ruhe hat.

Und ich sehe hier den einen Trieb unsers seelischen Lebens nach Vergessen der Möglichkeit jenes Stillstandes, nach Betäubung dieser Furcht.

Denn — diese Frage erhebt sich nun — was ist Furcht? Sie ist eine von allen übrigen unterschiedene Empfindung, die sich nicht auf ein gegenwärtig Seiendes, sondern auf ein zukünftig Mögliches bezieht. Das heißt jedoch, daß diese Zukunft sehr nahe sein kann, d. h. ein Ding kann schon gegenwärtig sein; wir haben von außerhalb schon alle mögliche Kenntnis davon; doch haben wir es noch nicht erfahren; obschon es für uns Dasein hat, hat es noch in uns kein seelisches Leben gewonnen.

Furcht also wäre zuerst das Gefühl der Gebundenheit an alles, was außer uns ist, ja auch an Dinge, die wir in uns selbst liegend wissen, deren mögliche Bewegung und Entfaltung wir nicht hemmen können oder sie nicht hemmen zu können ahnen, das ist fürchten. Die eigentliche Furcht aber besteht nicht in Ahnung, sondern in Gewißheit. Alle haben wir eingeboren das unweigerliche Wissen um jene Dinge, die — als erstes und letztes der Tod — über uns verhängt sind, denen wir preisgegeben sind als uns schädlichen, uns schmerzenden. Schmerz, das ist es, und Furcht ist nichts andres als Ohnmacht. Sie ist das Gefühl der Unabänderlichkeit eines Kommenden, der Unentrinnbarkeit, der Hülflosigkeit. Ohne Schmerz — wie Josef Montfort sagt — keine Furcht; Furcht ist Furcht vor dem Schmerz, Ohnmacht des Gebundenseins.

Diese Furcht war unendlich schöpferisch in uns; sie hat schleehthin alles geschaffen, und unter allem, was sie schuf, war das erste der Reiz, nämlich das einzig Feststehende für das Bewußtsein der Seele. Für das Bewußtsein, sag ich. Kein Ding ist seiend für sie, keines außer noch in ihr, das sie nicht erkannt hätte auf Neigung oder Abneigung, d. h. das nicht einen Reiz gegen sie ausgeübt hätte; was ihr gleichgültig bleibt, das ist nicht. Nur durch Neigung und Abneigung kann es

lebendig werden in der Seele, gewinnt es Sein, d. i. seelisches Leben. Beauftragt nun, wie wir sahen, zur ständigen Sichentfaltung, bezeigte die Seele ihre unendliche Schöpferkraft, ihre unendliche eigene und die Fruchtbarkeit der Dinge, indem sie nichts, außer ihr und ihr, unversucht ließ auf Neigung und Abneigung, auf Nutzen oder Schaden und im Schaden noch zu gewinnenden Nutzen. So ist, was alles entstand, so ist es entstanden. So wurde das Feuer erkannt und die Erde wohltätig gefunden; so der Acker gebaut und die Blume als lieblich erfahren; so das Tier erlegt oder gehegt, so das heilende Kraut und die nährende Rebe, so das bittere tödliche und so das süße, mit Leben berauschende Gift gefunden — in einem unaufhörlichen, nie sich erschöpfenden Rausche der Möglichkeiten und der Versuchungen. Versuchung, das ist's, und Reiz ist die Allmacht des Lebens.

Maßlos angelegt, wie oben gezeigt wurde, in der Unablässigkeit der Entfaltung, wurden wir maßlos in den Versuchungen; durchdrangen wir selber den Schmerz, die Traurigkeit, die Angst, das Grausen im Suchen nach Reizen; fanden wir so den vielleicht süßesten aller Reize, den des Grauens, und die Pervertierung, die Umkehrung war da. Alles Feindliche, Schmerz, Leiden, Furcht, Gebundenheit, Grausen, das Böse — wurde fähig des süßen Geschmacks an unserem Gaumen. Wir folgten nur der Verlockung. Es kam dahin, daß der Grauensanblick des gehenkten Leichnams Verlangen erregte, sich aufzuknüpfen, um möglicherweise zu erfahren, wie es sei, so zu sein. Denn das ist alles, was wir wollen: eindringen in das Andre. Wir vermögen es nicht — das ist der ewige Reiz —, wir sind gebunden an unsern Leib und sind doch mit der Seele gebunden an: das Andre. Um unser Leben mehr zu entfalten, möchten wir in tausendmal andres Leben eindringen — das ist die Schöpfung der Dichtung —, aber dies kann sich nur umgekehrt und nur seelisch vollziehn: das

Andre erlangt das seelische Leben in uns. Und der Reiz, der Zauber, das Wunder der Wundertat, der Verwandlung ist dieser allein, ein Ding zu sehn, daß auch ein andres Ding sein kann — Wasser zu Weine und Gott zum Schwan.

Wir sind gebunden; und aus Gebundenheit sind wir erfinderisch, schöpferisch, fruchtbar. Neben der genannten aber, der Erfindung des Reizes, war unsre vornehmste Schöpfung die der „höheren Mächte“. Wir erkannten wohl, daß all unsre Gebundenheiten an das Tausenderlei zusammenflossen in eine, und aus der Erfahrung der mancherlei scheinbar wesenlosen und doch so wirkungsvollen Kräfte in der Natur, in uns selbst, gestalteten wir sie, die unbekannten Bindenden, selbst Ungebundenen, die Mächte, und wir unterwarfen uns ihnen. Gleichviel, wie der Verlauf, wie wir zuerst die feindlichen bösen, dann die guten herausschieden, oder wie sich aus Mächten die Allmacht, aus Dämonen die Gottheit verdichtete. Wir, alles prüfend, erforschend, niemals gesättigt und immer die Gewinste verlierend, gründeten in uns den Glauben an ein Unerforschliches, in das mit all unsern Sorgen, Ängsten, Leiden, Ohnmächten, Wünschen, Versuchungen, Bosheiten und Gutheiten unser Leben mündete, wie es ausging von ihm; in dem es, das ruhlose, beruht.

Von all dem hier Gesagten die Zusammenfassung oder die Quintessenz ist Josef Montfort. Das bedeutet, daß er es zum Teil als Erfüller oder Erleider, zum Teil als Offenbarer ist.

Um dies des Näheren zu erweisen, beginne ich mit der Feststellung, daß er eine Persönlichkeit oder ein Wissender ist; einer, der um das Wesen der Dinge und um das eigene weiß — gleichviel wie relativer Art solches Wissen nun sei —, als solcher herausgehoben aus der allgemeinen Zahl, weil durch sein Wissen leidend — denn auch er ist ein Leidender — am Wesen der Dinge, nicht an den Erscheinungen wie die Übrigen, die, obschon leidend mehr oder minder bewußt, doch ihres

Lebens mehr oder minder froh sind; oder sie leiden an der Dumpfheit, er leidet an der Klarheit. — In der Tat ist das ihm eigene und sein einziges Leiden dies: zu wissen und doch das Gewußte nicht ändern zu können; bei aller Verschiedenheit der Einzelerscheinungen also Gleichheit des Wesens mit dem der Allgemeinheit; die allgemeine Ohnmacht. Aber, wenn er auch vieles weiß, so bleibt es doch Wissen und ist noch nicht Sein; so bleibt auch er an die Erscheinungen gebunden und sieht sich zuerst freiheitlich. Denn er ist furchtlos; er fürchtet weder den Tod, noch den Schmerz, noch die Mächte. Er ist also empfindungslos gegen das Leiden, und weil er es an sich selber nicht erkennen kann, vermag er es auch nicht anzuerkennen an Andern, d. h. ihm fehlt Mitgefühl, er ist mitleidlos gegen fremden Schmerz, wenn er ihn sieht, grausam, wenn er ihn verursacht. In dieser Empfindungslosigkeit ist er ungebunden, ist frei, also dämonisch. Das giebt ihm die Dämonskraft der Unterwerfung Andrer, die Macht über ihre bindungbedürftigen Seelen — ein für allemal dargestellt in seinem Diener Li —, die Kraft, zu binden.

So ist er eine Ausnahme unter den Menschen, scheinbar; da er Mensch ist, im Wesen wie in der Erscheinung, kann er auch keine Ausnahme sein. Zwar fehlen ihm die Reizungen der Andern, durch die ihr Einzel- und ihr gemeinsames Leben besteht; an Stelle ihrer Vielfältigkeit erhielt er den einen Reiz, er der Furchtlose, den, alle die Möglichkeit dazu anscheinend enthaltenden Dinge zu prüfen, oder an ihnen sich selbst zu versuchen auf die Furcht hin. Seine Beschaffenheit ist aber die, sich nicht fürchten zu können, bevor er stirbt; folglich ist sein ständiges Streben nach dem einen, dem Erzreiz, zur Erfolglosigkeit verurteilt; er bleibt sich wirkungslos, das ist unfruchtbar. Dargestellt wird auf diese Weise sein innerstes Wesen der Unfruchtbarkeit, welches, wie gezeigt wurde, darin besteht, daß die Dinge für seine Furchtlosigkeit reizlos sind,

kein seelisches Leben in ihm erlangen können, also auch unfruchtbar bleiben. Da nun im Fruchtbarmachen Andrer die Gemeinsamkeit unsers Lebens besteht, so erhellt daraus, was er selber erkennt: seine Unsittlichkeit im Kern.

Übrigens wird die Wirkungslosigkeit seiner Erscheinung in jeder der Erzählungen des Buchs dargestellt, da er allezeit als Zuschauer erscheint, höchstens als Mittel zur Beförderung fremden Geschehns — so in den Tanzenden Füßen und im Pasada —, zuletzt, beim beginnenden Verfall im Traugott etwa so, wie wenn jemand einer Hinrichtung gefühllos beiwohnte, der dann erfährt, daß der ums Leben Gebrachte sein Bruder war, und nun den Schauder im brüderlichen, im eigenen Marke spürt.

Josef Montfort — auch dies ist nicht seinetwegen, sondern der Zusammenhänge wegen zu erläutern — ist nicht schlecht. (Was sich schon dadurch erweist, daß er — Liebe zu erwecken imstande ist, einerseits, und daß er angenehm vorgestellt werden konnte.) Was er hat, ist nur der Schein von Schlechtigkeit — aus den bösen, grausamen, grauenhaften Verknüpfungen heraus. Er ist allerdings unfruchtbar — dargestellt im „bösen Blick", in der Magnetie der Vernichtung, in der Bewirkung von Grausen und Verödung, wohin er kommt; und er ist in seiner Unfruchtbarkeit auch unsittlich. Aber dies ist sein Wesen oder sein Schicksal, sein Verhängnis, nicht sein Wille. Wie dieser ihm freiblieb, zeigt sich in dem Umstand, den er selber mit Worten nennt, da er weiß, daß das Grausen an sich allgemeiner Natur ist, nicht gut, nicht böse; daß das Ergrausen vor dem Bösen, vor der eigenen Untat ganz gleich dem Entzücken ist vor der Erscheinung eines Wunders oder eines Engels; und daß er nur das Grausen will, gleichviel woraus es quelle. Der Unfruchtbare, das ist es, fühlt sich leblos; Leben zu erwecken unfähig, bleibt er selber lieblos kalt, und alles, wonach er trachtet, was ihn in der unablässigen und

fruchtlosen Rastlosigkeit erhält, die er bekam an Stelle der wirksamen Rastlosigkeit der Andern, ist dies: daß einmal ein Ding in ihn eingehe zu wahrem seelischen Leben; in dem er selber lebendig werde. Alle Übrigen haben diese, die wirkliche Form des Lebens, und — um die Worte Lis zu gebrauchen — „und da nun ... das einzige und letzte Verlangen jedes Menschen darin bestehen muß, so zu sein, wie alle andern Menschen sind, — so ... mußte es ... sein letzter und einziger Wunsch sein, zu empfinden, wie alle empfinden; das Grausen zu empfinden, sich zu fürchten." Dies Grausen eher auf der schwarzen als auf der lichten Seite des Daseins zu vermuten und zu suchen, macht ihn selbst nicht schwarz oder schlecht, denn es liegt nicht nur in seiner eignen, sondern in der menschlichen Natur überhaupt. —

Wir Menschen sind jeder für sich eine andre, dem Wesen nach aber gleichförmige Mischung aus zum Teile gleichlautenden, zum Teil einander widersprechenden Bestandteilen. Je mehr nun der gleichlautenden sich zusammenschließen zu einem Block, und je mehr sie es verstehn, die widersprechenden — nicht zu unterdrücken, sondern zu bändigen, das ist zu kultivieren, auch ihre Kraft heranzuziehn und zu verschmelzen zu gemeinsamer guter Arbeit im Block: um so mehr entsteht, was wir als Charakter erkennen und als Persönlichkeit. Was aber zuzeiten entsteht, ist weder diese noch jener, sondern der Doppelgänger.

Nicht, wie er im allgemeinen erscheint, ist der Doppelgänger einseitiger, und zwar dämonisch verderblicher Natur; vielmehr vermögen alle guten, heilsamen, fruchtbringenden Kräfte eines Menschen sich zusammenzuschließen zur Gestalt des dichtenden Genius, zum Doppelgänger vom freien Wesen. Denn unsre ganze Freiheit ist diese — in andre ähnliche Worte von G. O. Knoop gefaßt —: der Unabhängigkeit von unseresgleichen und des Gebundenseins in der Freiheit Gottes. Gott

ist der Freie, und um so größer ist unsre Freiheit, je mehr der göttlichen Kräfte in uns wirkend und fruchtbar sind, je mehr unser Tagewerk nicht dem alltäglichen Bedarf unterliegt, sondern bestimmt wird von Gesetzen der Seele. So geht dann wohl in der Mischung, die wir sind, die Spaltung vor sich: Gebundene im Alltag, sind wir Freie im Mantel des Doppelgängers. Was das Stärkere in uns ist, ob gut, ob böse, das wird zu Gestalt. Dies ist ein Daseinsgesetz. Mordlust haust etwa in Manchem; wo sie schwillt, andre Kräfte, Triebe, Nötigungen in sich hineinreißt, erscheint die Gestalt: der Mord, der Ermordete, der Mörder. Überwiegt die liebende Gewalt, wird die Gestalt des Liebenden, des Heiligen, des Apostels erscheinen. Was die Oberhand in uns gewinnt, das ist die Wirklichkeit; was Gestalt in uns gewinnt, das ist der wirkliche Mensch; und deshalb ist der Doppelgänger der Wirkliche, und der Künstler der Wirkliche, und Gott der Wirkliche.

Giebt es Doppelgänger, so ist klar, daß Josef Montfort einen haben muß; giebt es einen edlen und einen gemeinen, einen freien und einen unfreien Doppelgänger, so ist ohne weiteres klar, welcher Art Josefs Doppelgänger sein muß. Der als der Freieste Erscheinende, Josef, ist der am engsten Gebundne in Wirklichkeit. Zwar unabhängig von seinesgleichen, war er in seinem Bewußtsein auch unabhängig von den höheren Mächten des Leidens und des heiligen Grausens. Er war leblos. Aber er fühlte sich leblos, er fühlte als unerträgliche Fessel nichts so wie eben seine Ungebundenheit, denn indem er immer wieder das Grausenmachende suchte, war er aufs innigste dran gebunden, war es sein einziges Trachten, darin einzugehn, wirklich zu werden. (So mußte, was die Darstellung anbelangt, seine Erlösung in der Vernichtung des Doppelgängers bestehn, als worin, da der selbe Doppelgänger seine eigene, Josefs, Gestalt hatte, zugleich die Erfüllung des Grausens bestand: in der Erscheinung des eigenen Ichs, wie

es stirbt.) Daß er es nicht zu werden vermochte, lag in seiner Natur. Er blieb unvermögend und unfruchtbar, wirklich der Doppelgänger. Darum suchte er ihn, suchte ihn mit Haß, weil er sich an ihn gebunden fühlte und fühlte, daß der alles im Überfluß hatte, was ihm fehlte, das Grausen, das Leben in der Furcht. Der kleine Josef konnte seinen Bruder quälen und alsbald davon ablassen, weil er einsah, daß es ihm nichts nutzte, ihm zu dem nicht verhalf, was er suchte; der Doppelgänger hätte mit den Lippen geschmatzt bei den brüderlichen Qualen. Das war es: Josef hatte Phantasie; die will das seelische Leben; den phantasielosen Doppelgänger sättigte die dumpfe Wirklichkeit. Josef wußte um die Wahrheit, die eigentliche Heiligkeit des Grauens; weil er aber nur wußte und nicht hatte, wünschte, aber nicht war, so hatte der Doppelgänger alle Wirklichkeit und hatte sie in der niedrigsten Form, weil er in sie, d. h. den geschlossenen Block der vorzüglich wirkenden Triebe, auch die andern hineinzog. Weil aber bei ihm alles umgekehrt war wie bei Josef, so wurden in den Hauptstrom der Angst, der Reizungen des Grauens, als sie wirklich wurden, auch die Fluten der Empfindungslosigkeit und andre hineingezogen und ins Böse verkehrt, zur Grausamkeit also, zur Wollust am fremden Schmerz, zur Ruchlosigkeit. Er war der Knecht des Grauens, und Josef, den der schaffende Dämon aus einem guten Diener Gottes zum Ungebändigten, Willkürlichen geschaffen hatte, erhielt den Knecht an die ächzende Seele gebunden, bis er ihn herunterriß, bis er sich mit den Zähnen hineinwühlte und, gebadet in Grausen, aufbrannte in seiner Wirklichkeit.

Worauf er sich denn abwenden konnte und auf der andern Seite seines Lebens — als Erlöster die Erlösung rein zu empfinden — den andern Doppelgänger in seiner schlafenden Unschuld liegen sehn, in der Gestalt des furchtsamen Li. — Ist es unwahrscheinlich, daß ein Mensch zwei Doppelgänger

haben soll? Nun, Josef war groß genug und sonderbar genug eingerichtet, um sich in drei Teile spalten zu können, und auch wieder klein genug, um die dritte Hälfte nur mit dürftigem Wissen zu sehn. Denn Li ist die Verkörperung der Furcht; von ihr sagt Josef, daß er nur in sehr seltenen Fällen und nicht mehr als den Hauch einer Ahnung gehabt habe. Um so schwächer also ihre Wirklichkeit in Josef, um so stärker in Li, und eine verstärkte ist eine äußerst furchtsame Furchtsamkeit, wie diejenige Lis, was zu beweisen war.

Josef Montfort ist nicht, wie man nach dem Augenschein annehmen möchte, mit einer dunklen Gestalt heraustretend aus den lichten oder etwa „hellenisch" genannten meiner übrigen Dichtung. Man kann ihn mit Recht nicht einmal dunkel nennen, sondern er ist nur verdunkelt; und er ist weiter nichts als eine dunklere, weil in die „okkulten" Zusammenhänge gestellte Wiederholung der Odysseusgestalt des Göttlichen Dulders.

Beide nämlich sind gleichen Wesens in der Ruhelosigkeit oder Unbehaustheit im Suchen nach dem Einen, nach Ruhe, nach Heimat. Beide sind gleichen Schicksals in der Verurteilung zur Vergeblichkeit, da einer wie der andre sein Ziel erst im Tode erreicht; in der Unfruchtbarkeit sind sie's trotz mächtiger Bildung, trotz ausdauernder Anspannung ihrer Kräfte, trotz großartiger Leistungen. Verflucht zur Furchtlosigkeit, wie sie sind, bringen sie mit sich Grauen und Zerstörung. (Siehe das Gedicht „Faiakische Fahrt" im Göttlichen Dulder!): alle Gefährten des Odysseus müssen zugrunde gehn, Penelope vergeht einsam, Nausikaa erkrankt in der Jugendfrische, Kalypso klagt, die eigene Sippe wird ermordet, selbst im Volk der Toten stiftet er Verwirrung, und als ewiges Symbol seiner Unfruchtbarkeit durchbraust sein Leben die Salzflut, die unter seinen Füßen heraussprudelt, wo er steht. Beider Furchtlosigkeit ist die gleiche, die ma-

gische, der Kausalität enthobene Furchtlosigkeit: Odysseus bleibt unerschütterlich in der Höhle des Kyklopen, bei den Lotosessern, der Kirke, und zu vielen anderen Malen, und was ihn bis ins Mark erschüttert unter dem Schattenvolk, ist nur die Verfluchtheit des eigenen Ich. Die Gleichheit N. b. ist nicht von der platten Art äußerlicher Züge; Odysseus vermag sich zu fürchten; aber seine Furchtlosigkeit im Wesenskern, das Unterscheidende seines Fürchtens von der Furchtsamkeit der Andern, stellt sich dar in seinem Umgang oder im Kampf mit den Göttern, den höheren Mächten, mit denen er unerschrocken spricht oder die er bekämpft wie seinesgleichen. Odysseus ist als Heros von magischer Natur, d. h. nicht eingereiht in die Kausalität; sein Wesen von heldischer Art kann nicht erklärt werden. Das gleiche ist bei Josef der Fall, von dem schlechthin gesagt wird, daß er furchtlos beschaffen sei; begründet, erklärt wird es nicht. Beider Furchtlosigkeit, wie gesagt, ist die gleiche und ist eigentlich Unempfindlichkeit. Denn: was sie Beide heldischen Wesens sein läßt, Ausnahmen unter den Menschen, Freie von der gemeinen Kausalität, das ist die magnetische Gebundenheit an den einen Punkt, der magische Zwang des Suchens nach Heimat, dem unterliegend Josef schweift und Odysseus schweift durch Länder und über Meere. Ein magischer Zwang, denn wer beauftragte sie? Es war ihr Wesen, ihr Müssen, ihr Geschick. Diese Starrheit der Fesselung ist es, die sie Beide so unempfindlich macht gegen das eigene Leid und das fremde. Während das Dämonische ihrer Natur die undämonischen Seelen ihnen unterwirft, in die weicheren Schicksale, die ihnen nahekommen, ihr Bildnis prägt, überall Gefolgschaft, Staunen, Gehorsam, Liebe erzwingt, ohne Absicht ihres Willens, bleiben sie selber lieblos, mitleidlos, kalt, leer, unfruchtbar für sich selber. (Odysseus zu Kalypso: „In mir ist nichts als eine Grausamkeit, Und von der leb ich . . .") Im Übrigen sei wiederholt:

die Ähnlichkeit ist Verwandtschaft des Wesens, die sich kundgibt in der Erscheinung, jedoch ohne Zwillingshaftigkeit der Züge im Einzelnen. Hingedeutet sei deswegen nur auf den Doppelgänger, der freilich auch dem Odysseus nicht fehlt, Pallas Athene, die hülfreiche Gottheit, die Vergottung des freien Geistes. Denn Josef, in seinem Bewußtsein der Freie, hat zum Doppelgänger den Gebundnen, ihn Beschwerenden; Odysseus, in seinem Bewußtsein der Geknechtete, hat den freien Gott zum Doppelgänger, den Errettenden. — Wundervoller hat übrigens nie die Unerschütterlichkeit, die durchs Leben dauernde Unwandelbarkeit einer schicksalvollen Seele Erscheinung gewonnen, als die, freilich von mir nicht erdachte, Unwandelbarkeit des Odysseus im Zauber der Kirke, die in meinem Gedicht nur versichtlicht ist.

Zum Beschluß:

„In einem guten Gedicht", sagt Schlegel, „muß alles Absicht und alles Instinkt sein." Wie ist das möglich? Es ist nicht möglich; ich wenigstens kann es nicht erklären, ich kann nur, da ich das Wort allerdings für wahr halte, dies sagen: daß der Instinkt des Dichters so zu sein habe, daß er insgeheim um die Absichten weiß und sie zu enthüllen versteht, indem er nur sich enthüllt. Ganz falsch nämlich wäre es, anzunehmen, von alledem, was ich an „Absicht" auf diesen Seiten dem Josef Montfort entzog, habe irgend etwas, als ich das Buch schrieb, meine bewußte Absicht gebildet. Im Gegenteil habe ich in früheren Jahren diese Dinge niemals oder nie in Zusammenhängen gedacht oder gar in bezug auf mich selbst. Ich habe nur gedichtet; wie der Meister im Gleichnis des Tschuang-Tse sagt: „Da erschien mir der Glockenspielständer", so erschien mir Josef Montfort, und indem ich die Erscheinung beschrieb, wurde die Dichtung. Wie jene Absichten sich darin verdichteten, ist mir unbekannt; nur über den Eingangspunkt weiß ich etwas, d. h. über die Entstehung

der Form, und kann es dem, der daran teilnimmt, folgendermaßen erklären.

Wie ich selten eine mir neuartig — in formaler Hinsicht — erscheinende Dichtung zu lesen vermag ohne den Wunsch, auch einmal dergleichen zu bilden, so war dies auch mitunter der Fall beim Lesen von sogenannten „Gespenstergeschichten“, zumal der Poe'schen (neben denen Hoffmanns übrigens den einzigen mir bekannten), und einige der im Montfort erzählten Fabeln bildeten sich aus solchen Wünschen. Gestaltet habe ich sie bei ihrer Entstehung ihrerzeit nicht, und zwar aus dem folgenden Grunde.

Liebe, jener magische Reiz oder die unerforschliche Anziehungskraft, welche die Dinge und uns miteinander verbindet, ist das Urelement aller Fruchtbarkeit, die Wurzel aller zeugungskräftigen Regungen, die Wurzel der Dichtung, ohne die sie kein wahres Leben erreicht. Wer das Grausen darstellen will, so daß es lebendig, daß es wirklich erscheint, der muß es lieben, — so wie E. A. Poe und E. T. A. Hoffmann in solcher Anziehungskraft dran gebunden, ja hineingezogen waren, daß sie Leben nur in ihm hatten. Möge freilich ein jeder tun, wozu es ihn treibt. Was mich betrifft, so hatte ich einzusehn, daß mir das Recht fehlte, dergleichen zu machen, der ich zum Grausigen oder nicht Geheuren in dieser gespenstischen Gestalt nicht die Neigung Josef Montforts habe, sondern nur eine spielerischer Art.

Nachdem ich dies mehr als einmal bedacht und vergessen hatte, zeigte sich eines Tages wunschhaft aus der Lektüre von Poe die Fabel der Tanzenden Füße; und nun, bei der Suche nach einer Gestalt, in der sie sich darstellen ließe, „erschien mir“ die Josefs, die bereits in einer anderen Dichtung vollkommenes Leben hatte, übrigens aber ohne jenen Kern des Grausigen, den er in diesem neuen Augenblick erst gewann. Er also, der bereits gezeugt, der leibhaft war und meine Liebe

hatte, zog an sich die eigentliche Liebensnotwendigkeit, die dem grausigen Element zu gelten gehabt hätte, — und auch kaum daß er erschien, hatte sich bereits Li zu ihm gesellt, war die Dichtung innerlich kristallisiert, waren früher entworfene Fabeln an Josefs Lebendigkeit leibhaft geworden und war ich, war mein Instinkt an der Arbeit des Erdichtens und Verdichtens; und erst als diese vollendet war, wurde mir der Blick frei, zu erkennen, was ich gemacht, auf welche Weise ich mir geholfen hatte, meine Unbefugnis, mich mit dem schwarzen Stoff zu beschäftigen, in Befugnis zu verwandeln. Nämlich: ich selbst habe keine wirkliche Beziehung dazu, d. h. daß ich kein wirkliches Grausen erfahren habe; deshalb wurde Josef der Furchtlose, der es auch nicht erfährt und nur die Beziehung des Wünschens und Suchens dazu hat. Da sich aber nun in einer Dichtung das Grausenerregende nicht darstellen läßt ohne Objekt, das erregt wird, so hätte Josefs Unerschrockenheit seine eigne Entstehung im Keim vernichtet, wenn nicht gleichzeitig emporgekeimt wäre die zarte Pflanze Li, zitternd in einer ebenso maßlosen Bangigkeit, wie sein Herr unverzagt war. Maßlos mußte sie freilich sein, denn eine positive Gestaltung hätte wiederum jene Wirklichkeit des Grausens in mir gefordert, die mir fehlte; Li dagegen zeigte sich superlativisch, übertrieben, von mir aus gesehen im Schein der Ironie.

So war mir denn zu erkennen, was ich freilich mehr als dies eine Mal habe einsehen müssen: daß die tatsächliche Leistung eine ganz andre geworden war, als in meiner bewußten Absicht gelegen hatte. Denn was ich plante, das war, Gespenstererzählungen zu schreiben; aber das konnte nur mein Spielgeist; was ernst in mir war, bewirkte den Ernst oder die Wirklichkeit Josefs, dazu die von Li und einigen andern Gestalten wie Pasada oder Slaby, das besagt, eine gewisse Ernsthaftigkeit mancher Gehalte, erkennbar sich ablösend vom

Stoff, von der gespielten Fabel. Und endlich, indem Josefs Furchtlosigkeit sich formte, zog sie in diese Form die Zahl jener Absichten hinein, von denen mein Instinkt, nicht mein Bewußtsein, ahnte; die ich auf diesen Blättern — ich hoffe mit einem Schein von Wahrheit — zu erläutern versuchte.

* * *

OSCAR WILDE
DAS HURENHAUS

WIR fingen Schritte auf von Tanz,
wir schritten hin im Mondesglanz
und blieben stehn am Hurenhaus.
Von drinnen durch den Wust und Schwall
drang zu uns her mit schrillem Schall
das „treue liebe Herz" von Strauß.

Wie ein grotesker Mummenschanz
phantastisch flog ein Schattentanz
an den verhangnen Fenstern hin.
In einem schwarzen Wirbel schwang
zu Hörner- und zu Geigenklang
sich Tänzer mit der Tänzerin.

Wie eine Puppe an der Schnur
schob sich bisweilen durch die Tour
ein dünn umrissenes Skelett.
Dann faßten sich die Paare schnell
und tanzten zeremoniell
ein feierliches Menuett.

Bisweilen zog ein Gliedermann
ein Weibphantom zu sich heran,
bisweilen klang Gelächter her,

und mit der Zigarette trat
von Zeit zu Zeit ein Automat
zur Tür heraus, als lebte er.

Dann zu der Liebsten sprach ich: „Sieh!
Die Toten schwenken hier die Knie,
Staub tanzt mit Staub hier, Brust an Brust!“
Sie aber hörte nur den Strich
der Violine und entwich:
die Liebe trat ins Haus der Lust.

Da ging ein Riß durch die Musik,
der Tanz brach ab im Augenblick,
der Schwarm zerstob wie Laub im Wind,
und an den stillen Häuserreihn
kroch silberfahl der Dämmerschein
wie ein verlornes Kind.

Übertragen von Hedwig Lachmann-Landauer.

* * *

STEFAN ZWEIG

DIE UNTERIRDISCHEN BÜCHER BALZACS

(Mit einem Faksimile)

Die Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind. Man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.
Goethe an Zelter.

DIE Bewunderung Balzacs, die in den letzten Jahrzehnten sich nicht nur in seiner Heimat, sondern auch bei uns mächtig gesteigert hat, wendet sich nicht, wie bei den meisten Dichtern, einzelnen erlesenen Meisterwerken entgegen, sondern in erster Linie der Gesamtheit, der ungeheuern und fast unbegreiflichen Breite seines Werkes. Balzac ist ein Genie der Fülle und der vielleicht größte Heros der dichterischen Arbeit. Solange man

ihn bloß qualitativ einschätzt, findet man Analogien; wendet man aber die Einstellung des Blicks und läßt ihn rein numerisch die Anzahl der Menschen umschauen, die jener aus seinem einzig wachen Gehirn in die Welt gestellt — es sind über zweitausend —, die Millionen einzelner tatsächlicher Kenntnisse des praktischen Lebens und der Zeitgeschichte, die unvergleichliche Kenntnis aller städtischen und landschaftlichen Eigenarten Frankreichs, faßt man schließlich bloß äußerlich die sechzig bis siebzig Bände zusammen, die er in einem Vierteljahrhundert aus seinem kolossalischen Körper in die Welt geschleudert, so steht man vor diesem Phänomen in Bewunderung ohnegleichen. Nicht als literarisches Phänomen wertet man dann seine Erscheinung, sondern als elementares, wie den Ausbruch eines Vulkans, den unablässigen, stets aus sich selbst gespeisten Niedersturz eines gigantischen Wasserfalls und begreift an diesem Beispiel zum erstenmal in seinem wörtlichen Sinn das Wort von der ‚unerschöpflichen' Phantasie. Zu Balzacs Lebzeiten verbreiteten seine Gegner, daß er, ähnlich wie der ältere Dumas, nur den geringsten Teil seiner Romane selbst schreibe und die meisten von mißbrauchten jungen, begabten Schriftstellern stammten, die er dann bloß revidiere und um des besseren Verkaufs willen mit seinem hochbezahlten Namen versehe: so unfaßbar war das Phänomen seiner Produktivität. Glücklicherweise sind Balzac aber Zeugen erstanden in seinen eigenen Manuskripten, die etwas noch viel Ungeheuerlicheres offenbart haben, nämlich daß Balzac sein Riesenwerk nicht einmal, sondern drei-, vier-, fünf- oder sechsmal geschrieben und überarbeitet hat, daß sein dichterisches Werk mit allen seinen Urformen und Zwischenformen auf Hunderttausende beschriebener und von lebendigem Geiste belebter Blätter zu veranschlagen ist.

Die Romanmanuskripte Balzacs gehören zu den wertvollsten Offenbarungen des episch dichterischen Prozesses, es sind

2.

le siége de l'accusateur public, et du même côté, le long de la muraille, une longue tribune pour les jurés. En face ~~de la tribune~~ des jurés, une autre ~~.....~~ les accusés et les gendarmes. Le ~~.....~~ greffier au bas du tribunal. Une balustrade en bois ~~en haut~~ les deux tribunes forme une enceinte où se mettent ~~les chaises réservées au barreau~~ des bancs pour les témoins et les curieux privilégiés. Puis en face du tribunal, ~~à l'autre bout de cette salle~~ une méchante tribune ~~.....~~ gardé par un gendarme. La tribune est réservée aux autorités et aux femmes choisies du département, par le président à qui appartient la police de l'audience.

Cette physionomie ~~morale~~ ~~des~~ tribunaux français, ~~de~~ les cours d'assises actuelles, ~~était~~ celle de la cour criminelle de Troyes.

~~L'affluence fut excessive, il y eut du monde~~ autour du palais de justice. On fut, comme dans tous les procès célèbres, forcé de garder les portes par des piquets. L'auditoire qui restait debout derrière la balustrade était si pressé qu'on y étouffait. On voulut voir le doigt de Dieu dans la comparution de Michu, le gendre du terrible ~~homme~~ sur le banc ~~de ce tribunal~~. Les quatre gentilshommes ainsi que ~~Michu et~~ Gothard ~~avaient gardé~~ le costume qu'ils portaient lors de leur arrestation.

M. de Grandville défendait Michu, Bordin ~~.....~~ messieurs de Simeuse, ~~.....~~ messieurs d'Hauteserre et Gothard ~~avaient un avocat de Troyes~~. Le commissaire du gouvernement et le directeur du jury avaient chacun un siége et une table, l'un à droite l'autre à gauche ~~du tribunal~~.

~~Les témoins se tenaient dans un ..... et formaient des groupes séparés. Mademoiselle de Cinq-Cygne ..... sa sœur, ... de Marthe .....~~

Phänomene einzigartiger Natur, weil in ihnen der dichterische Reinigungs- und Gestaltungsprozeß, der sich doch sonst meist im Unbewußten, im Unsichtbaren vollzieht, dokumentarisch in allen Stadien des Überganges niedergelegt ist. Schon zu Balzacs Lebzeiten gingen dunkle Gerüchte von diesen seltsamen Zwischenwesen der Korrekturexemplare um, die, halb Manuskript und halb schon Druck, sich proteusartig verwandelten und immer mehr dem definitiven Bild entgegenformten. Aus den Druckereien trugen's die Setzer klagend den anderen Autoren zu, Vertraute sahen im Arbeitszimmer Balzacs von einem einzigen Romane zehn bis zwölf sorgfältig gebundene, voluminöse Bände mit Korrekturen in seiner Bibliothek stehen, und schon damals sagte Théophile Gautier, daß die Vergleichung der Manuskriptrevisionen Balzacs in all ihren einzelnen Schöpfungszuständen nicht nur eine interessante literarische Studie, sondern auch eine höchst ergiebige Lektion für alle jüngeren Schriftsteller sein würde.

Für diese zukünftige Studie, die einmal ein ganzes Geschlecht von Philologen an die Arbeit rufen wird, ist inzwischen das Material bereitgestellt. Balzac, der Schöpfer zahlloser monomanischer Figuren, hat (sein Schicksal ist reich an solchen Analogien zwischen Leben und Dichtung) noch als Toter eine der merkwürdigsten Monomanenfiguren durch seinen dichterischen Genius in die Welt gesetzt, nämlich den „Balzacomanen", den Menschen, der seine ganze Lebensarbeit einzig darin suchte, allen Manuskripten, Briefen, Artikeln Balzacs nachzuspüren und sie in seinen Händen zu vereinigen. Dieser fanatische Sammler, der Comte Spoelbergh van Loevenjoul, wohlbekannt allen Antiquaren von Brüssel und Paris, wohlbekannt auch den Philologen durch ausgezeichnete Studien, hat mit einem Eifer ohnegleichen alles, was handschriftlich von Balzac erreichbar war, aufgespürt und in seinem Besitz vereinigt. Er machte Tagereisen, um irgendwo

einen Brief, einen verlorenen Korrekturbogen aufzutreiben, er durchforschte die Druckereien, wo je ein Werk Balzacs in Arbeit gewesen war, er schnüffelte allen Redakteuren nach, die je mit ihm Beziehung hatten, und als bei jener berühmten Versteigerung der Möbel von Balzacs Witwe ein paar Kisten mit Handschriften zerbrachen und zahllose Blätter verschleudert wurden, sah man diesen seltsamen Mann durch Wochen bei allen Käsehändlern und kleinen Krämern der Umgegend nach einzelnen Blättern jagen, um sie zu erhaschen, ehe sie zu Düten gedreht und als Packpapier verwendet würden. So entstand allmählich eine Sammlung, welche in ihrer Einzigkeit sich vielleicht nur mit dem Weimarischen Goethe-Museum vergleichen läßt, und als sie Spoelbergh van Loevenjoul der französischen Akademie hinterließ, wurde ihr in Chantilly, in einem kleinen Schloß, endlich eine würdige Heimstatt bereitet. Dort in der stillen Straße, nahe den schönen Wäldern und den gepflegten Wiesen, inmitten der sanften Stille einer französischen Kleinstadt, ist nun das fiebrige titanische Werk für alle Zeiten bewahrt, zugänglich nur jenen, die ernstes Interesse an Balzac zu dokumentieren vermögen, und unvergeßlich allen, denen jemals staunend davon zu verweilen vergönnt war. Denn hier ist jedes einzelne Werk Balzacs in allen seinen Niederschriften und Entstehungsformen zu sehen, von der ersten flüchtigen Skizze an durch ein Höllenlabyrinth von Korrekturen, Revisionen bis zur endgültigen Fassung, und eben dadurch, daß man hier von Epoche zu Epoche das Werk im eigenen Material werden sah, empfand man wunderbar stark das Gefühl seiner schöpferischen persönlichen Gegenwart.

Nur wer ein solches Korrekturexemplar eines Werkes von Balzac gesehen hat, kann seine Arbeit und die Art seiner Arbeit wirklich ermessen. Sie sind die eigentlich wirklichen Manuskripte, weil die erste Niederschrift nur Skizze war, Brouillon, gleichsam das Sprungbrett für seinen gewaltigen Anlauf. Diese

erste Skizze sendete er meistens noch mit feuchter Tinte in die Druckerei, dort mußten dann ganz besondere „placards“, das sind Fahnen, auf denen immer nur ein kleines Stück Text innerhalb eines gewaltigen weißen Raumes stand, für ihn angefertigt werden. Bisher war die Arbeit für Balzac und den Setzer verhältnismäßig leicht. Er hatte nur die leichtfließende, ein wenig weibische Schrift Balzacs, die in ihrer Hast oft das Wort abkürzte, zu entziffern und in Lettern zu setzen. Aber die Hölle begann für sie mit den Korrekturen. Denn nun, wenn der bewußte Künstler in ihm das Gedruckte vor sich sah, die Phantasmagorie, die der wütige Träumer in ihm im Fieber der Nacht hingeschrieben, so überkam ihn eine Art stilistischer Wut. Mit wilden Schlangenlinien stellte er die Worte um, schaufelte ganze Sätze weg, stopfte Absätze zwischen die Zeilen, überschüttete mit sechs oder sieben Seiten neuen Manuskripts die einzelnen Fahnen, ließ hundert Einschiebungen, die vergebens mit Ziffern und Zeichen versehen wurden, auf einem Blatt wirr durcheinander wirbeln, quer zwischen die einzelnen Fahnen wurde neues Manuskript gestopft, und was schließlich dem erschreckten Auge sich darbot, war ein hieroglyphisches Durcheinander, anscheinend sinnlos, von Zeichen und Zahlen. Kein Wunder, daß diese Korrekturbogen der Schrecken der Pariser Setzer wurden! Und es ist nicht eine freundliche Legende, sondern tatsächlich verbürgt und durch Dokumente belegt, daß die Arbeiter sich weigerten, mehr als eine Stunde Balzac zu setzen, und für diese eine Stunde doppelten Tarif verlangten. Einer schob die grausame Arbeit auf den andern, und es dauerte Jahre, ehe auch die Besten und Geübtesten von ihnen begannen, sich in diesem Hexensabbat der Worte und Zeichen wirklich zurechtzufinden. Aber wenn sie wirklich unter furchtbarster Mühe den neuen Druck hergestellt hatten (selbstverständlich mußte ein neuer Satz begonnen werden, denn der erste war rettungslos im wilden

Durcheinander untergegangen), so begann dasselbe Spiel zum zweitenmal. Noch einmal brach der heilige Zorn Balzacs über die eigene Arbeit herein, noch einmal schüttete er Zusätze, Ergänzungen, Verdeutlichungen in das gegossene Manuskript, noch einmal zerriß die zornige Tatze das lebendige Fleisch der schon gestalteten Arbeit, und so ging es drei- und viermal, bis schließlich in der Zeitschrift die endgültige Fassung erschien. Endgültig aber nur wieder für diese Zeitungsveröffentlichung, denn für die Buchausgabe kämmte und krempelte der ewig Ungenügsame von neuem jedes einzelne seiner Werke um, und sogar dann noch, als sie schon in Buchform erschienen waren, erneuerte er seine Arbeit von Neuauflage zu Neuauflage. Zwanzig gedruckte Seiten bedeuten also immer hundert unterirdische bei ihm, jedes Buch eigentlich zehn Bücher. Balzac hat als echter Sammler, der er war, von manchen Romanen alle diese Korrekturbogen vom ursprünglichen Manuskript bis zur Vollendung aufbewahrt und zusammenbinden lassen, und selbst die kleinste seiner Arbeiten gab dann einen oder mehrere voluminöse Bände, die er seinen liebsten Freunden zum Geschenk machte und die auch wirklich einzige Kostbarkeiten bilden, weil sie gleichsam sieben Texte übereinander sind. Diese unterirdischen Bücher Balzacs stellen die merkwürdigsten Amphibien zwischen Buch und Manuskript, zwischen Schrift und Druck dar, die man auszudenken vermag, sie sind das Lebendigste, was man vielleicht je an dichterischer und künstlerischer Arbeit in sinnlicher Form sehen kann. Denn alle die geheimnisvollen Zwischenstadien der werdenden Form, der allmählichen Gestaltung, die sonst im Unsichtbaren sich vollziehen, in Gehirngängen sich spurlos verflüchtigen, hier sind sie schwarz auf weiß chronologisch und psychologisch festgehalten und jedes dieser Schriftbücher ist nicht nur ein persönliches Dokument zur Arbeitsweise Balzacs, sondern überhaupt zum Kampf um die epische Form von der Genesis bis

zur Schöpfung. Ein Blick auf ein (hier beigefügtes) Faksimile-Blatt gibt kaum Ahnung von diesem Chaos der Phantasie, aber doch eine erste Idee der gigantischen Arbeit, die dieser heroische Mensch an jedem einzelnen Werk getan. Wir müssen ihm dankbar sein, daß er sie nicht zerstörte, denn nie hat ein Dichter die Tür seiner Arbeitsstube weiter aufgetan für die spätere Welt als Balzac durch diese einzigartigen Dokumente, die, solange sie noch unbenutzt und vereinzelt sind, bloß ein liebhaberisches Kuriosum, eine bibliophile Kostbarkeit darstellen, später aber einmal ein wichtiges Kapitel zur Genesis unseres Romans und der epischen Kunst aller Zeiten bilden werden. Hier wie überall sind eben die heroischen Leistungen der Vergangenheit die werdende Wissenschaft der Zukunft, und was wir, erschauernd und bewundernd, in diesen Hieroglyphen der Korrekturen jetzt kaum zu enträtseln vermögen, wird später einmal vielleicht ein klares Gesetz der Kunst und die kristallene Formel für die wundervoll komplexe Substanz seiner Erscheinung sein.

* * *

REGINA ULLMANN

SUSANNA

WIR Kinder spielten uns müde am offenen Fenster. Es war noch nicht der Tag gewichen, aber für uns die Stunde der Ruhe.

Meine Schwester sprach laut.

Da trat ein Mädchen ins Zimmer. Ihre Haare waren braun und lang geflochten. Das Kleid grau, die Schürze grau. Wir mußten schweigen; die Fremde sah so verständig aus. „Ich habe gehört, daß Kinder im Hause sind, darf ich mit euch spielen?“

Wir spielten, und als die Uhr achtmal schlug, nahm sie ihre Strickarbeit wieder in die Hand und ging in ihre Wohnung zurück.

Alsdann kam unsre Mutter nach Hause, und wir sagten ihr: „Die Susanna war da.“

An der Hauswand, dem Garten zu, saß ich in jenen Jahren unzählige Male allein und träumte mit der Puppe in die Laubgänge hinein.

Einmal, als ich unsre Tür verschlossen fand, ging ich in den oberen Wohnraum.

Dort war Susanna. Sie stand am Küchenfenster und radierte in einer Zeichnung.

Ihre Mutter schnitt Brot für einen langen Tisch, jedes Stück an seinen Platz.

Ich sah sie diesmal für immer. Groß und hager, dunkel im Antlitz, und einfarbig, schwarz, das Gewand. Sie bot mir gütig ein Brot an, zur Vesperzeit. Dann ging ich wieder.

Um den nächsten Besuch war schon Weihnachten nicht mehr fern. Auf den Tisch warf eine Lampe grünen Schein. Um denselben saß die Familie. Die Mutter strickte, die Brüder zeichneten. Andere blätterten in Heften und Bildern darin.

Den Vater sah ich noch gar nicht. Ich ging also gleich auf den größten zu und bat im Flüsterton: „Heil' mir diese Puppe, der Kopf fiel weg.“ Und dann waren da ein paar Bildchen auf dem Notentisch, die schenkte er mir und klebte sie auf die erste Seite eines Albums. Es wurde stets im Flüsterton gesprochen. Selten hatte da eines dem andern etwas zu sagen. Es fiel mir auch nie ein, laut zu werden. Einmal nur lachte ich und knarrte dabei mit dem Fuße. Da stand der Mann auf am Haupte des Tisches und neigte mir sein weißes Haar zu und dröhnte: „Still!“

Wieder war alles für mich ausgelöscht, bis meine liebe Mutter sagte: „Du kannst jetzt wieder hinauf; die Susanna ist da.“

Ich schaute in die Luft und fragte mich etwas in Gedanken.

„Sie hatte Scharlach, sie liegt im Bett.“

Da war ein Zimmer mit zwei Betten. Nach dem Fenster lag Susanna. Ihre Augen waren noch gleich wie damals und die langen braunen Haare. Aber die Wangen waren blaß.

Tag für Tag saß ich an ihrem Bette, und wir plauderten das gleiche wie früher. Es saßen auch abwechselnd Geschwister in ihrem Zimmer, oder zur Kurzweil besuchten sie Nachbarinnen.

Und war die Stille wieder im Zimmer und der alte Friede, so zog ich oftmals ein Geschenklein aus der Tasche, das meine Mutter mir aus meinen Schätzen für sie eingesteckt hatte.

„Du hättest es wohl selbst gerne?“ fragte mich Susanna allemal, ehe sie die Hand danach ausstreckte. Aber meine Freude für sie war so unverhüllt, daß wir gemeinsam alles besaßen.

Als ich wieder einmal in die Wohnstube trat, fand ich sie dort in der Ecke ihres Kanapees sitzen. „Es ist sichtlich besser,“ sprach ihre Mutter zu mir. Aber Susanna war mir still und ein wenig traurig. Als eine Zeit um war, führten sie ihre Schwestern wieder in ihr Zimmer zurück. Sie ging wie eine alte Frau und war auch verändert in ihrer Gestalt. Ja, danach konnte ich schon begreifen, daß sie nicht froh war. Wie sie dann endlich auf ihren Kissen ruhte, sprachen sie ihr von einem Fahrstuhl, den sie für die Zeit der Genesung ihr kaufen wollten.

Die Ärzte kamen. Zwei große, schwarze, und ich glaubte, das habe der Mann mit den weißen Haaren ihr angetan.

Ich ging hinunter und spielte am Brunnen, der vor dem Garten lag, „Frau Holle“. Zu „Susi“, so nannten sie meine Gespielin, kam ich wochenlang nicht mehr hinauf.

Zu einer frühen Morgenstunde im Frühling riefen mich ihre Geschwister wieder. Susanna saß aufrecht im Bett, mit rotbraunen Bäcklein, und tändelte mit bunten Stoffmüsterchen

und sang dazu. Wir waren alle so froh. Die Sonne war noch nicht brennend, sie leuchtete uns in die Seele.

Da trat ein Mädchen aus der Nachbarschaft zu ihr ein. Sie brachte eine feingliedrige Puppe mit gestricktem Jäckchen und Hütchen und sonstig schön genähter Puppenware, wie als Geschenk. Aber das wurde es nicht. Sie schob mich vom Bette weg und spielte der Susanna vor. Mich ärgerte ihre Geschicklichkeit und dabei ihr unruhvolles Wesen. Ich mußte immer an ihre roten Haare denken.

Sie kehrte sich an die frühe Sonne und sprach: „Susanna, morgen ist ja dein Geburtstag! Hast du keine Feier?"

Susanna schwieg. Aber die Mutter lächelte aus der Wohnstube herein, und wir ersahen daraus, daß uns allen ein Vergnügen werden sollte.

Die Nachbarin packte zufrieden ihre Puppensachen in den Arm und ging.

Hernach setzte sich die Mutter zu Susi ans Bett und sprach ihr von dem kommenden Tag.

„Wir lassen dir natürlich die Türe offen stehen."

Der Tag ging, und der Morgen kam und war gleich schön wie der erste.

Es standen Butterblumen und Vergißmeinnicht auf der Kommode und vielerlei Geschenke. Der Blumenstrauß war in aller Frühe von den Brüdern fern von der Stadt gebunden worden und der Gabentisch in heimlicher Freude gedeckt, ehe Susanna die Augen aufschlug. Das Lager betteten sie festlich weiß, und in das Haar flochten sie ihr rote Bänder.

Ein Märchenbuch, das sie jederzeit gern las, lag in ihren Händen. Sie waren alle still. Jedes hatte seine Beschäftigung.

Mit diesem kam der Nachmittag, und ihre dreizehn Gäste saßen in Festkleidern und weißen Schürzen um sie und plauderten. Sie erzählten aus der Schule und spielten Pfand und schmausten alsdann in ungetrübter Heiterkeit.

Man dachte gar nicht mehr, daß Susanna krank war. Die Kinder schleppten Stühle herbei und machten beim Klang eines Marsches ein wildes Spiel im Kreis.

Da man sie sachte aus der Stube trieb, kam der große, alte Vater nach Hause, mit einer mächtigen Schachtel im Arm. „Rate, Susi, was der Inhalt ist," sprach er zu ihr. „Aber doch nicht für mich?" sagte Susanna unsicher, bevor sie sich etwas denken konnte. Er holte eine große Puppe heraus mit blonden Haaren und blauem Halsschmuck und einem reichverzierten Hemdchen.

Dann ging er in seine Studierstube zurück. Die Kinder sagten ihr gleich darauf Lebewohl, und jedes wünschte nochmals gute Gesundheit.

Susanna hielt schwach die Puppe in den Händen. Sie packte sie unruhvoll ein und legte sie an ihr Bettende.

Dann reichte sie mir die Hand, daß ich gehen sollte oder schweigen oder nicht daran denken. Aber die Puppe schaute mir kalt durch die Holzwand, und ich regte mich nicht von der Stelle, während Susanna einschlief in Schweiß und Stöhnen.

„Die Susanna muß sterben." Das wußten wir, sie und ich, durch die Puppe.

Eines schlug eilig die Decke zurück, wechselte Tücher und brachte Susi wieder in einen ruhigen Schlaf. Aber die Puppe fiel herab und zerbrach.

Meine Mutter rief mich zum Abendmahl. Als ich unverhofft im Dunkel der Nacht die Augen aufschlug, war mir, als weinte jemand über mir, im Zimmer meiner Susi.

Morgens, ganz früh, war ich wieder bei ihr. Mit stummem Laut zeigte sie auf ein Öllicht; sie wollte es fern von sich haben. Das begriff man leicht. Aber sie hatte keine Sprache mehr. Noch stiller wurde es dort oben als zuvor, damit sie nicht daran denken sollte, daß sie stumm war.

Sie wurde taub. Kein Glied war mehr in ihrem Bann. Und die Augen erloschen.

Der Vater ging durch die Stube einher, zu Tode gebückt.

Da mochte ich wieder alles vergessen und saß mit meinem Spielzeug wie früher an der Hauswand, dem Garten zu.

Unsre Hausmagd lief mir einmal nach mit verweinten Augen und sagte: „Die Susi ist tot.“ Das wußte ich jetzt und ging auf die Straße und wartete auf meine Mutter.

Sie war mit einer Dame heiter im Gespräch, aber ich störte sie und sprach: „Mutter, die Susi ist tot.“

Ihr Schrecken genügte mir. Sie eilte nach Hause, und die Dame kehrte nachdenklich um. Sie schaute hinauf zu den geschlossenen Läden.

Aber mein Leid war noch nicht geheilt.

Am andern Tor standen die Brüder und Schwestern. Ich sagte es ihnen gleichfalls. Sie warfen die Schulbücher auf das Pflaster und eilten ins Haus. Und meine Schwester Helene kam. „Du, ich habe es den Kindern gesagt, allen. Die Susi ist tot.“ Sie wurde bleich, und dann sagte sie schonend: „Man sagt doch nicht tot, man sagt, sie ist gestorben.“

Dann lief sie mit mir auf den Straßen umher und sprach von anderen Dingen. Es ging ihr wie mir, die Seele war wirr.

Sie waren mir alle schon fremd, die Leute im Haus. Ich stellte mich an ihr Treppenfenster und schaute die Leidtragenden an, die ein und aus gingen, und die Kränze und die Trauerkarten, die in die Urne fielen; alles, was sonst meinem Herzen fernstand.

Ihre Mutter kam groß und schwarz heraus und fragte mich weinend: „Willst du die Susi noch einmal schauen?“

Sie lag im Sarg. Das wußte ich. Ich schüttelte mich und lief hinunter in den Garten.

An der Hauswand lag meine Puppe. Susi war immer so heiter gewesen. Ich dachte an sie.

Da bog ein Zug von Schulmädchen, schwarz gekleidet, um die Ecke. Ein Wagen voran.

„Die Susanna ist jetzt im Himmel."

Aber Helene wird auch bis Abend fort sein, der Kirchhof ist so weit. Es läuten die Glocken.

* * *

ARTHUR SCHURIG

DOSTOJEWSKI IN DRESDEN

1867, 1869—1871

BIS zu seiner Todesstunde hat Fjodor Dostojewski in seinem Arbeitszimmer einen großen Stich der *Sixtinischen Madonna* hängen gehabt, eines Bildes, das er über alle andern liebte und das ihn an glückliche Tage im deutschen Florenz erinnerte. In den älteren Biographien steht der zweimalige, zuletzt zwei volle Jahre währende Dresdner Aufenthalt nicht im rechten und wahren Lichte. Es wird da viel von Not, Elend und Einsamkeit, von engen Wohnungen in schmutzigen und niedern Häusern geredet. Der Ausländer kennt und liebt das friedsame, ungeschäftige Dresden seit den glänzenden Tagen Augusts, des Königs von Polen. Und viele fremdländische Dichter haben sich allein von ganz Deutschland in dieser durchgrünten Stadt wohlgefühlt. Es sei nur an Stendhal und an Ibsen erinnert. Vor fünfzig Jahren, als Dostojewski seine „Teufel" hier schrieb, war sie noch reicher als heute an schönen Gärten, Akazienalleen und reizenden Ausblicken auf die heiteren Hügel des Elbetales. Als bescheidenen Beitrag zur Dostojewski-Biographie habe ich mir das Vergnügen gemacht, seine Wohnungen in Dresden aufzuspüren.

Dostojewskis erster Aufenthalt fällt in die Monate April bis

Mitte Juni 1867. Es war seine Hochzeitsreise. Er hatte am 15. Februar (in zweiter Ehe) Anna Snitkin geheiratet. Es war keine *amour-passion,* die diesen Bund vorbereitet hatte. Dostojewski war nie ein Fraueneroberer. Es war vielmehr eine Art „literarische Ehe“, wie Dostojewskis Tochter in ihrer eben erschienenen Schilderung ihres Vaters zu sagen sich berechtigt fühlt. Fjodor Dostojewski stand im 46. Lebensjahr, Anna im 19. Er war Litauer, also Germano-Slawe; sie ebenfalls keine Vollblutrussin; ihre Familie entstammt der Ukraine, aber Anna Dostojewski hatte durch ihre Mutter (eine Schwedin) einen starken germanischen Einschlag.

Die Reise führte über Wilna und Berlin. In Dresden begrüßte sie entzückender Frühling. „Der plötzliche Klimawechsel“ — so erzählt die Tochter — „machte großen Eindruck auf meine Eltern. Sie aßen im Freien auf der Brühlschen Terrasse zu Mittag, hörten der Musik im Großen Garten zu und durchwanderten die malerische Sächsische Schweiz. Ihre Herzen taten sich auf. Jetzt, da keine mißgünstigen Verwandten mehr sich zwischen sie drängten, verstanden sie sich viel besser als vorher. Die Zuneigung, die meine Eltern füreinander empfunden hatten, wurde bald zur wirklichen Liebe, und endlich begannen ihre Flitterwochen. Meine Mutter hat diese zwei zauberhaften Monate niemals vergessen können. Später, in ihrer Witwenschaft, sooft sie nach ihren zahlreichen Aufenthalten an den Karlsbader und Wiesbadener Quellen ihre Kur beendete, verbrachte sie noch etliche Wochen in Dresden. Dann besuchte meine Mutter alle Orte, wo sie ehedem mit ihrem Gatten spazieren gegangen war, betrachtete aufs neue die Gemälde, die er in der berühmten Galerie bewundert hatte, speiste in den Restaurants, in denen sie dereinst zusammen ihre Mahlzeiten eingenommen, und träumte von Vergangenem bei den Klängen der Musik im Großen Garten ... Im Juli, als es in Dresden heiß ward, reisten meine Eltern nach Baden-Baden

ab. Das war kein glücklicher Gedanke, denn kaum hatte mein Vater die Roulette wiedergesehen, so wurde er auch schon von der Spielleidenschaft wie von einer Krankheit erfaßt. Er spielte, verlor und durchlief Augenblicke höchsten Glücks und tiefster Verzweiflung. Meine Mutter erschrak sehr. Als sie [1866, vor ihrer Ehe] den „Spieler" stenographisch niederschrieb, wußte sie nicht, daß sich mein Vater in diesem Roman selber geschildert hatte..."

Der Winter 1867—68 wurde in Genf verbracht, wo dem Ehepaare das erste Töchterchen Sonja geboren ward und bald wieder starb. Annas Mutter, Maria Anna Snitkin, geb. Miltopeus, kam von Petersburg nach Genf. Den folgenden Sommer verlebte der Dichter mit seiner Frau in Vevey; die Mutter blieb in Genf. Dostojewski fühlte sich in der Schweiz durchaus nicht wohl; die Berge beengten ihn. „Sie erdrücken mich," klagte er, „sie verengern meine Ideen. Ich könnte in diesem Lande nichts Wertvolles schreiben." Dies war der Grund, warum beide im August 1868 über den Simplon nach Mailand gingen und von da (im Spätherbst) nach Florenz. Dostojewski liebte Italien, zumal die Lombardei. Erst Ende Juli 1869 verließ man die Arnostadt, in der Absicht, den Winter in Prag zu verbringen. Die Reise ging über Venedig, Triest, Wien. In Prag fand sich keine möblierte Wohnung, und so ward abermals Dresden der Wohnsitz, und zwar vom August 1869 bis zum Juli 1871.

Zuerst wohnte Dostojewski Viktoriastraße 5 (heute Nr. 9) im dritten Stock. Nach den Meldeamtsakten hat er sich am 26. August 1869 als „k. russischer Leutnant a. D. und Rentier Fedor von Dostoewski (!), geboren in Warschau" eintragen lassen. Das Haus ist noch im alten Zustande. Hier kam am 14. September 1869 des Dichters zweite Tochter, die heute in der Schweiz lebende Ljubow (= Aimée) Dostojewski, zur Welt.

Sie erzählt hierzu: „Der Besitzer der möblierten Wohnung [ein Lehrer namens Buck] machte Dostojewski darauf aufmerksam, daß er nach den Gesetzen der Stadt sich sofort auf die Polizei zu begeben und die Geburt seines Kindes anzumelden habe. Dostojewski beeilte sich denn und erklärte dem Beamten, daß er glücklicher Vater einer kleinen Tochter sei, die *Ljubow* heißen solle. Der Beamte begnügte sich mit dieser Mitteilung nicht und ließ meinen Vater Vor- und Nachnamen buchstabieren, sowie Alter, soziale Stellung und Geburtsdaten angeben. Dann ging er auf seine Frau über und fragte, wie deren Mädchenname laute. Ihr Mädchenname? Zum Teufel! Dostojewski erinnerte sich nicht daran. Umsonst durchsuchte er sein Gedächtnis; der Name tauchte nicht auf. Mein Vater setzte den Fall der Polizei auseinander [er beherrschte die deutsche Sprache völlig] und bat um die Erlaubnis, seine Frau zu Rat ziehen zu dürfen..."

Außer Dostojewskis Schwiegermutter kam auch alsbald Annas Bruder, Iwan Snitkin, nach Dresden. Auch er verblieb zwei Jahre daselbst und heiratete eine junge Dame der Dresdner russischen Kolonie. Von Einsamkeit kann demnach keine Rede sein. Dazu interessierten sich viele der zahlreichen Russen in Dresden für den Dichter, der als Autor der „Aufzeichnungen aus einem Totenhause", des „Spieler", „Schuld und Sühne" und des „Idiot" schon damals den Russen berühmt war. Seine Landsleute machten ihm Besuche und luden ihn in ihre Familien ein. Dostojewski fühlte sich in Dresden sehr wohl, war er doch in seiner Lebensführung durchaus Westeuropäer, und es kam ihm damals vor allem darauf an, gesund zu sein und arbeiten zu können. Seine Weltanschauung hatte sich im Zuchthause (1850—1854) völlig geändert. Ehedem einer der innerlich zerrissenen vaterlandslosen russischen Intellektuellen, die Rußland durch Anarchie und Nihilismus europäisieren wollten, hatte er erkannt, daß die westliche Zi-

vilisation, die sich der altchristlichen Lehre von der wahrhaften Menschenliebe ebenso wie der uneigennützigen Treue am Vaterland entfremdet hat, dem russischen, noch in Barbarei schmachtenden Volke keine Erlösung zu bringen vermag. „So war er" — schreibt Aimée Dostojewski — „zum glühenden Bewunderer und leidenschaftlichen Jünger Christi geworden und hatte nun ein geliebtes Vaterland, dem er dienen konnte. Er brauchte nicht mehr die europäischen Schriftsteller nachzuahmen. Er konnte seine Stoffe aus dem russischen Leben schöpfen, der Bekenntnisse der Sträflinge, der Meinungen und des Glaubens unserer Bauern gedenken. Dieser Litauer hat das russische Ideal erfaßt; er beugte sich vor der russischen Kirche und vergaß Europa, um sich ganz der Schilderung der slawo-mongolischen Sitten unseres großen Landes hinzugeben..." Eng verbunden damit war Dostojewskis unwiderrufliche Wandlung zum Monarchisten; er knüpfte die höchsten vaterländischen Hoffnungen an die Wiederaufnahme und Fortführung der alten byzantinischen Kultur. Voll orientalischer Mystik sah er die Urgrundlage des russischen Staates in der Heiligkeit seines weltlichen Oberhauptes, des Zaren.

Dostojewski litt nicht an Heimweh, wohl aber hegte er eine gewisse Furcht, Rußland nicht intensiv genug zu begreifen, wenn er dauernd in der Fremde bliebe. „Offenbar gab er sich Rechenschaft," meint seine Tochter, „wie wenig er Russe war. Mein Vater, der sich rühmte, Russe zu sein, war viel mehr Europäer als Turgenjew, Tolstoi und viele andre russische Dichter, die im Auslande gelebt haben, denn sie trugen Rußland im Blute und blieben ewig Russen, obgleich sie sich naiverweise für Westeuropäer hielten." Anna Dostojewski war es, die an Heimweh litt. „Sie haßte Deutschland, haßte alle Ausländer. Sie durchlebte Augenblicke der Verzweiflung bei dem Gedanken, daß sie vielleicht niemals mehr ihr geliebtes

Rußland wiedersehen werde. Sie verkümmerte in ihrer möblierten Wohnung zwischen Mann und Kind. Die Entbehrungen, die Verbannung, der Einfluß von Europa, das so viel ernster und schwerer ist als das kindliche Leben in Rußland, ließen sie vor der Zeit altern."

Am 14. April 1870 wechselte Dostojewski seine Dresdner Wohnung und zog nach dem Johannisplatz 15 II (heute Johann-Georgen-Allee 8), in ein damals herrschaftliches Haus; es wohnten zugleich Kammerherren und Oberste darin. Der Platz hatte alte Bäume; der Große Garten ist ihm ganz nah. Das Haus steht noch; es gehört jetzt einem angesehenen Baumeister, der es in gutem Zustande erhält. Am 15. Oktober 1870 fand abermals ein Wohnungswechsel statt. Die Dostojewskis zogen nach der Bürgerwiese 15 B, ersten Stock, wiederum in ein herrschaftliches Grundstück, noch mehr im Grünen. Heute ist das Haus — das sogenannte Dianabad, wie es bereits damals hieß — verschwunden und hat einem Neubau Platz gemacht; dieser führt die Hausnummer 22. Die vierte und letzte Dresdner Wohnung des Dichters war in der Moritzstraße 9 I. Über die Stelle dieses Hauses geht heutzutage die König-Johann-Straße. Es war ein altes düsteres Patrizierhaus. Der Umzug geschah am 15. April 1871.

An der Hand der Briefe Dostojewskis aus der Dresdner Zeit möchte man meinen, der Dichter habe in verzweifelten Geldverhältnissen gelebt. Alle älteren Darsteller des Lebens Dostojewskis erwähnen die Geschichte mit dem lächelnden Bankier, der versetzten letzten Hose und dem erschütternden Telegramm nach Petersburg. Es handelt sich um den damaligen Bankier Adolph Hirsch, Frauenstraße 4 parterre. In Wahrheit war die Sache nicht so schlimm. Ausdrücklich erklärt seine Tochter: „Die Biographen Dostojewskis legen den ewigen Klagen zu viel Bedeutung bei, die man in seinen Briefen an Verwandte oder intime Freunde findet. Man darf sie nicht tragisch

nehmen.“ Der Dichter war ein sehr nervöser Mensch, der gern klagte und sich gern trösten ließ, hierin ein richtiger Slawe.

Am 18. Juli meldete Dostojewski seine Abreise „nach Warschau“ polizeilich an. Vermutlich ist der 19. Juli der Tag des Wegganges. Vier oder fünf Tage darauf kamen Dostojewski, seine Frau und sein Töchterchen wieder in Petersburg an.

* * *

GESCHICHTEN VOM RICHTER SMIDT

Der Nachwelt überliefert von A. K.

IN einer unsrer alten Hansestädte lebte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Richter namens Smidt. Er war wohl der volkstümlichste Mann der Stadt, nicht nur weil er seit unvordenklichen Zeiten seines damals in jener Stadt mehr als anderswo durch Machtfülle verklärten Amtes waltete und einer alteingesessenen Familie angehörte, die dem Gemeinwesen manchen Ratsherrn und Syndikus geschenkt hatte, sondern vor allem weil er das Herz auf dem rechten Fleck trug und, was nicht gerade war, krumm nannte, weil er als Richter lieber seinen gesunden Menschenverstand zu Rate zog als die papiernen Paragraphen, den Vergleich mehr liebte als das Urteil und die trockenen Verhandlungen gern durch einen guten Witz würzte; denn er hatte von Haus aus Humor, und, was seltener ist, er duldete ihn bei andern.

Über diesen guten Richter nun waren schon zu seinen Lebzeiten viele heitere Geschichten und Anekdoten im Schwange, und nach seinem Tode häufte das Volk, wie es auch sonst bei seinen Lieblingen, es braucht noch nicht einmal der Doktor Faust oder Eulenspiegel zu sein, zu tun pflegt, auch fremden Witz und Humor auf ihn, so daß sich endlich ein ganzer Geschichtenkreis um seine Gestalt bildete. Einige von diesen Döntjes — wie man derlei an der Wasserkante nennt — wollen wir hier aufzeichnen, wie wir sie in unserer Jugend gehört

haben, ohne dafür einzustehn, daß sie alle wirklich vom Richter Smidt herstammen.

★

Ein Mann wurde wegen Verübung ruhestörenden Lärmes vor Richter Smidt geführt. „Wat büst du, min Jung?“ — „Zigarrenmaker.“ — „Zigarrenmaker? Dre Doge!“ Damit war die Verhandlung zu Ende. (Man muß wissen, daß die Zigarrenmacher damals ihrer geruhigen Arbeit zum Trotz ein unruhiges und neuerungssüchtiges Völkchen waren.)

★

Ein altes Fischweib war von Richter Smidt verurteilt worden, weil es einige Nachbarinnen mit höchst unflätigen Worten beschimpft hatte. Das tun die Fischweiber heute noch gern, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man in jener alten Hansestadt über den Fischmarkt geht. Aber das Fischweib hatte sich, was ja gleichfalls heute noch vorkommt, aufs Leugnen gelegt und setzte ihren Protest auf dem Flur vor dem Verhandlungszimmer kreischend fort: „Ick lot mi dat nich gefallen, ick will min Recht hebben, min Recht will ick hebben!“ Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und Richter Smidt steckte seinen Kopf in die Spalte: „Wat willt Sä hebben? Ähr Recht willt Sä hebben? Von Recht kann hier gor keene Rede sin!“ Und die Tür flog wieder zu.

★

Auf seinem allmorgendlichen Gang zum Rathaus, wo zu jener Zeit noch Recht gesprochen wurde, sah Richter Smidt eines Tages drei der Stadt verpflichtete Straßenarbeiter, die, statt ihr Werk zu tun, dem lieben Gott den Tag stahlen, sich auf ihre Schaufeln stützten und schwatzten (nicht von Politik übrigens, das tat man in jenen glücklichen Zeiten noch nicht). Als sich unserm Richter am nächsten Tage der gleiche Anblick bot, wurde er verdrießlich und knurrte, am dritten aber ließ er die unverbesserlichen Faulenzer durch einen Ratsdiener

vor seinen Richterstuhl holen und sagte: „Dscheder dre Doge!“ Die Arbeiter wußten nicht, wie ihnen geschah, und einer von ihnen schrie: „Wat schall dat denn, wi hebbt doch gornix dohn!“ – „Dscho grod dorum!“ sagte Richter Smidt mit vorgestrecktem Zeigefinger und ließ die Sünder abführen.

*

Bei Richter Smidt erschien eine alte Frau: „Herr Richter, min Söhn de deit nich god, könnt Sä em nich in't Hartmannshus (so hieß die Besserungsanstalt der Stadt) stecken?“ – „Wat haav he denn mokt?“ fragte Richter Smidt. – „Mokt?“ – „Dscho, ick meen, har he stohlen?“ – „Stohlen? Min Söhn stehlen? Ne, Herr Richter!“ – „Denn kann ick em nich bruken,“ sagte Richter Smidt, „stohlen mutt he hebben!“

*

Ein Mann hatte nach kurzem Wortwechsel einem andern eine Ohrfeige gegeben und stehenden Fußes eine ebensolche wiederbekommen. Aber der zuerst Geschlagene begnügte sich nicht mit dieser Vergeltung, sondern verklagte den Feind vor Gericht. Richter Smidt sah, daß bei der Sache nichts herauskam, und ging auf den Vergleich zu, denn bestraft müßten sie sonst beide werden, sagte er. Aber der Kläger machte geltend, daß er in der Notwehr gehandelt habe und daß der, welcher angefangen, jedenfalls schwerer bestraft werden müßte, und das sei ihm genug. Als kein Zureden half, sagte Richter Smidt: „Min Jung, du büst doch 'n Christ?“ – „Dscho, Herr Richter.“ – „Un du lest doch in de Bibel?“ – „Dscho, Herr Richter.“ – „Un dor steit doch schrewen, so dir einer einen Streich auf die linke Backe gibt, dem reiche auch die rechte dar. Du mußt doch dohn, wat in de Bibel steit!“ Der Kläger geriet bei diesem Argument endlich ins Schwanken, und den Augenblick pflegte Richter Smidt zu nutzen: ehe sich's der Mann versah, hatte er schon seinen Namen unter den Vergleich gesetzt. Aber zufrieden war er über den Ausgang nicht

und kraute sich am Kopf. Da klopfte Richter Smidt ihm auf die Schulter: „Min Jung, wenn di wedder mol eener wat deiht, denn hau em man wisse; wat doröwer in de Bibel steit, is all dumm Tüg.“

★

Ein Mann hatte einem Nachbarn, mit dem er in Feindschaft lag, einen Schabernack spielen wollen. Als er spät abends heimkehrte, schlich er sich auf die vor dem Hause des Nachbarn gelegene Veranda und verrichtete dort nachdrücklich seines Leibes Notdurft. Aber der Nachbar und seine Frau hatten das schändliche Tun durch eine Spalte des Fensterladens beobachtet; sie holten einen Nachtwächter, stellten das Geschehene fest und verklagten den Missetäter. Die Sache kam vor Richter Smidt. Er ließ sich den Fall genau auseinandersetzen, schmunzelte innerlich ein wenig und sagte: „Worum hebbt Ji denn dat Ding nich eenfach wegnomen, denn wär't doch in Ordnung?“ — „Dscho, Herr Richter,“ sagte der Kläger, „dat wull ick ok, ober dor seggt min Fru to mi, nä, seggt min Fru, dat bliwt dor liggen, dat is'n Freten for Richter Smidt!“

★

Es gibt noch viele Geschichten vom Richter Smidt, aber die andern, die wir kennen, sind etwas derb und eignen sich nicht gerade dazu, an dieser Stelle verewigt zu werden. Es mag also genug sein vom Richter Smidt; nur seine letzten Worte wollen wir zum Schluß noch aufzeichnen.

Richter Smidt gehörte — die besten Menschen haben ja ihre Fehler — zu den Vätern der alten Schule, die an ihren Söhnen, auch wenn diese selbst schon weiße Bärte haben, immer etwas aussetzen müssen: Laß das doch! Muscha nich! Laß dich da nich auf ein! Du verlierst da noch dein Geld bei, usw. Als nun Richter Smidt zum Sterben kam und, von all seinen Kindern und Kindeskindern umgeben, dalag, überschaute er im Geiste noch einmal sein langes Leben und sagte dankbar:

„Nu ward dat dscho woll Tid! Ick hebb min Deel von haart!“ Dann tat er einen tiefen Seufzer und fiel zurück. Sein ältester Sohn, der in letzter Zeit sich vom Vater ein wenig ferngehalten, da er des ewigen Zurechtgewiesenwerdens in seinem Alter satt war, beugte sich liebevoll über den Vater, um zu sehen, ob er vollendet habe. Aber da kam es mit letzter Kraft heraus: „Ümmer so nigierig, ümmer so nigierig!“ Dann starb Richter Smidt.

* * *

STEUERDRÜCKEBERGEREI VOR HUNDERT JAHREN

Diesen gewiß fingierten Brief veröffentlichte Heinrich von Kleist mit Zusätzen und einer Antwort, die hier wegbleiben konnten, in den „Berliner Abendblättern“ als Beispiel des Versuchs, das Luxussteueredikt vom 28. Oktober 1810 zu hintergehen.

Bruderherz!

Was klagst Du doch über die in dem Edikt vom 28. Okt. d. J. ausgeschriebenen neuesten Luxussteuern? Die Absicht und die Meinung, in der sie ausgeschrieben sind, lasse ich dahingestellt sein; sie ist eine Sache für sich. Die Auslegung aber kommt dem Publico zu; und je öfter ich es überlese, je mehr überzeuge ich mich, daß es Dich und mich gar nicht trifft.

Es ist wahr, ich halte zwei Kammerdiener und fünf Bediente; Haushofmeister, Kutscher, Koch und Kunstgärtner mit eingerechnet, beläuft sich meine Livree auf zwölf Köpfe. Aber meinst Du deshalb (denn der Satz im Edikt pro Mann beträgt 20 Tl.), daß ich 240 Tl. an die Luxussteuerkasse entrichten würde? Mitnichten! Mein Gärtner ist, wie Du weißt, eigentlich mein Vizeverwalter; der Koch, den ich bei mir habe, ursprünglich der Bäcker des Orts; beide sind nur nebenher Gärtner und Koch; der Kutscher, der Jäger auch, der Friseur nebst Kammerdiener, und zwei Bediente sind, so wahr ich lebe, bloße Knechte; Menschen, die zu meinem Hofgesinde gehören und die ich, wenn es not tut, auf dem Feld oder im Wald brauche. Da nun das Edikt (§ II. 10. a.) sagt,

daß Leute, die nur nebenher dienen, mehr nicht als die Hälfte des Satzes und Knechte gar nichts zahlen: so bleibt für mich nur der Haushofmeister und zwei Bediente als steuerpflichtig übrig: macht (à 10 Tl.) 30 Reichstaler oder drunter.

Ebenso, siehst Du, mit den Hunden. In meinen Ställen, die Wahrheit zu sagen, befinden sich zwei auserlesene Koppeln; Doggen die eine, echt englische, siebzehn an der Zahl; die andere besteht aus dreißig Jagdkleppern; Hühnerhunde, Teckel und dergleichen rechne ich nicht. Aber meinst Du, das Edikt sähe deshalb mich an mit 1 Taler pro Hund? Mitnichten! Diese Koppeln gehören meinem Jäger; und da das Edikt (§ II. 10. b.) Hunde, die eines Gewerbes wegen gehalten werden, von der Steuer ausnimmt: so bleibt für mich nur als steuerverfallen ein Pudel von der norwegischen Rasse, ein Mops und der Schoßhund meiner Frau: macht (à Hund 1 Tl.) 3 Tl., mehr nicht.

Ein Gleiches gilt von den Pferden! — Zwar, wenn es Markt ist, fährt meine Frau mit den vier holsteinischen Rappen nach der Stadt; das schwarze Silbergeschirr steht den zwei jungen Apfelschimmeln nicht übel, und der Fuchs und Braune gehn gut, wenn ich sie reite. Aber meinst Du, daß dies darum durch die Bank Reit- und Kutschpferde wären, die ich mit 15 Tl. pro Stück zu versteuern hätte? Mitnichten! die Pferde, das weiß jedermann, brauch ich im Frühjahr und bei der Ernte; und da das Edikt (§ II. 10. c.) von Gebrauchspferden nicht spricht: so prallt die Forderung auch hieher von mir ab, und ich zahle nichts.

Endlich, was die Wagen betrifft! — Zwar die zwei englischen Batarden, die ich kürzlich gekauft, werde ich, ob ich sie gleich in Kreisgeschäften zuweilen brauche, mit 8 Tl. pro Stück versteuern müssen. Aber den Halbwagen und die drei in Federn hängenden Korbwagen mit Verdeck? Mitnichten! Den Halbwagen, an dem ich kürzlich die Achse zerbrach, verbrenn ich oder verkauf ich; und von den Korbwagen beweis ich, daß ich vergangenes Jahr Heu und Strauchwerk damit eingefahren und die Fahrzeuge mithin Acker- und Lastwagen sind. Mithin geht der Kelch der Luxussteuer auch hier an mir vorüber; und es bleibt außer den Batarden nur noch eine zweirädrige Jagdkalesche übrig, die ich mit 5 Tl. (denn mehr beträgt es nicht) (§ II. 10. d.) zu versteuern habe.

Lebe wohl!

* * *

verlangt mancherlei Vorsicht. Aber man muß die Vorsicht auch nicht zu weit treiben, wie das Stéphanie Félicité Ducrest de Saint-Aubin, Marquise von Sillery, Gräfin von Genlis getan hat. Die Bände ihrer Bibliothek waren nämlich nach dem Geschlecht der Verfasser getrennt, und damit jede Berührung der Bücher männlicher und weiblicher Schriftsteller vermieden wurde, blieb ein erheblicher Zwischenraum zwischen ihren Reihen. Allerdings hatte man solchen Takt von einer Dame zu erwarten, die auch ein ‚Dictionnaire critique et raisonné des étiquettes de la cour, des usages du monde, etc., Paris 1818' veröffentlichte. Wobei freilich nicht zu verschweigen sein wird, daß nicht allein diese ihre Anleitung zu feinen Lebensformen angezweifelt worden ist. Denn unter den nahezu hundert der Madame de Genlis verdankten Werken ist ihr, Hamburg 1796 erschienener ‚Précis de ma conduite pendant la révolution' nicht der langweiligste Beitrag zur Revolutionsliteratur. Es ist eben nicht einfach, seine Einrichtungen so zu treffen, daß sie über allen Zweifel erhaben bleiben, und Bücher so aufzustellen, daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen wird. *G. A. E. Bogeng*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Vor allem möchten wir die Leser unserer Zeitschrift darauf aufmerksam machen, daß der erste Jahrgang des „Inselschiffs" jetzt auch gebunden zum Preise von M 20.— in Pappband und M 36.— in Halbpergament geliefert wird, sowie daß auch Einbanddecken angefertigt worden sind, deren Preis M 5.— für den Pappband und M 10.— für den Halbpergamentband beträgt.

Allen denen, die das dichterische Schaffen Albrecht Schaeffers mit Aufmerksamkeit verfolgt und die Selbstcharakteristik seines „Josef Montfort" in diesem Heft gelesen haben, wird es interessieren, zu erfahren, daß der große dreibändige Roman des Dichters „Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern dargestellt" in aller Kürze erscheinen wird. An diesem Roman hat der Dichter acht Jahre gearbeitet, und schon dieser Zeitraum verrät uns, daß hier, wie im „Wilhelm Meister", ein Erziehungs- oder Bildungsroman vorliegt. Nach des Dichters eigenen Worten handelt es sich in seinem Roman um den Gang einer

jugendlichen Mensch- und Mannwerdung, um einen intellektuell überlasteten Charakter, wie ihn unsere Zeit so oft gebiert. In sein Schicksal sind eine Fülle verwandter Naturen, junger und alter, männlicher und weiblicher Gestalt, verflochten, die allesamt helfend oder hindernd, Schuld bewirkend oder Schuld lösend an der Bildung seines Charakters beteiligt sind. Die Form ist die des Naturalismus bis an die Grenze der Konsequenz — Naturalismus aber (wohl verstanden!) als technisches Mittel und nicht als Stoffwahl gedacht, da „natürlich" oder „wirklich" hier nicht das sogenannt wirkliche Alltagsgeschehen ist, sondern allein das Reich der Seele und alles, was seine Kräfte darzustellen vermag mit den Dingen und Bildern unserer Erscheinungswelt. So ist dieser Roman anderseits auch eine expressionistische Dichtung, wenn Expressionismus soviel heißt wie daß jedes in der betreffenden Dichtung erscheinende Ding, bis zum alltäglichsten und kleinsten, Träger ist eines Ausdrucks und somit nicht herausfallend aus der seelischen Einheit des Ganzen.

Theodor Däubler rückt immer mehr in den Mittelpunkt der literarischen Diskussion. Da erschien es dem Verlag geboten, sein Hauptwerk „Das Nordlicht", das bisher nur in einer zahlenmäßig begrenzten und jetzt vergriffenen Ausgabe vorlag, wieder aufzulegen. Demgemäß wird es im Laufe des Frühlings als Dünndruckausgabe in zwei Bänden erscheinen.

Viele Freunde unserer Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgaben haben es bedauert, daß diese nicht wieder in Ganzleder zu haben gewesen sind. Ihnen können wir mitteilen, daß wir uns entschlossen haben, auch die Ganzlederausgaben wieder aufleben zu lassen, freilich, was wir selbst am meisten bedauern, zu einem Preis, der den früher dafür gezahlten um ein Vielfaches übertrifft. Es wird dadurch allen Besitzern unvollständiger Exemplare Gelegenheit zur Komplettierung gegeben. Das gleiche gilt für unseren achtbändigen Storm, von dem wir bei Anlaß des inzwischen nötig gewordenen abermaligen Neudrucks nach Maßgabe der eingegangenen Meldungen die fehlenden Bände auf starkem Papier nachdrucken lassen werden.

Unser Lenau steht kurz vor seiner Vollendung: der sechste Band wird bestimmt im ersten Viertel des nächsten Jahres erscheinen. Vom Hölderlin kann nunmehr auch mit Sicherheit gesagt werden, daß er im Jahre 1921 vollständig wird.

Ein Seitenstück zu unserer Storm-Ausgabe auf Dünndruckpapier wird in unserer Keller-Ausgabe erstehen; auch wird dieser Dichter nunmehr seinen Einzug in die Insel-Bücherei halten.

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
ZWEITER JAHRGANG / DRITTES HEFT
FEBRUAR 1921
*

Und was wir heute sammeln und gestalten,
Das wird der Morgen schonungslos zerstreuen;
Doch wollt ihr einen süßen Kern erhalten,
Dürft ihr euch nicht zu sehr der Schalen freuen;
Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
Wohin die heilgen Ströme wollen rauschen!
Gottfried Keller

HUGO VON HOFMANNSTHAL

BEETHOVEN
1770—1920

EINHUNDERTUNDFÜNFZIG Jahre sind ein gewaltiger Zeitraum, gemessen am Leben des Menschen. Die Nation aber mißt mit anderen Maßen, und jenes Damals ist ihr ein Gestern. Damals war über der deutschen Nation eine Zeit wie junger Morgen, aufsteigend gegen hohen Mittag. Die Stunde im Leben des Volkes, die heute geschlagen hat, wüßten wir kaum zu benennen. Aber wir müssen sie auswarten und fest und ruhig in ihr stehen: das ist unser Teil.

Mozart war da, und hier in diesen Gemarken, wo sich das neue und alte Europa berühren, an diesem Grenzstrich zwischen römischem, deutschem und slawischem Wesen, hier war die

Musik entstanden, die deutsche Musik, die europäische Musik, die wahre, ewige Musik unseres Zeitalters, die volle Erfüllung, natürlich wie die Natur, unschuldig wie sie. Aus den Tiefen des menschlichsten der deutschen Stämme hervorgestiegen, trat sie vor Europa hin, schön und faßlich wie eine Antike, aber eine christliche, gereinigte Antike, unschuldiger als die erste. Aus den Tiefen des Volkes war das Tiefste und Reinste tönend geworden; es waren Töne der Freude, ein heiliger, beflügelter, leichter Sinn sprach aus ihnen, kein Leichtsinn; seliges Gefühl des Lebens; die Abgründe sind geahnt, aber ohne Grauen, das Dunkel noch durchstrahlt von innigem Licht, dazwischen die Wehmut wohl — denn Wehmut kennt das Volk — aber kaum der schneidende Schmerz, niemals der Einsamkeit starrendes Bewußtsein.

Für ewig hatte dieses junge Volk der Deutschen, das späteste in Europa, das neugeborene aus dem Grab eines dunkeln Jahrhunderts, seine Stimme gewonnen, und ihr Wohllaut fließe ewig durch die aufeinanderfolgenden Geschlechter hin und sei gesegnet und das Volk erkenne in ihm den innersten Klang seiner frommen und freudigen Seele: aber wer ist Beethoven, daß wir trotz Mozart ihn heute feiern, in der dunklen, ungewissen Stunde, als einen, der keinem weicht; daß wir heute sagen: Jener war der einzige, Er aber war der Gewaltige?

Nicht länger in diesen neueren Zeiten bleiben die Nationen eine Einheit in sich, wie wir uns die Alten denken oder die großen Völker des Orients: wie ein einziger metallener Stab das ganze Volk, einen vollen Ton gebend unterm Hammerschlag des Schicksals; am wenigsten sie, die zerklüftete von Anbeginn, die deutsche. Myriaden Seelen lösen sich von der innigen Gemeinschaft und bleiben, Gelöste, ihr doch schwebend verbunden: unantiken Gepräges, die neueren Menschen, Vorväter uns und Brüder zugleich, denn wir sind für dieses Geschlecht wiederum, was sie für ihres waren: die Geistigen; nicht die

Blüte der Nation, wer wagte das zu sagen ohne Scham? — auch nicht das Herz, aber doch wohl ihr Flügel, mit dem sie sich hebt über den Abgrund der Sonne entgegen. Nichts war würdig an ihnen, zu bestehen, wofern sie sich abtrennten im Letzten von der Wesensart des Volkes, und doch war Vereinzelung ihnen auferlegt. Furchtbar war und ist ihr Geschick, an ihnen aber hängt doch das Geschick der Nation, und sie sind die Erbvollstrecker der Jahrhunderte. Hin und her geworfen zwischen großem Stolz und Schwachmut, zuzeiten dünken sie sich Göttersöhne — Schöpfer, das ungeheure, fast lästerliche Wort dünkt ihnen nicht zu groß, die Fülle zu malen, die sie in sich tragen; dann aber stürzen sie wieder dahin wie Ikarus. Das Stumme, Ungesellige der Nation, in ihnen ward und wird es zur glühenden Qual. Sie verzehrten sich im Gefühl der unmitteilbaren Fülle. Mitten unter den Menschen waren sie einsam wie die Eremiten. Ihrem Drang zu genügen, kam Werther, der maßlos Liebende, Faust, der maßlos Begehrende; für sie warf Schiller Gestalt auf Gestalt in die Welt, die dem Gesetz der Welt das Gesetz des eigenen einzelnen Herzens entgegenstellte, und hieß in kühnen Reden hochsinnig Gestalt die Gestalt überbieten; für sie horchte Herder, begabt mit maßloser Gewalt des Ohres, in die Jahrhunderte und in die Völker. Aber ihrem Drang war der Werther unzulänglich, der Faust gab ihnen nicht das Letzteste; über Herders Ohr ging ihre Begierde hinaus, das Unhörbare zu erhorchen, und Schillers Gestalten waren die Beredsamkeit ihrer Träume, nicht der Nerv ihrer Taten. Denn dieser Beredsamkeit letztes Ziel war Politik, und danach stand ihnen nicht im tiefsten der Sinn, dazu waren sie zu unreif und zu überreif immer wieder. Sie ringen um das lebendige Wort und um die lebendige Tat, sehnen sich nach dem Unerreichlichen: daß das Wort und die Tat eins sei. Mozarts Klänge waren ihren drangvollen Herzen zu erhaben in ihrer Harmonie und zu irdisch

friedevoll. Sie wollten den Redner, der ihr Zerklüftetes in eins brächte und das Übermaß der Empfindung reinigte und heiligte; den Priester, der ihr Herz hinauftrüge vor Gott wie ein verdecktes Opfergefäß; den Wortführer — aber wie sage ich es? sie wollten den Priester ohne Tempel, den Wortführer gewaltig wie Moses und doch beschwerten, behinderten Mundes; sie wollten den Redner, das Unsägliche zu sagen. Ihre ganze Inbrunst ging auf das, was unerfüllbar schien. Da rief der Genius der Nation noch einen: da trat Beethoven hervor.

Er trat herein in Haydns und Mozarts Welt, wie Adam hereintrat zwischen die vier Ströme des Paradieses. Er glich den Engeln und war nicht ihresgleichen, frommen, aber störrischen Gesichtes: er war der erste Mensch. Sein Verhältnis zur Musik war nicht mehr unschuldig, es war wissend. Das singende, gleichsam mit Menschenstimme sprechende Orchester unter seinen Händen sang nicht mehr reinen Wohllaut, verklärte Harmonie der Schöpfung: es sang eigensinnig des einzelnen Menschen Lust und Weh. Jeder Musiksatz war ein Thron der Leidenschaft. Ihm war Brust und Stimme gegeben, das Heilige aus seinen geheimen Wohnsitzen zu rufen, und er rief es zu sich, dem Einsamen, mit ihm zu ringen und mit ihm zu spielen. Einsam führte er ein tönendes Gespräch mit dem eigenen Herzen, mit der Geliebten, mit Gott, ein stockendes Gespräch, oft ein erhaben-verwirrtes. Aus unzerbrochenem, im Aufruhr noch frommem Gemüt ward er der Schöpfer einer Sprache über der Sprache. In dieser Sprache ist er ganz: mehr als Klang und Ton, mehr auch als Symphonie, mehr als Hymnus, mehr als Gebet: es ist ein nicht Auszusagendes: eines Menschen Gebärde ist darin, der dasteht vor Gott. Hier war ein Wort, aber nicht das entweihte der Sprache, hier war das lebendige Wort und die lebendige Tat, und sie waren eins.

Sein Werk ist nicht volkstümlich und wollte es nicht sein. Aber es ist darin das, was vom Volk emporsteigt in die Einzelnen und dort aufs neue Wesen wird, so wie das ganze Volk ein Wesen ist, darum kann sich zwar das Volk in seinen Werken nicht erkennen, aber die einzelnen, die vom Volk abgelöst sind und zu ihm gehören, können ihr und ihres Volkes Wesen in ihm erkennen. Dem Mann aus dem Volk gleichend, hatte er eine unzerbrochene, unzerklüftete Seele. Aber er hatte, was das Volk als Ganzes nicht kennt und was die vielen nicht kennen, die das Wort meist trüglich im Munde führen: geistige Leidenschaft, und aus ihr machte er den Sitz der Musik. Stark war er und beherzt und mutig und unschuldig wie ein Kind; aber in Ahnung und Aufschwung konnte er sich erheben, wohin kaum je ein Mensch gedrungen war. Aufrichtig war er und wahr; alles im Bereich des Geistes hat er gefühlt und gekannt, nur nicht den Zweifel. Jede Regung des Gemüts hat er auszusprechen vermocht, nur nicht den Leichtsinn. Ganz war er: was ihn traf, das traf den ganzen Menschen. Sein Leib war stark und kraftvoll bis zur Derbheit und ausgestattet zu leiden, wie eines Propheten und Mittlers Leib. An dem Sinn, der ihm das Übersinnliche zubrachte, traf ihn die Prüfung und machte ihn ärmer als den gewöhnlichsten Menschen. Darin gleicht er dem Moses, der reden mußte mit Gott für sein Volk und ein Stammler war. Sein Leib und sein Geist waren eins, schließlich blickte sein gewaltiges, störrisches Antlitz genau wie seine Werke, und wo sein Leib ruht, da ist wahrlich eine geheiligte Stätte und das Grab eines Heroen. Ehre uns und Erhebung auf immer, die wir es umwohnen. Denn ihn trugen, so war es bestimmt, vom fernen Rhein zu uns her die Schritte; Mozart und Haydn, die unseren, traten ihm entgegen; unsere Landschaft hat ihm mit Rauschen der Bäume und Singen der Vögel das Herz gesänftigt, solange noch ein Laut der Welt in sein Inneres drang; auf unseren Boden hat er sich hingeworfen, in sich

hineinzuhorchen, und Grillparzer und Schubert haben seinen Sarg zu Grab getragen.

Feierlich ist dieser Augenblick, da wir eines solchen Menschen gedenken, und wie er unter uns herumging und wie wir den Fuß in die Stapfen seiner Füße setzen — und erhöht dadurch, daß er ein großes Volk in der Erniedrigung trifft. In der lichtlosen Stunde erglänzen die Geschmeide des Himmels, und unter diesen ist er. Es ist nicht die Stunde, Feste zu feiern, aber es ist die Stunde, sich zu sammeln und sich aufzuerbauen. Angegriffen ist diese Nation in ihrem Tiefsten, und unzerbrochen dennoch trägt sie, und trägt nicht knirschend, sondern in tiefen Gedanken. Verschuldung fühlt sie gegen den eigenen Genius und will ihr Herz emporheben über die Verschuldung. In den einzelnen sucht sie sich wieder herzustellen, der eigenen unerschöpflichen Tiefe dunkel bewußt, und wieder hängt an den einzelnen das Geschick und an der Jugend, ob sie sich würdig erweise. Abermals zeigt sich das Zeichen der im Tiefsten ungeselligen, unberedsamen Nation. Das Wort der gemeinsamen Sprache, das alle binden sollte zur Einheit, hält alle tausendfach auseinander wie Ketzer und Widerketzer. Die Nation hat im Geistigen nicht einerlei Sprache, so hat sie keinerlei. Ihr fehlt aber und abermals der Seelenmittelpunkt, so liegt sie da, ihres eigenen Daseins nicht mächtig und mit fremden, verworrenen Gedanken wie ein Krankes. Aber die einzelnen sind des Hohen noch eingedenk, und noch tragen sie in sich aufgebaut den Thron der geistigen Leidenschaft, von wo der glühende Gedanke, nach allen Seiten ausladend, hineilt, zu umfassen ein Ewiges, nie ganz zu Umfassendes. Dem Wort mißtrauend, sind sie unberedsam aus Keuschheit; in ihrem Herzen aber ist sprachlose Sprache, die über allen Sprachen ist, ist Wissen um alle Finsternisse des Daseins und dennoch Hoffnung bis an die Sphären.

In diesem feierlichen Augenblick treten sie ernst zueinander,

und wo ihrer nur zwei oder drei beisammen sind, da ragt über ihnen ein Haupt unausdeutbaren Ausdruckes, störrisch und fromm zugleich — templum in modum arcis —, ein Gottestempel in Gestalt einer Burg: Beethovens Haupt.

Wir gedenken seiner in dieser Stunde. Möge er in der gleichen Stunde unser gedenken und durch uns hinziehen mit dem Wehen seiner Kraft und seiner Reinheit.

* * *

GOTTFRIED KELLER

AN DAS HERZ

Willst du nicht dich schließen,
Herz, du offnes Haus!
Worin Freund' und Feinde
Gehen ein und aus?

Schau, wie sie verletzen
Dir das Hausrecht stets!
Fühllos auf und nieder,
Polternd, lärmend gehts.

Keiner putzt die Schuhe,
Keiner sieht sich um,
Staubig brechen alle
Dir ins Heiligtum;

Trinken aus den goldnen
Kelchen des Altars,
Schänden Müh und Segen
Dir des ganzen Jahrs;

Werfen die Penaten
Wild vom Herde dir,
Pflanzen drauf mit Prahlen
Ihr entfärbt Panier.

Und wenn zu verwüsten
Nichts sie finden mehr,
Lassen sie im Scheiden
Dich, mein Herz, so leer!

Nein! und wenn nun alles
Still und tot in dir,
O, noch halt dich offen,
Offen für und für!

Laß die Sonne scheinen
Heiß in dich herein,
Stürme dich durchfahren
Und den Wetterschein!

Wenn durch deine Kammern
So die Windsbraut zieht,
Laß dein Glöcklein stürmen,
Schallen Lied um Lied!

Denn noch kanns geschehen,
Daß auf irrer Flucht
Eine treue Seele
Bei dir Obdach sucht!

* * *

GOTTFRIED KELLER

DIE MISSLUNGENE VERGIFTUNG

IN einem benachbarten Kanton lebt ein Apotheker, ein Mann, der früh und spät unter seinen Töpfen mit Latwergen, Pillen und Salben anzutreffen ist, dessen emsige Hand mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit die Rezepturen komponiert, Extrakte destilliert, Posten einregistriert und überhaupt alles besorgt, was im Bereich seines Geschäfts nur vorkömmt; er



Eduard Süffert: Gottfried Keller. Zeichnung um 1840

besucht keine Vergnügungsplätze, gibt keine Gesellschaften und nimmt auch keine Einladungen an; er geht jahraus, jahrein in kein Wirtshaus und schmäht über jene, die abends nach vollbrachter Arbeit ihren Schoppen trinken. Seine teure Ehehälfte besorgt das Hauswesen; sie hat keine Magd, tut alles selbst, scheuern und putzen, kochen und braten, flicken und stricken, alles liegt ihr ob; auch sie besucht keine Teegesellschaften, keine Theater und Tanzpartien, sondern nur allwöchentlich mit ihrem Eheherren den Gottesdienst.

Diese guten Eigenschaften verlieren aber plötzlich sehr an Gehalt, wenn wir diese Leutchen schärfer aufs Korn fassen — der Hauptzug ihres Charakters ist Geiz und Mißgunst; es ist zwar nicht jener gemeine Geiz, der sich selbst keinen guten Bissen gönnt und lieber am Hungertuch nagt, als einen Kreuzer aus der schweren Geldkiste nimmt, um schwarzes Brot zu kaufen; nein, dieser schmutzige Geiz ist es nicht, denn er und seine Ehehälfte sind Leckermäuler, und die schönsten und besten Bissen zieren tagtäglich ihren Tisch, die besten Weine kitzeln ihren Gaumen, und den allerfeinsten Knaster dampft der Herr aus seinem Pfeifchen; handelt es sich aber darum, ihren Mitmenschen beizustehen, so ist des Apothekers Herz und Haus verschlossen, und der Arme und Bedrängte kann getrost an seiner Türe vorbeigehen, denn nicht ein Pfenning wird ihm gereicht.

Wenn wir vorhin sagten, daß er alles selbst tue, so ist dieses ein moralischer Zwang bei ihm, ebenso bei seiner Frau, denn kein Gehülfe, keine Magd kann es in seinem Dienst aushalten; er, so wie sie mißgönnen diesen jeden noch so karg zugemessenen Bissen; die elendesten Suppen, das schlechteste Brot ist mehr wie gut genug. Sein ganzes Dienstpersonal hatte sich demnach bis auf einen Kopf reduziert, dieser Kopf gehörte dem Lehrling an, einem gefräßigen, spindeldürren Burschen, der schon zweimal das Hasenpanier ergriffen hatte,

aber jedesmal wieder eingeholt wurde, weil ihn ein Lehrkontrakt auf vier Jahre fesselte. Dieser Bursche wurde daher im Laboratorium, im Magazin und in der Küche, je nach Bedürfnis, postiert, um die rohen Arbeiten zu verrichten.

Hans, so ist sein Name, war aber die Gefräßigkeit selbst, und wo es irgendwo was Eßbares gab, entweder um den Hunger zu stillen oder aber um den Gaumen zu kitzeln, da waren seine fünf Finger zum Griffe bereit. Unzählige Male hatte schon der braunlackierte Rohrstock des Apothekers seinen Rücken blau und grün durchgewalcht, und täglich zogen der Frau Prinzipalin magere Krallen tiefe, blutige Furchen in sein Gesicht; doch alle diese Mittel waren nicht kräftig genug, ihm den Kappzaum der Mäßigkeit anzulegen; seine Muskeln waren in steter Bewegung auch selbst dann, wenn sie nichts zu verarbeiten hatten; öfters lag er vorm Schlüsselloch und sah seine geizige Herrschaft ein köstliches Gericht verzehren; unwillkürlich waren dann aber auch seine Kiefer in auf- und abgehender Bewegung; gekaut mußte unser Hans nun einmal haben, und wäre es auch nur zum Schein.

Sein Lieblingsaufenthalt war das Magazin; hier wurde Kakau mit Zucker, Schokolade, Sirup, wohlschmeckende Latwergen, Honig u. s. f. mit einer Gier und Wollust geleckt, gekaut und verschlungen, welchen seligen Genuß er aber stets, wenn er ertappt wurde, mit dem Braunlackierten zu büßen hatte. Eine kleine Entschädigung fand er dann immer noch in einem Gefräß, wo sein Tyrann noch gar keine Ahnung davon hatte; es waren nämlich die weltberühmten Pâte pectoral von Georgé, Apotheker in Epinal. Diese waren als Kommissionsartikel in einer Kiste verpackt, von welcher er den untern Boden gelöst hatte, die Schachteln schichtweise von ihrem Inhalte säuberte und wie geschnitten Brot hineinwürgte. Diese Mahlzeit nannte er seinen Rekompens-Artikel; doch nur sehr ungerne machte er Gebrauch davon, nicht deshalb als ob sie

ihm nicht mundeten, sondern eine gräßliche Versuchung hatte er jedesmal zu überwinden, wenn er zu den Schachteln gelangen wollte. Auf dieser Kiste nämlich standen zwei große, weithalsige, wohlverschlossene weißgläserne Flaschen, in welchen nach seinem Dafürhalten die appetitlichsten, feinsten eingemachten Früchte sich befanden, und immer war es ihm, wenn er sie herunternahm, als müsse er hineinlangen, um seine Freßbegierde zu befriedigen; aber die verdammten Etiketten dieser Gefäße machten ihn zittern und zagen; grau und schwarz wurde es immer vor seinen Augen, wenn er das gräßliche Wort las: „Gift, Sublimat", und dann den grinsenden Totenkopf betrachtete, welcher darunter gemalt war: — „Nein, das ist jammerschade, daß diese herrlichen Früchte giftig sind", murmelte er dann vor sich hin, und stellte sie betrübt nach beendigtem Geschäfte wieder an Ort und Stelle.

Eines Morgens, es war Sonntag, als er eben seinem Rekompens-Artikel wieder tüchtig zusprach, tönte die grellende Stimme der Frau Apothekerin und beschied ihn in die Küche. Das böse Gewissen malte ihm schon die ausgestreckten Krallen der Hausxanthippe entgegen, als er die Treppe zur Küche hinabsprang und den letzten Knollen Gummi pectoral hinabwürgte, — doch hier erwartete ihn ein ganz anderer Anblick. Sein Tyrann stand da im zimmtfarbenen Saturrock, garniert mit blauen, stählernen Knöpfen, ein Paar enge Nankinghosen, weißseidene Strümpfe und beschnallte Schuhe; in seiner Hand prangte der bekannte Braunlackierte; neben ihm verweilte die Hauseule im zeisiggrünen Kleid mit großem Pelerinkragen, ihre Kräuel waren nicht zur Attacke ausgestreckt, sondern waren eben damit beschäftigt, aus einer Handvoll kleiner Geldmünzen die falschen und ungangbaren herauszusuchen, um sie, wie es gewöhnlich geschah, nach dem Gottesdienst in die Armenbüchse zu schieben.

„Hans," hub endlich der Apotheker an, „heute ist der

Geburtstag deiner nachsichtsvollen Prinzipalin, meiner lieben Frau, und deshalb besuchen wir heute gemeinschaftlich den Gottesdienst." „Und hier," nahm die Hausherrin das Wort, „hier ist Arbeit für dich, die du während unserer Abwesenheit verrichten kannst." Ein Schupf unter die kurzen Rippen zeigte ihm den Weg zum Feuerherd, wo ein Spanferkel ganz allerliebst am Spieße stak und schon einen angenehmen Duft um sich her verbreitete. „Hier, Bursch, ist das, was du vollbringen sollst; du drehst in einem fort den Spieß, gießest öfters Brühe nach und schürst die Kohlen; gib acht, daß nichts verbrennt, oder ich rupfe dir die Ohren rot und blutig." „Und auch ich tu dann das Meinige, Schlingel," rief der Herr, indem er den Stock über Hansens Kopf pfeifen ließ, „ich brate dich gleich jener Sau am Spieß; verstanden, he!" Unter solchen Drohungen verließ das fromme Paar das Haus. Nachdem das Schloß zweimal geknarrt und der Schlüssel den Rückzug genommen hatte, wurde es unserm armen Bratenwender wieder wohler ums Herz.

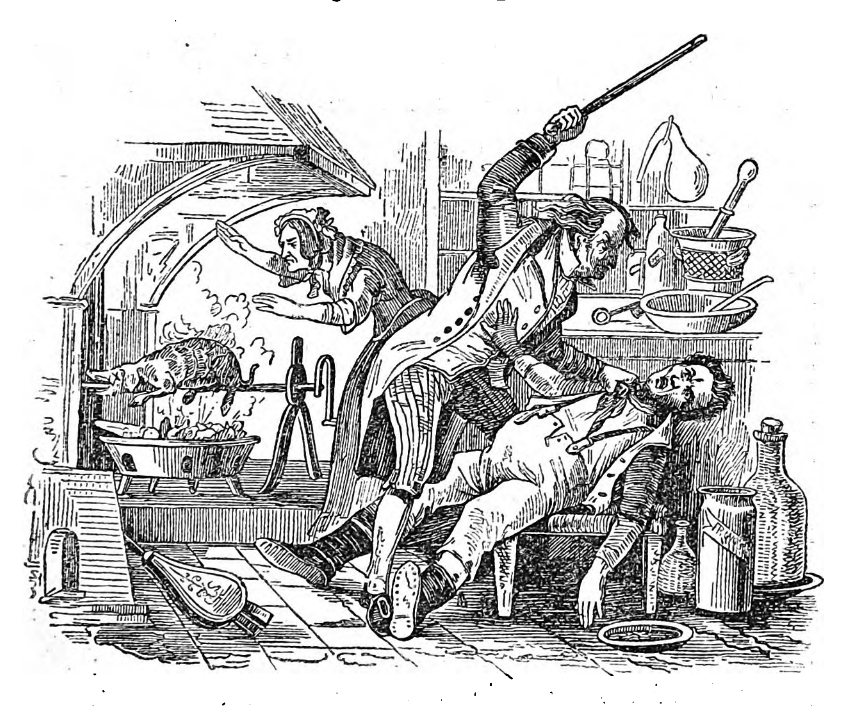
Die lieblichen Düfte, die gleich himmlischem Weihrauch seinen Geruchssinn bezauberten, machten endlich seinen Gaumen derart lüstern, daß seine Unterkiefer wieder in das unwillkürliche Kauen gerieten. Immer brauner und saftiger wurde das Säulein, und hunderttausend kleine Fettbläschen gleich echten Perlen hüpften und tanzten jubelnd, sich vereinigend und zerplatzend und wieder gebärend, auf der glatten Fläche umher, und es knisterte und knapperte und spritzte und zischte, als wälze sich eine kleine Welt voll Leben am Spießdorn um und um. Und der arme Hans, da saß er nun und drehte die Spindel und löffelte und tunkte und schürrte, und wie ein fein angerauchter Meerschaumkopf so braun, so glänzend und glatt war die Haut zur Kruste geschmort, und er saß da, den Mund voll Wasser und das stiere Auge fest auf das bratende Ferkelchen gerichtet. „Hat doch jeder Koch, jede Köchin das Recht, die von ihnen bereitete Speise zu versuchen,"

hob er für sich sprechend an, „warum soll auch ich nicht ein kleines Pröbchen kosten? Das Krüstchen da am hintern Schinken, was ohnehin zu hoch hervorsteht, wäre wohl nicht übel, die Stelle wird schon wieder braun und glatt.“ Gesagt, getan, und fort war das Krüstchen in Hansens bodenlosen Schlund. Es wäre ein frivoles Unternehmen, den Effekt zu beschreiben, den dieser Leckerbissen in Hansens Gaumen verursacht hatte; er saß da mit funkelnden Augen und schnalzender Zunge, und aus seinen Mundwinkeln triefte Fett im glänzend langsamen Zuge.

„Wer a gesagt, der sagt auch b, c, d dann hinten drein.“ Auch unserm in Wollust und Wonne aufgelösten Hans erging es nicht besser. Mit dem Genuß des ersten Stückchens hatte der Satan ihn schon beim Wickel gefaßt und flüsterte ihm beruhigend zu: „Friß du nur, du armer Schelm, du hast ja sonst nichts auf der Welt als deine Wassersuppe mit verdorbenem Brot und einen ewig blauen Rücken, hast ja auch gar keine freudige Stunde, drum nur noch dreist ein Krüstchen abgelöst, es wird ja ganz gewiß schon wieder braun, sei deshalb ohne Sorgen, niemand merket den Raub“ — und Hans, der arme Hans ging in die Falle, der zweite Angriff war noch viel besser und die folgenden zum Entzücken gut, fort war endlich die ganze Kruste — „sie wird schon wieder braun, du Narr, sie färbt sich schon, nur immer zu“, so klang's in seinen Ohren. Der Hauptbissen oder der Knalleffekt des ganzen Mahles waren die Öhrlein der Sau, diese knapperte Hansens Gebiß mit einer Behaglichkeit zusammen, daß er alles rings um sich vergaß: er lebte in einem Wonnetaumel, der seinen Geist, gleichsam wie zwischen Schlafen und Wachen, gefesselt hielt. Die lüsternsten Freßvisionen tanzten unablässig vor seinen Sinnen; bald war es ihm, als befinde er sich unter den Gästen der Hochzeit zu Cana und verschlinge eben eine ganze Pastete von gehackten Kapaunen, während der Oberkoch

im rotgalonierten Scharlachfrack mit Beihülfe von noch vierzehn Unterköchen damit beschäftigt war, eine ungeheure Schüssel gerade vor ihm auf den Tisch zu placieren, worauf sich ein ganzer gebratener Ochse in aufrechter Stellung befand — und ihm sei die Aufgabe gestellt, diesen Koloß bis auf das nackte Bein zu verzehren. — Einmal kam es ihm sogar vor, als sei er eine von den sieben mageren ägyptischen Kühen und habe Reißaus genommen und befinde sich eben jetzt in einer üppigen Kornquader, wo er nach Herzenslust seinen gräßlichen Hunger stille. — — Unter solchen Träumereien war endlich das ganze Schweinchen aufgezehrt, da ließ Hans noch einmal seinen trunknen Blick vom Kopf bis zum Steiß hinüberstreifen, ob nicht irgendwo ein Stückchen unbeachtet geblieben sei, — doch o weh, diese Forschung warf ihn gleich einem zerschmetternden Blitz in die Wirklichkeit zurück, denn er gewahrte das noch unbeachtet gebliebene, stockgerade herausstehende braunglänzende Schwänzchen, das ganz getreu, nur im verkleinerten Maßstab, so aussah, wie der braunlackierte Imperativ seines Herrn. — Die Kapaunpastete, der ganze gebratene Ochse und die üppige Kornquader waren verschwunden, und jetzt erst sah er das häßliche Gerippe der abgenagten Sau vor sich, und es grinste ihn an, als wolle es sagen: Jetzt Freund, jetzt kommst du an meiner Stelle an den Spießdorn. Das war dem armen Hans zu viel: nun stand es fest und unabwendbar vor seiner Phantasie, daß der Apotheker ihn zuerst halbtot schlagen und dann am Spieß braten werde. Nein, diese Marter ist zu groß — sterben mußt du nun doch einmal, nun so sei es denn in Gottes Namen, ich will mir lieber selbst einen plötzlichen Tod bereiten — ich will Gift nehmen. Und Hans holt die zwei großen gläsernen Flaschen herunter, setzt sich bequem hin und stopft und würgt die delikaten Früchte hinunter. — „O köstliches Gift, schade, daß du tötest", ruft er aus und sinkt ermattet am Herd nieder, hier erwartet er den

Tod, der aber durchaus nicht erfolgen will. Da knarrt die Haustüre, und gleich einer Salzsäule, mit erhobenem Stocke, weit aufgerissenen Augen und offenem Munde steht der Apotheker da, er glaubt zu träumen, da fällt sein Blick auf Hans, dieser lächelt ihm noch sterbend zu, und mit einer Wut fährt er diesem nach der Gurgel, um ihn apfelweich durchzubläuen.



Da lallt Hans mit schwacher Stimme: „Lassen's, Herr, lassen's, ich bin gleich tot, lassen's nur, ich habe mich vergiftet!" Da fährt der Apotheker entsetzt zurück. „Was, vergiftet, vergiftet, womit, mit was denn?" „Herr, die delikaten Sublimatfrüchte, beide Gläser, Herr, beide Gläser leer, Herr!" „Da soll dich ja der Teufel holen, du verfluchter Halunke, auch noch meine herrlichen Früchte hast du verschlungen?" Und Hieb auf Hieb fiel auf Hansens Rücken, bis er, trotz dem besten Rostbeaf, weich geplutzt war. „Oh ich Tor," jammerte der

Apotheker, „ich glaubte meine Früchte zu retten, als ich eine Giftetikette darauf klebte, und doch sind sie durch die gefräßige Bestie verzehrt worden."

Wenige Minuten nachher sehen wir unsern vergifteten Hans mit einem tüchtigen Gerbemittel im Leib und einem wohlapplizierten Tritt zur Haustüre des Apothekers hinausfliegen.

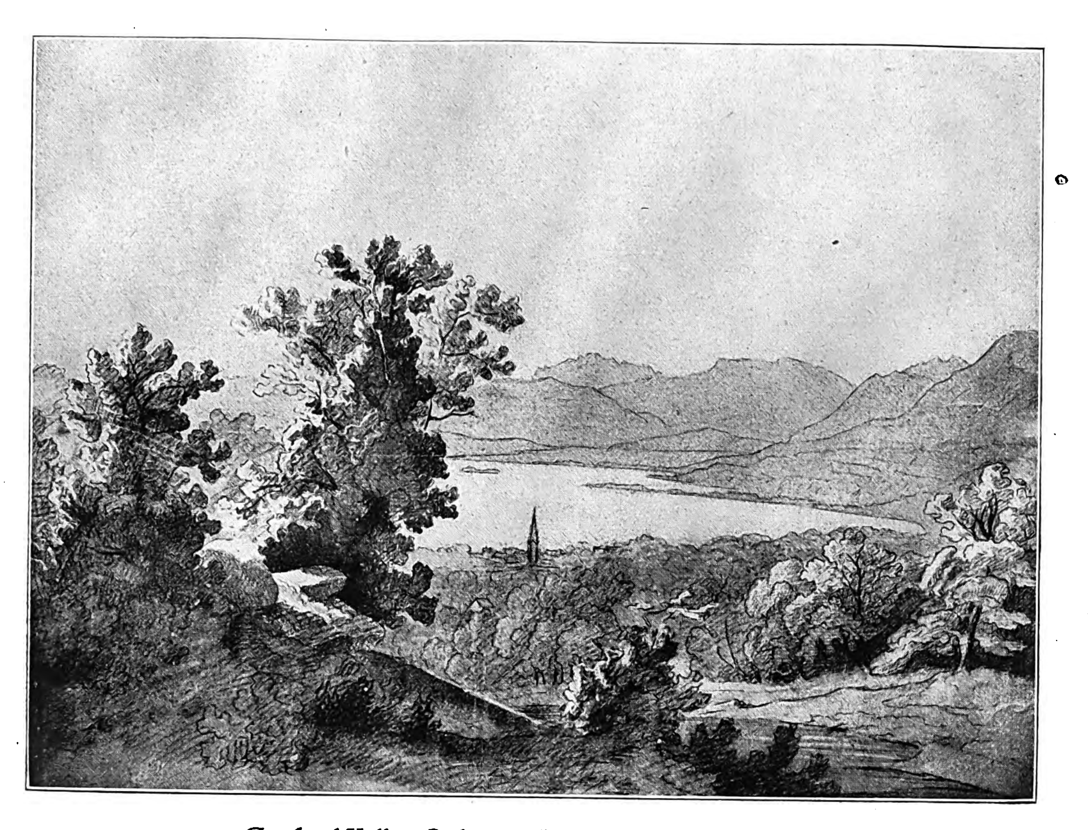
* * *

EMIL ERMATINGER

DIE ENTSTEHUNG VON GOTTFRIED KELLERS SCHWANK „DIE MISSLUNGENE VERGIFTUNG"

ENDE Juni oder anfangs Juli 1846 – ein paar Wochen vorher waren seine „Gedichte" erschienen — hat Gottfried Keller in Chur die Bekanntschaft des bündnerischen Politikers Friedrich Wassali gemacht, der damals den Bündner Kalender herausgab, und nach seiner Rückkehr nach Zürich hat er ihm eine Erzählung für seinen Kalender in Aussicht gestellt. Die kleine Novelle ist ohne Verfassernamen im Jahrgang 1847 erschienen. Jakob Bächtold wollte sie, wegen der stofflichen Ähnlichkeit mit dem Anfang von „Kleider machen Leute", in dem Schwank: „Der Schneider, welcher den Herrn spielt" erkennen. Dagegen habe ich wahrscheinlich zu machen gesucht, daß nicht die Schneidernovelle, sondern die „Mißlungene Vergiftung" Kellers Kalenderbeitrag sei.

Ausschlaggebend waren für mich vor allem folgende Gesichtspunkte: erstens die Unterzeichnung dieses Beitrages mit K.; alle andern Stücke des Kalenders sind ungezeichnet, stammen also offenbar von dem Herausgeber. Zweitens das Motiv des Hungerns und der Eßfreude eines jungen Menschen, sowie die groteske Anschaulichkeit, mit der dieses Motiv ausgemalt ist. Wer die Phantasien eines Redakteurs in den Hunds-



Gottfried Keller: Richtersweil. Getuschte Kreidezeichnung
(München 1840–1842)

tagen aus Kellers Münchner Zeit und die spätern Schilderungen ähnlicher Situationen in „Kleider machen Leute“ und „Spiegel das Kätzchen“ kennt, muß auch bei der „Mißlungenen Vergiftung“ an Keller denken. Und endlich, wer erkennt nicht in dem Anfang des Schwankes eine bis ins Stilistische reichende Verwandtschaft mit den „Drei gerechten Kammachern“? Meine Annahme ist, soviel ich sehe, von niemand mit ernsthaften Gründen widerlegt, vielmehr seither der Schwank als Kellers Eigentum angesehen worden. Ich bin nun heute in der Lage, auch die Quelle bekanntzugeben, aus der das zweite Motiv der Erzählung, eben die mißlungene Vergiftung, stammt.

Zu Beginn des Jahres 1880 erinnerte Gottfried Keller Ida Freiligrath daran, wie ihm im Sommer 1846 Ferdinand einen Brief von Clemens Brentano auf seiner traulichen Stube, in seinem roten Schlafrocke, vorgelesen habe. Dabei müssen sich die beiden Freunde über Brentano unterhalten haben. Keller selber kannte den Romantiker bereits gründlich, wie schon das in der Sammlung der „Gedichte“ erschienene Sonett auf Clemens Brentano, Kerner und Genossen zeigt, und er muß auch Brentano besonders hochgehalten haben; denn als Freiligrath im Juli 1846 Zürich verließ, schenkte er Keller zum Abschied eine hübsche Radierung, die Clemens Brentano darstellte. Was mag der Anlaß zu der Vorlesung von Brentanos Brief, den Freiligrath schon seit sechs Jahren besaß, und dem Gespräche über den Romantiker gewesen sein? Ich vermute, es waren Brentanos köstliche Märchen, die damals, von Guido Görres aus dem Nachlaß herausgegeben, in zwei Bänden im Cottaschen Verlage erschienen. Wenigstens hat Keller von allen Werken Brentanos die Märchen vorzüglich geschätzt. Er rühmt sie in der Heidelberger „Grille“: „Die Romantik und die Gegenwart“ vom Juni 1849. Er hat sie selber als einziges Werk Brentanos in seiner Bibliothek besessen und muß sie, trotz seiner Geldknappheit, bald nach ihrem Erscheinen gekauft

haben; denn die Schriftzüge einer von seiner Hand stammenden Druckfehlerberichtigung im Vorwort (I S. XXIV: „Ort" in „Ohr") scheinen mir in die vierziger Jahre zu weisen.

Und aus einem Märchen Brentanos stammt nun auch das Motiv der mißlungenen Vergiftung.

In der Geschichte von dem „Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen" läßt Brentano den vierten Sohn, Pinkepank, erzählen, wie er bei einem Apotheker als Gehilfe im Dienst gestanden habe. Einmal muß er einem Kinde für seine kranke Mutter Pillen bereiten. Er will dem Kinde etwas recht Gutes geben, nimmt weißen Zucker aus einer Büchse, rollt die Pillen darin hin und her und läßt auch das Kind von dem Zucker kosten. Wie es fort ist und er die Büchse wieder an ihren Ort stellt, merkt er, daß er sich versehen hat: auf dem Gefäß, in dem er Zucker gewähnt hat, steht mit großen Buchstaben: „Bleizucker". Nun rennt er in seiner Verzweiflung dem Kinde nach, findet es aber nicht mehr. Er läuft zur Apotheke zurück und beschließt, von dem nämlichen Gifte zu essen, um zu sterben: „Ich stürzte nach der Büchse hin und riß sie auf und aß in der Verzweiflung alles, was darin war; aber auf einmal kam der Apotheker heraus mit einer großen Süßholzwurzel in der Hand und kriegte mich beim Schopfe zu fassen und prügelte mich ganz abscheulich und rief immer dabei: „Oh! Du naschhafter Zuckerschlecker! Da hast du auch Süßholz dazu, du Bengel!..." Ich aber rief immer dazu: „Oh! Herr Prinzipal! Schlagen Sie mich tot, um Gottes willen schlagen Sie mich tot, wenn das Gift mich nicht schon umbringt." — Der Herr Prinzipal aber war schon ganz müd und sprach: „Was redest du von Gift, du Narr!" — „Ei!" sagte ich, „war denn kein Bleizucker in der Büchse, es steht ja darauf geschrieben?" — „Nein, es war Zucker darin," sagte der Prinzipal, „ich werde dir Bleizucker dahin stellen, du unachtsames Naschmaul! Daß du mir die Leute vergiftest; ich habe alle

solche Sachen unter Schloß und Riegel liegen, damit kein Unglück geschieht, und in allen Büchsen, wo hier Gift darauf geschrieben steht, ist nichts als weißer Zucker, damit ihr mir das Naschen sein lasset."

Die Parallele ist, wie mir scheint, schlagend. Hier und dort ein Apothekergehilfe, der sich, um der Strafe wegen eines Fehltrittes zu entgehen, vergiften will, nach der Flasche oder Büchse greift, in der etwas Süßes, aber Vergiftetes steckt, und der dadurch gerettet wird, daß der Prinzipal, um sich vor der Naschhaftigkeit des Angestellten zu schützen, eine irreführende Giftetikette auf dem Gefäß angebracht hat. Und beidemal wird der Gehilfe oder Lehrling von dem Apotheker gezüchtigt und zum Hause hinaus praktiziert. Wenn vielleicht zwei Dichter, jeder auf eigene Faust, das Motiv der irreführenden Giftinschrift hätten erfinden können, sie wären doch kaum zugleich beide auch auf den Zug gekommen, daß der Missetäter ein Apothekergehilfe ist. Gottfried Keller muß das Motiv von Brentano haben.

Aber nun stellt sich noch ein ernstes Bedenken in den Weg. Die Geschichte von dem Schulmeister Klopfstock steht im zweiten Bande der „Märchen", und dieser zweite Band trägt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1847. Gottfried Keller aber muß seinen Schwank schon 1846 geschrieben haben. Wie ist diese Schwierigkeit zu heben? Man kann annehmen, Freiligrath habe ihm das Märchen aus mündlicher Überlieferung erzählt; denn Brentanos Märchen liefen im Freundeskreise lange von Mund zu Mund, bevor sie gedruckt waren. Einfacher aber ist die Annahme der Vordatierung des zweiten Märchenbandes. Und diese Annahme entspricht denn auch der Wirklichkeit. Auch der zweite Märchenband war schon 1846 auf dem Markte. In dem Cottaschen „Anzeiger" im Monatsblatt der Allgemeinen Zeitung, Nr. 12 vom Dezember 1846, werden — worauf mich Eduard von der Hellen freundlich aufmerksam machte — beide Bände der Brentanoschen Märchen-

sammlung vom Verlage zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken erstmalig empfohlen.

Nimmt man nun an, daß der erste Band im Sommer, der zweite im Oktober oder November erschienen und auch in Zürich zu haben gewesen ist, so muß Keller bei seiner durch Freiligrath genährten Liebe zu Brentano sofort nach diesem wichtigen posthumen Werke des Dichters gegriffen haben. Damit bekommen wir auch einen zeitlichen Anhaltspunkt für die Abfassung seines Kalenderschwankes: November 1846. Es paßt ausgezeichnet zu seiner Art, zu arbeiten, daß er, nachdem er Anfang Juli Wassali die Erzählung versprochen, die Niederschrift bis auf die allerletzte Frist hinauszog.

* * *

PINDAR
NEMEA 6

DIESES Gedicht auf einen Knabensieg für die vornehme aiginetische Familie der Bassiden fällt etwas aus der üblichen Form des Siegesliedes heraus: es enthält keine breite Mythenerzählung und beginnt mit einem fast philosophisch gehaltenen Eingangsteil. Dessen Sinn ist: Obwohl Götter und Menschen an Macht so verschieden sind, stammen doch beide aus einem gemeinsamen Mutterschoß. Das Edelste am Menschen, das 'Angeborene' (= Charakter + Schicksal), steht der göttlichen Allmutter Erde nahe. Denn sie gibt in verschiedenen Jahren verschiedenen Ertrag, und das altberühmte Geschlecht der Bassiden hat erst nach längerer Pause wieder einen Schößling hervorgebracht, den Knaben Alkimidas, der durch einen Wettspielsieg den alten Glanz erneuert. Mit dieser Gedankenführung ist die Wendung zur prunkvollen Aufzählung der gleichfalls wechselvollen bisherigen Wettspielergebnisse des Alkimidas und anderer Bassiden gegeben. Mit Vers 45 wendet sich Pindar zu

der lockenden, leichten Aufgabe, die Insel Aigina zu preisen. Leicht zu besingen und schon oft besungen ist sie, weil die Aiakiden von dort stammen, besonders Achilleus, der den Aithiopen Memnon getötet hat. Der Schlußteil Vers 55—66 gilt wieder den zahlreichen Siegen des Knaben Alkimidas, wobei auch der Ringkampflehrer Melesias nicht vergessen wird.

Alkimidas
dem aiginetischen Knaben — dem Ringer

Eins ist der Menschen,
eins der Götter Geschlecht; doch von einer einzigen Mutter entsprossen
atmen wir beide. Aber uns trennt die gänzlich verschiedene
Macht, da das Eine nichts ist, aber der eherne Himmel ein ewig sicherer Sitz
bleibt. Dennoch gleichen in etwas,
sei es in des Geistes Adel oder in der Natur, wir den Unsterblichen,
wissen wir gleich nicht weder bei Tag noch bei Nacht,
nach welchem Ziel
uns das Schicksal zu laufen geschrieben hat.

Und jetzt
beweist Alkimidas, daß man sieht, das Angeborene
steht nahe den fruchttragenden Äckern, die wechselnd
einmal jährliches Leben den Männern aus den Feldern geben, 10
einmal wieder rastend Kräfte sammeln. Es kam doch
aus Nemeas lieblichen Spielen
der jugendliche Wettkämpfer, der dieser Stiftung des Zeus nachgehend
jetzt erscheint
als kein fangloser Jäger im Ringen,



denn in die Spuren des Praxídamas setzte er seinen Fuß,
gleichen Bluts wie sein Ahne.
Der hat als Olympiensieger den Aiakiden
zum ersten Male Zweige gebracht vom Alpheios,
und, fünfmal am Isthmos bekränzt
und zu Nemea dreimal, endigte er die Vergessenheit, 20
die über Sokleides lag, der der älteste
von Hagesimachos' Söhnen war.

Denn ihm
kamen drei Preisträger zum Gipfel des Ruhmes,
die die Kampfesmühen kosteten. Mit Gottes Gunst
hat noch kein anderes Haus der Faustkampf gemacht
zum Walter von mehr Kränzen in diesem Winkel, von ganz
Hellas. Ich hoffe
mit solch großem Wort habe ich das Ziel getroffen,
wie von einem Bogen schnellend. Richte auf diesen, o Muse,
den Fahrtwind
deiner rühmenden Verse!
Denn den abgeschiedenen Männern

tragen Sänge 30
und Sagen ihre schönen Taten weiter.
Des haben die Bassiden nicht Mangel, das altberühmte
Geschlecht,
sie laden eigene Siegeslieder auf ihr Schiff und sind imstande,
den Pflügern der Pieriden
vielen Hymnos zu bieten um ihrer glänzenden Taten
willen. Denn auch in der gesegneten
Pytho hat, die Hände mit dem Riemen umwunden, gesiegt
einst Blut
von diesem Haus,
Kallias, der gefiel

den Sprossen der Leto mit der goldenen Spindel, und erstrahlte
an der Kastalia
am Abend in der Chariten Gewimmel.
Und die nie ermüdende Meeresbrücke hat bei der Umwohner
stierschlachtendem dreijährlichem Fest den Kreontidas 40
geehrt in Poseidons Bezirk.
Und das Laub des Löwen hat ihn einst
als Sieger überdacht unter den schattigen
uralten Bergen von Phlius.

Glatt sind
allwärts für Erzähler die Wege,
dies ruhmreiche Eiland zu schmücken. Denn ihnen
schufen hochragenden Stoff die Aiakiden, die großes
Heldentum wiesen,
und es fliegt über die Erde und durch das Meer von weither
ihr Name; auch zu den Aithiopen
schwang er sich, da Memnon nicht heimkehrte. Als schwerer 50
Streit
fiel über sie
Achilleus, der niederstieg von dem Wagen,

als er der schimmernden
Eos Sohn tötete mit der Wucht
des grimmigen Schwertes. Dies haben schon Frühere
gefunden, eine Fahrstraße; ich folge aber auch selber mit
Sorgfalt.
Doch was am Fuße des Schiffes stets sich an Wogen wälzt,
heißt es, bewegt von allem am meisten
das Herz. Mit willigem Rücken besorge ich zwiefache Bürde
und komme als Bote,
der kündet, als fünfundzwanzigsten habe diesen

Jubel von den Wettspielen, die sie die heiligen nennen,
Alkimidas gereicht 60
seinem berühmten Geschlecht — zweimal freilich bei des
Kronios Bezirk,
o Knabe, hat dir geraubt und dem Polytimidas
das voreilig fallende Los die Blüten von Olympia —
und einem Delphin an Schnelle im Meere
gleich möchte ich nennen Melesias,
den Zügelhalter der Hände und Leibesgewalt.

Anmerkungen

16 Der Stammbaum der erwähnten Mitglieder der Bassidenfamilie ist folgender (vom Vater auf den Sohn): Hagesimachos—Sokleides—Praxidamas—Theon—Alkimidas.

33 „Pflüger der Pieriden" = Dichter.

39 Die isthmischen Festspiele.

44 Nicht die Berge sind uralt, älter als andere, sondern die Stadt.

64 Das bezieht sich auf die Lehrkunst des Melesias.

Aus der soeben erschienenen neuen Übertragung durch Franz Dornseiff.

* * *

THEODOR DÄUBLER

ALBATROS

VOGEL, du spannst deine siegreichen Flügel aus; zwei sichergereimte Sicheln. Des Mondes erstes Erscheinen im Abendhimmel trägst du, und des Mondes Abschiednehmen im grauen Geheimwerden des Morgens erhebst du, Albatros, wiegend und gewiß, verspielt in deinen Ernst, wolkenhoch durch den wolkenlosen Azur überm tropischen Ozean. Dazwischen, Vogel, ist das Wissen der Welt; du witterst kaum deine Fahrt und den Flug; doch im Leib bleibt und verweilt es, das Wissen der Welt: eingedichtet in des Blutes warmem Auf und Ab gibt es dich kund. Du selbst, Albatros, bist die Verleiblichung der urgewußten Geburt eines feingesichelten Flügelpaares. Die

Weisheit der Welt aber heißt: alles Geschaffene hat seinen Rücklauf; der Mond wahrt und offenbart zugleich diesen aller Welt kundgegebenen und dennoch geheimnisvollen Kern der Schöpfung. Wenn wir zum Monde emporblicken, so werden wir getäuscht: aber wo du, Mensch, dich dem Monde hingibst und enthüllst, da fühlst du den Menschen als das Wesen, das von allen Sicheln anwachsender und dahinsterbender Monde, urhaft, in sich selbst, als seine eigne Vorgeburt zerwühlt wird. Denn wir haben Mondungen für die Erde mitgebracht. Wer zur Welt kommt, sammelt Abfälle seiner fehlgeschlagnen Schaffung des Mondes. Darum stirbt der Leib so schnell ab. Ist doch der Mond selbst eine Totgeburt. Sichtbar uns allen sichelt und siecht er dahin, sichelt und siecht er immer wieder empor zu sich selbst und dann abermals aus sich selber herab: unser Mond! Aber dein Schicksal, Mensch, bleibt festgeschmiedet und dennoch ein Lied: bloß wenn du singst, Dichter, wird es ersinnbar: wir bauen es auf in der Strophe! Und die Katastrophe kommt immer von selbst: unweigerlich ergießt, ereignet sie sich in den demutvoll dichterisch Schauenden. Die Gerechtigkeit, nicht du, Sänger, befügt sich zum Reim.

Der Mond auf seinem Rundgang verdinglicht die Symmetrien im Kosmos: der Mensch entsteht, um sie geistig zu vertreten. Der Beweis, daß ein Wissen die Welt verwaltet, in dem grundbestimmt festbleibt, daß auf das erste Erscheinen der Sichel nach Neumond ein Verschwinden der Sichel vor Neumond folgt und zu ihm gehört, findet vor uns Anschauenden seinen Ausdruck durch das Vorhandensein von Vögeln. Sang, Reim, Flügelpaar werden zum Gegebnen: die erste Sichel ist zugleich die letzte Sichel: weil und wo ein Vogel ist. Jeder Augenblick „Sichel" beim Aufgehen in den Mond hat auch seinen Gegenaugenblick „Sichel", beim Dahinbleichen aus dem Vollmond. Daher die vielen verschiednen Vögel. Der Albatros

erfüllt die größte Spannweite: in ihm verkörpert sich die erste und die letzte Sichel: daher kann er einen Monat lang kreisen, ohne zu erlahmen. In seiner Wesenheit wiegt sich das furchtbar sicherste Wissen über die Dinge: sein ganzes Unterunssein ist das Entzücken im All, daß auf ein erstes Versprechen eine ganz ebenbürtige Antwort erwartet werden muß! Vögel, die den beiden Halbmonden, dem aufsteigenden und dem abnehmenden, näher flughaft werden, flattern mehr als sie fliegen; sie versinnbildlichen daher auch mit weniger Sicherheit das Vertrauen in die entlegensten Symmetrien im Kosmos. Der Albatros jedoch verwaltet heiligen Glauben über den Meeren. Er ist die verkörperte Unermüdlichkeit. Überdies gebietet sein Wesen über die Besternung des Leichtbeschwingten, die den übrigen fliegenden und flatternden Vögeln nach rhythmischer Abstufung mangelt.

Du, Albatros, und das geschmeidig gereimte Lied, ihr beherbergt in der Seele alle Mondmöglichkeiten bis zum Vollmond und zugleich vom Vollmond abwärts bis zu eurer, der geschliffenen Sichel ebenbürtigen Schwingenschmiegsamkeit. Es tauchen auch in euch alle Sterne und Sternzeichen auf und nieder. Sogar die Milchstraße ist im Albatros vorhanden, nur wird sie dauernd vom Schwingeschwang der Sicheln überstrahlt. Der Augenblick „Neumond" entgeht jedem Vogel, denn er findet weder Reim noch sangbaren Ausdruck. Er bedeutet Freiheit. Die hat bloß das Ich. Und das Ich beschwingt die Welt. Auch du, Vogel, drehst dich um uns, die wir ein Ich sind: sogar der Mond! In unserm Augenblick, mehr ist es nicht, herrscht die Milchstraße, siegen die beiden Polarsterne, besteht der Mensch. Das Ich bestimmt sich und die Sterne, daher kommt es, daß kein Mensch fliegen kann. Hingegen fliegen von allem Anfang an Monde um den Menschen herum: der Mann vollbringt seine ersten Taten: sie heißen Vögel und der Mond. Das Weib weicht bereits vom Manne etwas ab, denn es wohnt

ihm mondhafte Schmiegsamkeit inne. Es wird vielleicht einmal fliegen. Jedenfalls viel eher als der Mann. Der Mann verschmäht ja den Flug. Er siegt, singt, reimt, ahmt das Fliegen nach, um dem Weibe zu gefallen: das Ich besteht. So überlistet, erhöht auch der Mann, als Schwan oder Taube verkleidet, seine willige Welt: das Weib. Das sind aber auch lauter leichter begreifliche Vollmondtiere. Zumal der Schwan. Nicht weich ist hingegen der Albatros: in ihm gebiert sich bereits die schmiegsame Anspannung zum Stahl. Der Degen, auch ein treffliches Sichelgeschenk, wurde im Augenblick des Aufblitzens der Idee Stich, Gegenstich, im Manne sofort nach Neumond entdeckt. Zwei gekreuzte Degen entsprechen, ebenso wie die Schwingen des Albatros, einem bis zur höchsten Genauigkeit hinaufgewagten Reimpaar. Der Säbel fuchtelt schon mehr durch die Luft; er wurde um Vollmond herum erfunden und entspricht als Verkörperung des Gedankens Hieb, Gegenhieb, mehr flatternden Flügeln. Der Albatros hat kein Ich: er ist bloß im Schwung gehaltenes Weltwissen. Den Dahinsegelnden begleitet er rastlos. Nur einmal im Monat berührt er den Schaum der Welle oder sein Weibchen. So, eine verleiblichte Antwort auf die Frage: was tut der Mond? ist der meerbekreisende Albatros.

Dieses Stück ist der zweiten Auflage des Buches „Mit silberner Sichel“ zugewachsen.

★ ★ ★

JOHANNES R. BECHER

AN GOTT

GELIEBTER Gott, gib, daß ich mich verschweige.
Daß wunder-sanft du in den Arm mich löst.
Du schlürfst mich aus. Ich aber geh-zur Neige.
Dein Schwert tut wohl, wenns auch das Herz durchstößt.

O Gott, der du sooft mit Pracht und Gaben seltenster
Fülle
Mich unverdient umschüttet und bescherst:
Tritt jetzt hervor aus rissiger Wolken-Hülle,
Daß du den Letzten unserer Schar bekehrst.

Barmherziger Gott! Die Zeit: wie blutverdunkelt!
Es quillt kein Trost. Vermauert jede Stadt.
Der Mensch verstockt. Sieh, deine Leuchte funkelnd
Sie färbt mich fahl durch trübe Scheibe matt.

Hier hocke ich. Verwüstet. Tot. Im Leeren.
Zu oft geboren. Ach zu früh erhofft.
Sinnlos gebärend. Ratlos mich verzehrend.
Verwittert. Arg verkettet. Trunken oft.

Was aber hilfts o Gott, wenn immer bald von unten
Aufsteigt erneut ein Saft der Traurigkeit.
Und sickert bitter ins Gefäß. Nichts will mir munden.
Grausamer Gott: setz Retter solcher Zeit!

... wir bänden doch so gern die goldenen Garben
Und schritten auf und ab im Duft des Korns.
Und schmückten bunt uns mit des Himmels Farben ...
Laß deinen Zorn! O öffne deinen Born!

Daß wir uns wieder unter Felsen freuen,
Die kühl verschatten mittags ein Gesicht.
Und uns des Abends ungebrochener Treue
Einschlafen süß in weicher Furche dicht.

Schön ist ein Dorf, wenn jauchzend das Gesinde
Im Tanz sich auf den Sommer-Wiesen dreht.
Ein Kind, es lacht. Gesäugt von deinem Winde.
Das Land durchwürzt. Grundloses Rosen-Beet.

O Bucht des Südens! Wo die Flöten springen
Von Berg zu Berg! O Vogel-Reich, das in den Lüften
lärmt.
... daß ich die Quelle fände. Und vollbringe!
Entschöpfte mich, ertränke ungehärmt.

Da schwillt zum Wald der Weizen deiner Felder.
Ein Strahlen-Netz glüht überm Nacht-Geäst.
Preßt einst der letzte Tropfen aus der Kelter
Ruft schon dein Dichter auf zum Ewigen Fest.

Hoch über uns lenkst du den Zug der Tiere.
Wir: grenzenlos verwaist und wahnverstört.
Denn Blumen wässerst du. Die jungen Stiere
Sie brüllen laut, doch nie so ungehört.

Mein Gott, wo bist du?! Ach, um nichts mehr sinnen.
Vergrab dich still. Vielleicht wards längst zu spät.
Vielleicht fegt Regen morgen uns von hinnen.
Dein Feuer frißt und deine Sichel mäht.

Vielleicht staut jetzt sichs kurz vor einem Ende.
Würg-Engel groß: er kauert schon zum Sprung.
— Anbeten stumm. Zerfalten nur die Hände —
Braun flockt der Mond. Komm, tiefste Dämmerung! ...

Dann aber bärsten plötzlich alle Räume.
Dein Brunnen rauscht. Tag stürzt und Nacht vorbei.
Rings um die Stirn der Schläfer Blaue Träume.
Dein Weißer Stern hängt in den Lüften frei.

Aus dem soeben erschienenen Buche „Um Gott“.

* * *

FRITZ BERGEMANN

DIE RÜBEZAHL-SAGE

DIE Entstehung der Rübezahl-Sage ist ziemlich dunkel. Wohl hat sich die wissenschaftliche Forschung um die Aufklärung dieses Geheimnisses bemüht, aber ihre Mittel reichten nicht aus dazu. Bei anderen, verwandten Sagenstoffen war sie in dieser Beziehung glücklicher: die Entstehung der Faust-Sage z. B. hat sie vollkommen aufgeklärt, auch über das Aufkommen der Eulenspiegel-Geschichten genügend Licht verbreitet. Aber freilich lagen hier die Verhältnisse für die Forschung auch günstiger; denn die Volksbücher vom Eulenspiegel und Faust, an sich schon bedeutend älter als das erste Buch vom Rübezahl, knüpfen an mehr oder minder historische Personen an, deren man habhaft werden konnte — wer hingegen war Rübezahl?

Die literarischen Zeugnisse für die Rübezahl-Sage reichen nicht über die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Nur der Name ist als deutscher Personenname in der Form *Rubezagel* schon im 13. Jahrhundert belegt und auch als Ortsname nachweisbar. Was aber ist damit gewonnen? Nur die Erkenntnis, daß dieser Name deutscher Herkunft ist. Schon dessen Rechtmäßigkeit jedoch wird von einigen Quellenschriften bestritten, und wenn hier auch die glaubwürdigere Überlieferung für den deutschen Namen entscheidet, so sind sich doch über dessen Bedeutung selbst die deutschen Gelehrten noch heute uneinig. Man gibt zwar allgemein zu, daß die heutige Namensform nur ein volksetymologisches Produkt ist, dessen zweiter Bestandteil *zahl* aus dem Worte *zagel* zusammengezogen und später vom Volke nicht mehr verstanden worden ist. Im übrigen aber stehen sich zwei Meinungen gegenüber. Die eine nimmt als letzte Grundform für den Namen das Wort *Rübenzagel,* d. h. Rübenschwanz, an und sieht in dem so bezeichneten Geist

nichts als einen Alraunen, ein Wurzelmännchen; so noch 1914 Georg Hüsing in der „Zeitschrift für Volkskunde“ (24. Jahrgang), der auf die zusammengesetzten Pflanzennamen *Katzenzagel* (Schachtelhalm), *Mäusezagel* (Myosotis), *Löwenzagel* (verderbt zu *Löwenzahn*) hinweist, aber übersieht, daß hier bei Pflanzennamen Zusammensetzungen von *zagel* mit Tiernamen vorliegen, während doch bei *Rübenzagel* der Schwanz zu einer Pflanze, der Rübe, gefügt worden wäre. Die andere, namentlich durch Konrad Zacher vertretene Richtung hat sich mit solcher Erklärung nicht zufriedengeben können; sie vermutet in dem ersten Bestandteil des Namens ein altgermanisches Wort *Riebe*, das vielleicht dem niederdeutschen *rive* (freigebig) oder dem althochdeutschen *hriob* (rauh) gleichkomme und auf irgendeinen germanischen Dämon deute — in Ortsnamen wie *Ribhain* (Taunus), *Riewenheiwet* (bei Niedersachswerfen), *Rübenau* (Erzgebirge) sei dieses Wort und sein Begriff noch erhalten. Hiernach wäre also Rübezahl ursprünglich mehr als ein Wurzelmännchen, er wäre eine, wenn auch niedrige, so doch altgermanische Gottheit, eines jener dämonischen Wesen, mit denen die germanische Phantasie so gut wie die Griechen und Römer Wald und Feld bevölkerte.

Solange diese etymologische Streitfrage nicht entschieden ist, kann aus der Namensdeutung für die Erkenntnis von dem ursprünglichen Charakter der Sage nur die Feststellung ihrer deutschen Herkunft gewonnen werden. Im übrigen müssen wir uns an die literarischen Zeugnisse halten, so spät sie auch einsetzen. Das Verdienst, sie aus der Fülle der deutschen und lateinischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts ausgezogen und zusammengestellt zu haben, gebührt Konrad Zacher, den leider der Tod an einer weiteren Verwertung seiner Rübezahlforschungen gehindert hat. Jene Sammlung, in der „Festschrift zur Feier des 25jähr. Bestehens der Ortsgruppe Breslau des Riesengebirgsvereins“ (1906), war das Letzte, was er uns

auf dem Gebiet der Rübezahlforschung beschert hat: rund dreißig Zeugnisse über Rübezahl, die den Büchern des Praetorius meist vorangehen und gerade deshalb so besonders wichtig sind.

Unter diesen von Zacher gesammelten Zeugnissen gibt es nun auch einige, die sich mit der Herkunft Rübezahls befassen und ihn als von auswärts eingewandert oder aufs Riesengebirge gebannt hinstellen. Nicht ernst genommen zu werden brauchen diejenigen von ihnen, die den Berggeist aus dem Tale *Roncevall* oder einem französischen Adelsgeschlechte *Ronsefall* stammen und den Namen *Rüben-* oder *Riebenzahl* aus jenen Namensformen verderbt sein lassen: diese abenteuerliche Idee findet zwar mehrere Vertreter, die aber sämtlich auf ein- und denselben Gewährsmann zurückgehn; der damalige Aufenthalt vieler welscher Goldsucher im Riesengebirge mag diese Hypothese gestützt, die nicht mehr verstandene Namensform des Berggeistes Deutungsversuche überhaupt veranlaßt haben. Wichtiger ist die Angabe des Tiroler Chronisten Matthias Burgklechner vom Jahre 1619, daß sich der Geist *Ruebzagel* „vor Jahren bei dem Goßleberischen Perckwerch und daselbst herumb am Harz, in dem Herzogthumb Braunschweig aufgehalten hat" und sich erst „hernach in die Schlesj begeben, auf ain rinnghaltigs Perckwerch, haist das Risengepürg". Danach wäre also die Rübezahl-Sage vom Harz in das Riesengebirge verpflanzt worden, und wenn man bedenkt, woran Drechsler in den „Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volkskunde" (Bd. VII, 1905) erinnert, daß die ersten Bergleute aus dem Frankenlande, der Goslarischen Gegend, stammten und wiederholt nach Nieder- und Oberschlesien einwanderten, so kommt die Behauptung Burgklechners, der sie sich doch gewiß nicht aus den Fingern gesogen hat, durchaus nicht so unwahrscheinlich vor. Dann wäre also, wie Drechsler hervorhebt, „der (schlesische) Berggeist unter und Rübezahl über Tage eine

und dieselbe mythische Gestalt ursprünglich“, und verwandte Züge haben sie unzweifelhaft. Immerhin steht das Zeugnis Burgklechners vereinzelt da, und die Harzer Sagen haben uns nichts Beweisbares von dem Rübezahl-Mythus aufbewahrt.

Betrachten wir die gesamte Überlieferung vor Praetorius näher, so ist zunächst festzustellen, daß es damals eine allgemein anerkannte Namensform für den Berggeist noch nicht gegeben hat. Aber die weitaus häufigste Form (zwölfmal vertreten) ist *Riebenzahl*, und sie werden wir auch als die für den schlesischen Dialekt am meisten in Betracht kommende anzusehen haben. Formen mit dem noch nicht zusammengezogenen zweiten Bestandteil *zagel* kommen nur viermal vor *(Rübenzagel, Rubenzagel, Ruebzagel, Rabenzagel)*, und viermal ist auch schon die heute gebräuchliche Form *Rübezahl* vertreten, z. B. auch bei dem Schlesier Opitz, der an ihrer Verallgemeinerung also mitschuldig ist. Sonst stoßen wir noch auf die Formen: *Rübenzahl* (viermal), *Rûbenzal, Rubical, Rupicina, Rupert vom Zahn, Rübenzabel, Riphen Zabel, Ronsefall, Ronceval, Roy de valle* —; die Formen auf *zabel* stammen von Gelehrten, die den ersten Bestandteil des Namens auf das lateinische Wort *Riphaei* (*montes* = Riesenberge) zurückführen möchten und in dem zweiten das griechische Wort *ζάβολος* (für *διάβολος*) zu erkennen glauben.

Dieser Riebenzahl des 16. und 17. Jahrhunderts war nun aber durchaus kein Schemen, sondern der damalige Volksglaube sah ihn in leibhafter Gestalt und schrieb ihm bereits ein ganz bestimmtes Wesen und Wirken zu. Ob der Berggeist nur eine Abart des Teufels, ein Kakodämon oder ein Elementargeist wäre, darüber wurde nur von den Aufgeklärteren gestritten —: das Volk stellte ihn sich als Bergmännlein vor, und häufiger noch als Mönch, wozu wohl die Bergmannstracht die erste Veranlassung gab. Aber Riebenzahl ist überhaupt proteïscher Natur, und so kann er, wie vielfach versichert wird,

auch in anderen Gestalten und selbst als Roß, Kröte, Rabe, Hahn, Uhu usw. erscheinen. Daß er der Besitzer und Hüter der Bergschätze ist, wird wiederholt hervorgehoben; aber er ist doch nicht mehr allein der Berggeist unter Tage, sondern auch auf dem Gebirge Herr seines Bereiches und sogar des Wetters mächtig —, ein Hochwasserunglück im Aupatal wird z. B. auf ihn zurückgeführt. Bösartig ist jedoch sein Charakter im allgemeinen nicht; er tut, nach ausdrücklicher Versicherung vieler Zeugen, nur dem Widerspenstigen sowie dem Spötter und Herausforderer etwas zuleide, denen er dann meist ein furchtbares Wetter auf den Hals schickt. Kurzweil treibt er freilich gern nach der Überlieferung: er gesellt sich zum Wanderer, führt ihn in die Irre und springt dann auf einen Baum und lacht; auch nimmt er den Leuten heimlich den Proviant weg und steckt statt dessen Kröten und Eidechsen an den Bratspieß, oder er legt schwere Steine in die Körbe und wartet, ob die Betroffenen ihn schmähen werden. Und nicht genug mit diesen allgemeinen Angaben, weiß uns mancher Zeuge sogar einzelne Geschichten und Streiche von dem Berggeist wiederzugeben; so u. a. Moscherosch in seinen „Wundergeschichten der Welt“ (1648), in denen er uns erzählt, wie man zur Zeit des Schwedenkrieges, da er in Schlesien war, von einem Waghalse sprach, der auf das Riesengebirge gestiegen und dort den Riesen Rübezahl mit Genossen kegelnd angetroffen hätte; einer hätte den Burschen zum Mitspielen aufgefordert, und nach Beendigung des Spiels hätte dieser einen Kegel mitnehmen dürfen, dessen Stoff sich später als pures Gold herausgestellt hätte. Das ist schon ganz im Stil des Praetorius erzählt, auch finden wir bei diesem fast dieselbe Geschichte in mehrfachen Variationen wieder.

Schon aus diesen skizzenhaften Darlegungen ersehen wir, daß bereits vor Praetorius die Rübezahl-Sage reichhaltig entwickelt war. Damit sind diejenigen Forscher endgültig wider-

legt, die behauptet haben, die Sage hätte im eigentlichen Volksglauben nie feste Wurzeln gefaßt. Im Gegenteil, Rübezahl ging lebendig um in der Volksphantasie, dergestalt, daß er auch auf der „Ersten Land-Charte vom Herzogthum Schlesien“ (1561) nicht fehlen durfte: mit einem Greifenkopf und Hirschgeweih, einem dreiteiligen Schwanz und Bocksbeinen, in den Vorderpranken einen Bergstock haltend, so steht er da zwischen Schmiedeberg und der Koppe, ein seltsames Mischwesen, das in der Tat mehr einem Wappentier als dem gefürchteten Berggeist ähnlich sieht. Die Verballhornung des Namens beweist ja nun gleichfalls, daß man sich über die Herkunft Rübezahls nicht mehr klar war; im übrigen aber scheint man ihn doch nicht als einen Alraunen, sondern eher als einen Dämon der Gebirgsnatur empfunden zu haben, der, wenn er vielleicht auch nicht seinen Ursprung im Riesengebirge hat, doch mit diesem bereits festverwurzelt erscheint. Möglich auch, daß er im Anfang nicht mehr als ein Bergmännlein war, ein Geist nur der Bergleute, mit dem er so manches im Wesen und Auftreten gemein hat; dann aber muß diese Sage sehr bald zutage gekommen sein, die Kräuter- und Schätzesucher entwickelten sie in ihrem Sinn weiter, und war erst einmal das Bergmännlein zum allgemeinen Berggeist geworden, so ließen sich auf ihn auch Wesenszüge anderer germanischer und — angesichts der Mischbevölkerung und Nachbarschaft erklärlicher — slavischer Sagengestalten übertragen. Wie weit dieser Entwicklungsprozeß schon vor Praetorius gediehen war, können wir nicht ermessen, da die uns überkommene literarische Überlieferung nur als ein zufällig erhaltenes Abbild der mündlichen Fortpflanzung gelten kann; so viel aber ist selbst nach diesen zufälligen Zeugnissen gewiß, daß der Rübezahl des 16. und 17. Jahrhunderts bereits wesentliche Züge der Physiognomie besaß, die wir noch heut von ihm kennen.

Auf die weitere Ausgestaltung der Sage hat dann in der

zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der bereits mehrfach erwähnte Leipziger Magister Johannes Praetorius (zu deutsch: Hans Schultze) eingewirkt. Er bemächtigte sich der Überlieferung und nutzte auch selbständig die Entwicklungsmöglichkeiten der Sage aus, um immer neue Bücher vom Rübezahl auf den Markt zu bringen. So entstand 1662 seine „Daemonologia Rubinzalii Silesii", die sich selbst zwar hauptsächlich über den Namen, Ursprung und Charakter des „Gespenstes" ausläßt, aber zwei „historische" Fortsetzungen im Gefolge hatte, die zu den 13 Historien des ersten Teils noch insgesamt 191 neue brachten; und 1672 erschien ein ganz „nagelneues" Buch, der „Satyrus Etymologicus", der außer hundert etymologischen Verirrungen auch wieder einen „Historischen Teil" mit 37 Geschichten enthält. Mit diesen Büchern hat sich Praetorius das Verdienst erworben, die Sagen vom Rübezahl zum erstenmal systematisch gesammelt und uns so erhalten zu haben. Freilich hat er sich dies Verdienst dadurch geschmälert, daß er auch Spreu unter den Weizen mischte, indem er eingestandenermaßen hinzuerfand. Wie weit er darin gegangen ist, das hat Karl de Wyl in seinen „Rübezahl-Forschungen" (1909) zu klären versucht. Im großen und ganzen darf man auch auf Grund dieser Untersuchung sagen, daß sich Praetorius um die Herbeischaffung des erreichbaren Materials redlich bemüht hat und außer der literarischen Überlieferung auch Leute aus der Gebirgsgegend, die von Rübezahl etwas zu erzählen wußten, herangezogen hat. Mancher kann ihm dabei einen Bären aufgebunden haben, und so mag manche Fälschung nicht einmal auf sein Konto kommen. Aber auch da, wo er selbst erfunden hat, geht er doch kaum über den Rahmen dessen hinaus, was der Volksglaube damals dem Berggeist zutrauen konnte: die Bereicherung der ursprünglichen Sage aus dem Faust- und Wagner-Buch, aus den Schwarzkünstlersagen und Gauklergeschichten, die Entlehnung von Eigenschaften des Wilden

Jägers, des Rattenfängers, Eulenspiegels usw., das alles lag bei der Wandlungsfähigkeit dieser Sagengestalt nahe und ist zum Teil wenigstens nicht erst Praetorius' Werk gewesen.

Praetorius' Anteil an der Fortpflanzung der Sage kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Selbst die Sammler, die nach ihm eigene Wege zu gehen versuchen, verdanken ihm doch die erste Anregung und können sich seinem Einfluß auch deshalb gar nicht entziehen, weil er ins Volk gedrungen ist und aus dem Volksmunde zurücktönt. Auch für die endgültige Wahl der Namensform *Rübezahl* war Praetorius entscheidend, der sie in seinem umfangreicheren Werk, der „Daemonologia", der echteren Form vorgezogen hat. Die Erklärung dieser volksetymologischen Namensform ergab sich von selbst, doch zählt Praetorius' Geist seine Rüben nach einem römischen Vorbild täglich aus Geiz: die Auffindung der gewiß volkspoetischen Begründung mit der Liebesgeschichte der Prinzessin Emma blieb Musäus vorbehalten. Aber die Grundstoffe zu Musäus' übrigen vier Legenden, der Geschichte von dem mit dem Galgentode bedrohten Schuhknecht, von dem Schuldner, dem Rübezahl aushilft, von dem armen Weibe und ihrem Glasersmanne, von dem Erlebnis der adligen Dame mit dem Kavalier Rübezahl — dieser Geschichten Hauptmotive konnte sich Musäus aus des Praetorius' Werken beschaffen. Schon bei Praetorius war in solchen „Historien" der Übergang von der kurzen Anekdote zur ausführlichen Erzählung vollzogen, und auch der moralische Zug, der jenen Legenden viel besser ansteht als der räsonnierende Ton, den erst Musäus hineingebracht, ist bereits bei Praetorius vorhanden und wahrscheinlich sogar sein Eigentum — wenigstens kennen wir aus der Überlieferung vor seiner Zeit den Berggeist noch nicht als das Prinzip obwaltender Gerechtigkeit.

Mit Praetorius ist die Entwicklung der Rübezahl-Sage zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die nach ihm auftraten,

konnten seine Sammlung nur hier und da noch ergänzen, wie z. B. Casp. Gottl. Lindner in seinen „Historien" (1736). Praetorius hatte noch mit abergläubiger Seele geschrieben und insofern noch produktiv wirken können. Nun scheint aber bereits der Bau der Kapelle, die 1681 auf der Koppe eingeweiht wurde, dem Volksglauben an Rübezahl einen schweren Stoß versetzt zu haben. Wenigstens lassen die Eintragungen der Bergbesteiger in die Koppenbücher, die Willibald Körber aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts in den „Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volkskunde" (1911) wiedergegeben hat, auf keine Furcht mehr vor dem „Gespenste" schließen. So fristete denn der Berggeist nur noch in den Herzen der geistig Ärmsten unter dem Volke ein vor dem Spott der Außenwelt ängstlich behütetes Dasein, bis ihm Musäus zu einer poetischen Auferstehung in seinen Märchen verhalf, was auch die Volksphantasie neu anregte und die alte Sage hier und da wiederaufleben ließ.

* * *

RICARDA HUCH

KATZENPARADIES

LIEBES Kätzlein, totes und begrabnes,
Wirst du mir mit deinen goldnen Augen
Nie mehr keck und treulich ins Gesicht sehn,
Mit des Schwanzes Spitze klug umschreibend
Unsre heitren Seelenzwiegespräche?
Ach, es wird doch wohl am Jüngsten Tage
Sich ein Engelsbübchen, ausgerüstet
Mit der kleinsten silbernen Posaune,
Auf dein hübsch verziertes Hüglein stellen
Und dir blasen, daß du meinst, es riefe
Dich ein süß Miau aus Freundeskehle
Oder schmeichelnd etwa meine Stimme.

Ei, wie wird der alte Pelz, inzwischen
Ausgeklopft, gebürstet und gewaschen,
Sich um deine weißen Knöchlein schmiegen!
Ei, wie wonnig wird sich's klettern lassen
In den schlanken Paradiesesbäumen,
Deren blau und rote Blumen läuten,
Wenn dein Pfötchen auf den Ästen wandelt!
Aber, Katze, nach den bunten Vögeln,
Die im hellen Laube jubilieren,
Wird's alsdann dich nimmermehr gelüsten,
Noch auch nach den runden, glatten Mäusen,
Die auf Erden dir so prächtig schmeckten,
Und der Hund wird gar dein Kamerad sein,
Dem du tapfer einst entgegenfauchtest.
Doch, ist auch der Haß hinweggeläutert,
Liebe bleibt. Oft werd ich dich besuchen,
Aus dem großen Menschenparadiese
Fort mich stehlend, um mit dir zu spielen
In grasgrüner, ungemähter Wiese.
Wenn dann fern im Teich die sel'gen Frösche
Ihre transzendenten Chöre quaken
Und die Sterne auf dem Wasser tanzen
So geschickt, daß nicht ein Füßlein naß wird,
Werden wir in Träumerei versinken.
Weißt du noch? Das gab zu tun, das Leben!
Täglich waschen, täglich wieder schmutzig!
Und das Hungern! Und das Mäusefangen!
Nebenbuhlerschaften! Eifersüchte!
Und der Frühling! Und die Frühlingskätzchen!
Weißt du noch das eine Mal! Vier schwarze,
Eins nur, weiß gefleckt an Ohr und Pfoten.
März war's, und der Wind blies warm von Süden,
Und man roch im Gehn die feuchte Erde.

„Fünf Märzkätzchen haben wir im Hause,“
Sprach im Wandern ich zum lieben Freunde,
„Vier ersäufen wir, doch eins behalt ich,
Schön, mit weißem Fleck an Ohr und Pfoten,
Und ich will ihm deinen Namen geben,
Den ich gar so sehr zu rufen liebe.“
Doch das fünfte starb, das weißgefleckte,
Konnt's nicht lang beim lieben Namen rufen.
Ob es käme, wenn ich's jetzo riefe,
Ein verklärtes, auferstandnes Kätzchen?
Oder ob die Stimme Antwort gäbe,
Der mein Herz gelauscht an jenem Märztag?
Horch! wie damals, liebe, liebe Stimme,
Laß dich noch ein einzig Mal vernehmen,
Frohe Stimme, erdenluftdurchwürzte,
Kosende, voll Melodie!

Aus den soeben erschienenen „Alten und neuen Gedichten“.

* * *

JUSTUS MÖSER

EIN GUTES MITTEL WIDER DIE BÖSE LAUNE

Von einer Dame auf dem Lande

ICH muß Ihnen in der Geschwindigkeit eine Entdeckung mitteilen, die ich in der vorigen Woche gemacht habe. Mein Mann und ich waren so unaufgeräumt, als zwei Eheleute bisweilen sein können, wie sich eben Herr und Frau ... bei uns ansagen ließen. „Nun so wollte ich ...,“ fuhr mein Mann heraus, „man kann doch keinen Augenblick auf dem Lande allein sein! Es ist doch eben keine Zeit, um zu schmausen, da so viele arme Menschen Hunger leiden; und ich weiß nicht, was den Leuten ankommt, es sind ja erst vierzehn Tage, daß sie uns besucht haben.“ — „Und ich bin auch nicht imstande,“ stimmte ich

ihm grämlich bei, „einen Besuch anzunehmen, indem ich noch in meinem ersten Negligé und wahrhaftig außerstande bin, diesen Mittag einen Braten zu schaffen.“ Indessen, und da die Gäste schon vor dem Tore und zwei Meilen gefahren waren, mußten wir doch die Antwort sagen lassen: es sollte uns viele Ehre sein.

„Nun,“ sagte mein Mann, „das wird eine recht schöne Gesellschaft sein; ich bin nicht imstande, drei Worte zu sprechen, und du ...“ „O,“ antwortete ich ihm, „hier ist nichts zu tun, als wir müssen beide eine Rolle spielen: ich will die allerliebste Frau, und du sollst den allerliebsten Mann agieren; wir wollen sehen ...“ In dem Augenblick kamen unsere Gäste auf den Platz gefahren, und wir machten den Anfang unserer Rolle so vortrefflich, daß die guten Leute ganz entzückt darüber wurden. Die rührendsten Versicherungen der Freude über ihre Ankunft, die zärtlichsten Umarmungen, die schmeichelhaftesten Liebkosungen folgten einander ganz ungezwungen; und mein Mann, der durch diesen possierlichen Einfall fortgerissen wurde, gab mir nichts nach. Wir lachten beide über unsere Rollen von ganzem Herzen, und unsere Gäste, die dieses Lachen für lauter Zeichen der Freude über ihre Ankunft dankbar annahmen, drückten ihre Zufriedenheit mit gleicher Lebhaftigkeit aus; und ehe eine Viertelstunde vorüberging, waren wir alle so aufgeräumt, als wenn wir uns recht zum Vergnügen beieinander versammelt hätten. Der Mangel des Bratens wurde leicht ersetzt: das Negligé fand Beifall; und der Tag lief uns in dem Tone so fort, daß wir uns am Abend nicht scheiden konnten. Es war, als wenn sich auf einmal ein ganz neuer Geist unser bemeistert hätte, und was erst bloß Rolle war, hatte sich dergestalt in Natur verwandelt, daß wir wirklich alles dasjenige fühlten, was wir anfangs nur spielen wollten.

Was dünkt Ihnen, liebste Freundin, von diesem Mittel, sich in eine gute Laune, die wir so selten in unserer Gewalt haben,

zu versetzen? Sollte es nicht zu dieser Zeit, wo man oft so verdrießlich empfangen und so kaltsinnig entlassen wird, eine öffentliche Bekanntmachung verdienen? Die ganze Kunst scheint nur darin zu bestehen, daß man seine Freunde erst aufgeräumt und erkenntlich macht; und wird dieses gleich anfangs durch eine glückliche Verstellung erzwungen, so können wir selbst nicht unaufgeräumt und unerkenntlich bleiben, sondern müssen nach einer ganz natürlichen Harmonie mit einstimmen. Wir vergessen sodann das Mittel und schmecken nur die Süßigkeiten des Erfolgs.

Mein Vater, ein tiefsinniger Mann, der seine Hausrechnungen niemals nachsah, aber dagegen den Lauf der Kometen desto genauer zu berechnen suchte, den alle fünfhundert Hofnarren des Königs von Monomotapa nicht zum Lachen gebracht haben würden, pflegte sich alle Tage einmal in seinen Lehnstuhl zu setzen und so lange mit dem Munde zu lachen, bis er wirklich von Herzen lachen und seiner Lunge eine wohltätige Erschütterung geben konnte. Hier war also noch ein anderer Grund der veränderten Laune; und ich glaube, wenn man aus Mutwillen oder aus Überlegung sein Gesicht eine Zeitlang vor dem Spiegel zu freundschaftlichen Zügen übte, es würde diese Bewegung der Lachmuskeln auch eine glückliche Mitwirkung auf unser Herz hervorbringen.

Doch Sie können ohne dieses Mittel vergnügt sein; aber wir armen geplagten Hausfrauen mit unsern grämlichen Männern müssen bisweilen unsere Zuflucht zur Kunst nehmen, um die Falten zu verziehen, welche sich wider unsern Willen zu Runzeln aufwerfen wollen. Leben Sie indessen wohl und vergessen uns tragikomische Landleute nicht!

Ich bin

Amalia ...

Aus der von Karl Scheffler herausgegebenen Auswahl von Mösers „Patriotischen Phantasien“ (Insel-Bücherei Nr. 306).



Karl Roessing:

Illustration zu Gottfried Kellers „Der Schmied seines Glückes".

DIE VERWUNSCHENE TOCHTER

Slowakisches Volkslied

ZOGEN wohl drei Spieler,
drei schöne Trautgesellen.

Zogen übers Felde,
sprachen eins zum andern.

Sahen dort ein Holze,
Holz vom Rüsterbaume,
gut zu einer Geige.

Lasset es uns schlagen,
draus helle Geigen machen.

Werden daraus, werden
drei hellklingende Geigen.

Zum erstenmal sie schlugen,
das Holz gar tief erbleichte.

Zum zweitenmal sie schlugen,
das Holz gar bitter weinte.

Zum drittenmal sie schlugen,
das Holz zu sprechen anhub:

Schlagt mich nicht, ihr Spieler,
schöne Trautgesellen.

Bin ich euch kein Holze,
bin ich Blut und Leben.

Die Wurzel tut ausgraben,
zu meinem Vater tragen.

Dem Vater mein zur Freude,
der Mutter mein zu Leide.

Die hat mich verwunschen,
als ich Wasser schöpfte:

Bleib du, Tochter, bleibe
Rüster hochgerecket,
Blättchen breitgestrecket.

O unglückselige Mutter,
die verwünscht die Kinder.

Aus der „Slowakischen Anthologie“ (Insel-Bücherei Nr. 103).

★ ★ ★

EINIGE BETRACHTUNGEN ÜBER DAS BUCH DER ZUKUNFT

DER Baumeister Vitruv beschreibt auch, wie der vornehme Römer wohnen soll. Bibliothek und Pinakothek gehören zur Einrichtung seines Hauses. Die Büchersammlung ist das Gegenstück der Gemäldesammlung. Die Bildung verlangt diesen Hausschmuck. Vielleicht hätte Vitruv, wenn er in unseren Tagen leben würde, beschrieben, inwiefern Bibliothek und Kinothek sich ergänzen müßten. Daß eine Anlage zur Vorführung beweglicher Bilder vorzusehen wäre. Und er hätte weiter geträumt: Es ist auch der Raum, in dem die Sprechmaschinen stehen, deren Scheiben und Walzen mit den Bildrollen in wohlanständiger Ordnung die Ikono-Phonothek zieren. Bei ihrem Ausbau darf nicht vergessen werden, daß sie nächstdem die Fernhörer und Fernseher aufzunehmen hat, das Rahmenwerk unserer großen Weltzeitungen. — — —

Verkündet das Zukunftsbild das Ende des Buches, das Ende der Literatur? Vielleicht, soweit das Buch der Träger des Schrifttums war, das sich dann anderer Ausdrucksformen bedienen will. Immerhin, auch das Buch wird nicht ganz und gar aus dem Schrifttum verschwinden, die Vergangenheit wenigstens gehört ihm. Indessen, die bedruckten Papiermassen sind dem Zerfall und der Zerstörung preisgegeben, das Gedächtnis der Menschheit, soweit sie es verkörperten, wird allmählich aufhören, wenn nicht anders für seine Erhaltung gesorgt wird als durch Aufbewahrung von Druckschriften. Hierzu kommen noch weitere Bedenken, so diejenigen wirtschaftlicher Art. Buchpreis und Raumnot zwingen den einzelnen zur Sparsamkeit, in den großen öffent-

lichen Sammlungen steigt die Bändezahl unaufhörlich, die Benutzung des Buches kostet trotz aller Bibliographie- und Bibliothekstechnik mehr und mehr Zeit, und der Buchgebrauch wird für diejenigen Leser, die sich nicht allein einem Buchgenuß hingeben können, die nach einer bestimmten Buchnutzung verlangen, ein ökonomisches Problem von erheblicher Vielgestaltigkeit.

Der Bibliophile muß zugeben: auch das Verhältnis von Buchleistung und Buchwert regelt sich aus wirtschaftlichen Gründen. Wenn eine Buchwelt-Wende eintritt, das Arbeitsmittel, das das Buch ist, in neuen Formen der Geisteswerkzeuge aufgeht, die besser und billiger sind, gehört ihnen die Zukunft. Und die Aneignung der alten Druckwerke, ihre Erhaltung durch erneuerte Buchformen, wird sich dann auch vollziehen. Das ist schon sehr ernsthaft erörtert worden in den Hinweisen auf das mikrophotographische Buch.

Das Beispiel gaben die Taubenpost-Briefe, die auf dünnen Häutchen ausgeführten Verkleinerungen gewöhnlicher Schreibvorlagen. So läßt sich auch die Buchseite photographieren, um dann durch den Projektionsapparat wieder lesbar zu werden. Das, worauf es ankäme, würden Organisation und Technik lösen. Die Vorteile zeigen sich. Eine Aufnahme des Bestandes der vorhandenen Schriftwerke erscheint möglich, die Universalbibliothek im Wortsinne und mit ihr zugleich die Auswahl der besten Bücher in ihren besten Ausgaben, die in mikrophotographischen Faksimile-Reproduktionen nach Belieben verbreitet werden können. Der Raumersparnis würde die Zeitersparnis gleichen. Die Benutzung der Zentralbibliotheken, der Bücher an entlegenen Orten, würde erleichtert sein, nicht allein der besseren Versendung wegen. Das mikrophotographische Buch läßt sich seitenweise verwerten. Auszüge werden rasch zu beschaffen sein, der Ballast dicker Bände einiger Seiten wegen wäre überflüssig, und das, was schon früher kritische Leser taten, die nur diejenigen Blätter ihrer auseinandergerissenen Bücher verwahrten, die ihnen der Aufbewahrung wert erschienen, könnte zur allgemeinen Gewohnheit werden. Es wird alte Bücher geben, die man nur seitenweise kauft. Lessing-Mendelssohns für die Ostermesse 1755 geplante Zeitschrift „Das Beste aus schlechten Büchern" bekäme einen neuen praktischen Sinn. Und die Bücher werden weit weniger veralten, anstatt der Neuauflagen werden dauernde Ergänzungen erscheinen, auf die man abonnieren wird wie jetzt auf die Zeitschriften. Die Fachbibliotheken werden sich nach einem Karto-

theksystem ausbauen, nach dem die Buch- und Seitentäfelchen untergebracht werden. Enzyklopädien gewaltigen Umfangs werden die Berichterstattung über die Ergebnisse der Wissenschaften haben.

Aber die Bequemlichkeit des Lesers? Darin liegt vorläufig eine Hemmung dieser Art Zukunftsbücher. Denn das mikrophotographische Buch setzt die Umständlichkeiten einer Projektionseinrichtung voraus. Und auch das Lesen durch Lupenvergrößerungen, die Buchphotogramme brauchten ja nicht übermäßig verkleinert zu werden, wäre wohl unhygienisch. Da ließe sich nun denken, daß die optische Technik Lösungen finden würde, bei denen vermutlich die Buchrolle, die man in Lesekästen einsetzt, wieder zu Ehren gebracht würde, oder aber, im Anfange einer solchen Entwicklung kämen als Lesemaschinen auch die Blätterbücher in Betracht, die sich über eine Drehrolle bewegen, wie man sie in den Frühzeiten des Kinematographen zur Darstellung beweglicher Bilder anwendete. Läßt sich erst nach Belieben das Filmband anhalten, vor- und zurückstellen, dann ist die Benutzung des Leseapparates gegeben, dann läßt sich die Buchrolle wie das Buch der Gegenwart da aufschlagen, wo man es will. Und dann wäre das bewegliche Bild auch zum Buchbild gewonnen. Aufnahmen in den natürlichen Farben könnten es noch verbessern, Einrichtungen des Leseapparates für stereoskopische Bilder wären selbstverständlich. Wobei schließlich auch der Handel auf Bereicherungen der neuen Buchform sinnen, Prachtausgaben mit optischen Effekten und Taschenausgaben der Lesemaschinen schaffen wird. Und ganz davon zu schweigen, welche weiteren Zukunftsmöglichkeiten sich bieten, wie die der Beschäftigung bisher beim Lesen nicht beteiligter Sinne, des Gehörs und des Geruchs. —

Man sieht, Entwicklungsrichtungen, die in Nebeln der Phantasie verschwinden, wurzeln trotzdem in bereits gewöhnlich gewordenen, vorhandenen Zuständen. Es wäre kaum noch ein Wunder, wenn die Buchoptik zur Wirklichkeit würde. Immerhin, sie führt auch zurück. Auf vorhandene Buchvorlagen, die sie vervielfältigen will. Oder aber die Dichtung und Wissenschaft der Zukunft verzichtet ganz und gar auf das geschriebene Wort. Das zu bedenken bleibe den Dogmatikern des Expressionismus überlassen. Die Biblio-Utopie wächst hier in die Weiten. Die einen werden das Buch mit der Natur versöhnen, die anderen die Denkmaschinen-Erfindung in den Bereich der Möglichkeiten ziehen wollen. —

Aber was bleibt dann vom Buche, wie wir es noch haben, übrig? Je mehr das Buch als anschauliches Versinnlichungsmittel, als Gedächtnisträger, als Hausgerät, als Zweckform aufgegeben wird, desto mehr wird es sich auf das Buchkunstwerk, auf das einer geistigen und künstlerischen Schöpfung errichtete graphische Monument zurückziehen. Solange die Menschen noch lesen, solange werden wir auch das gute und schöne Buch haben, wie wir es uns wünschen, und die Bereicherungen des Buches als eines Verständigungsmittels zwischen Menschen aller Völker und Zeiten brauchen mit einer Vermehrung seiner Vielseitigkeit, seines Wirkungsgebietes nicht zum Verzicht auf, soweit wir sehen, unersetzbare Vorzüge zu werden. *G. A. E. Bogeng*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

An erster Stelle des Berichts über die Neuerscheinungen unseres Verlags im neuen Jahre verdient die Vorzugsausgabe der Briefe der Diotima genannt zu werden, in der ein wahrhaft edler Gehalt die ihm gemäße äußere Gestalt empfangen hat. Wir bemerken gleich, daß im nächsten Monat die allgemeine Ausgabe erscheinen wird. — In die klassische Zeit unserer Literatur führen uns auch Friedrich Wilhelm Riemers „Mitteilungen über Goethe", die die Forschung von jeher als wertvolles Korrelat zu Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" geschätzt hat. — Ein ganz einzigartiges Kulturbild entwirft der stattliche Band Klosterleben im deutschen Mittelalter, worin Leben und Art der bedeutendsten Orden im Wortlaut der Quellen dargestellt ist. — Das Buch über Marceline Desbordes-Valmore ist nunmehr, mit einer schönen Einbandzeichnung von F. H. Ehmcke versehen, erschienen. — Johannes R. Bechers neues Gedichtbuch Um Gott verrät schon im Titel eine den Kenner seines Schaffens nicht überraschende Wendung zum Religiösen. — Pindar ist vielen unserer Dichter gegenwärtig wie wenige Dichter des Altertums. Die Übertragung von Franz Dornseiff ist, wie wir unter Berufung auf namhafte Beurteiler sagen dürfen, eine Leistung von hoher Künstlerschaft im Nachempfinden eines schwierigen Originals. — Harry Graf Keßlers „Notizen über Mexiko" stellen eine gänzlich umgestaltete neue Auflage des 1903 erschienenen Buches dar. — Von der „Bibliotheca Mundi" sind weitere drei Bände (Stendhal, De l'Amour, Byron, Poems und Santa Teresa, Libro de su Vida) erschienen.

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ZWEITER JAHRGANG / VIERTES HEFT

APRIL 1921

*

*Den Dichter seh' ich wandeln in der Mondnacht,
und hör' ihn flüstern unter den hohen Bäumen —
so süß! so süß!*

*Denn das ist Alles Dichtung,
womit ein Mensch sich seine Schmerzen lindert.*
Alfred Mombert

HERMANN BAHR

STIFTER ALS LANDSCHAFTER

Daß wir diesem Aufsatz die Abbildung eines bisher nicht reproduzierten Gemäldes von Adalbert Stifter beigeben können, verdanken wir der Güte des Herrn K. Adolf Freiherrn Bachofen von Echt d. Ä., der uns eine Photographie des in seinem Besitz befindlichen Originals zur Verfügung stellte.

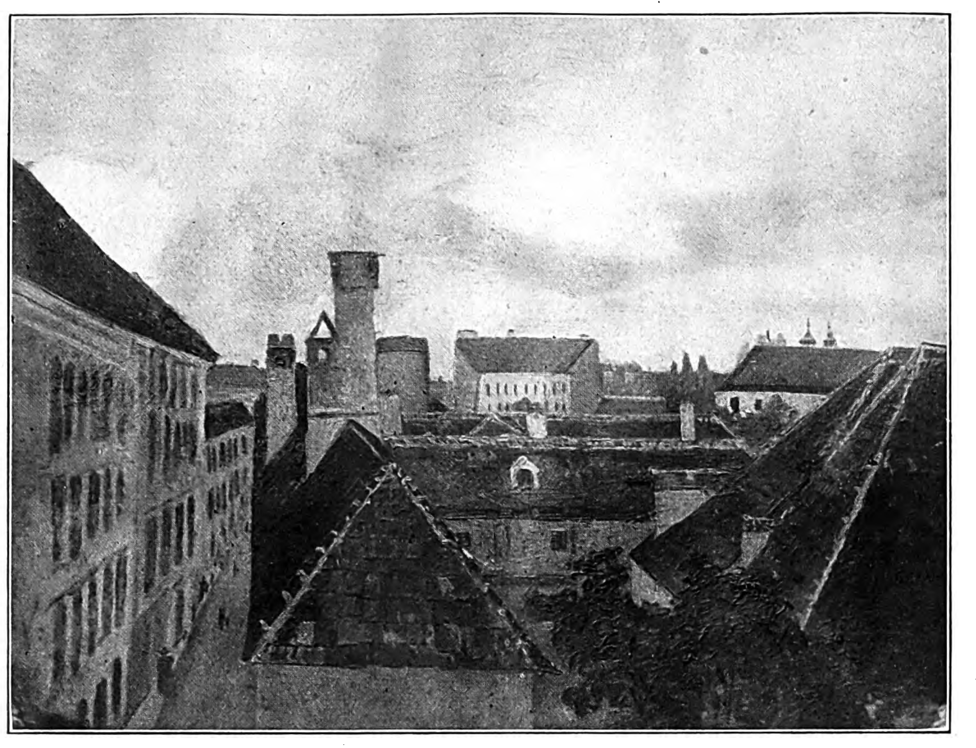
WENN Goethe lange zwischen Malen und Dichten sich nicht entscheiden konnte, so hat Stifter zunächst an seine Bestimmung zum Maler ganz fest geglaubt. Dichten trieb er nebenher, aus Liebhaberei, wie die Wissenschaften; seinen Lebensberuf aber sah der Jüngling in der Landschaftsmalerei. Der vierzehnte Band der Stifter-Ausgabe der Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst und Literatur in Böhmen enthält sein „Gesuch um Aufnahme in den Witwen- und Waisenpensionsfond bildender Künstler" (1844). Als „Behelfe seiner

Bitte“ bringt er da vor: „daß er in Wien ansässig ist und seit einer Reihe von Jahren die Landschaftsmalerei ausübt und von dem Ertrage derselben lebt, da er in keinerlei öffentlichem oder Privatamte steht“. Für die Ausübung seiner Kunst kann er folgende Tatsachen anführen: „Er hat in mehreren Jahren, mit Ausnahme der zwei letzten, verkäufliche Bilder in der hiesigen Kunstausstellung gehabt, wie er auf Verlangen mittels Katalogen ausweisen kann. Von diesen Bildern wurden manche von Privaten, und im Jahre 1841 eines vom Kunstvereine angekauft, worüber auch das Verzeichnis jenes Jahres beigebracht werden kann. Auch wird derselbe ein Bild, worüber er von übermorgen an verfügen kann, zur Einsicht des löblichen Vereines stellen, aus welchem ersichtlich werden wird, daß er sich seit längerer Zeit mit der Landschaftsmalerei beschäftigt hat. In letzterer Zeit hat der Gefertigte zwar einige kleine Versuche in der Schriftstellerei gemacht, aber er glaubt, daß ihm dies um so weniger hinderlich sei, als ein anderes Mitglied des löblichen Vereines, Herr Anton Ritter von Perger, auch als namhafter Schriftsteller bekannt ist.“ Er hat sich also auch, nachdem er den Dichter schon in sich entdeckt hatte, doch im Hauptamt noch als Maler gefühlt. So bringt ein 1847 in München erschienenes „Neues allgemeines Künstlerlexikon“ seinen Namen mit dem Zusatz: „Maler zu Wien, ein jetzt lebender Künstler. Er widmete sich dem Genrefache und ist auch als belletristischer Schriftsteller bekannt.“ Und sein Jugendfreund Emil Ranzoni hat ihn damals versichern hören: „Als Schriftsteller bin ich nur Dilettant, und wer weiß, ob ich es auf diesem Felde weiter bringen würde, aber als Maler werde ich etwas erreichen.“ Es scheint nur der Erfolg seiner Feder gewesen zu sein, der ihn aus äußeren Gründen umsatteln ließ. Er blieb übrigens im stillen der Malerei bis ans Ende seines Lebens treu. Er hat ein merkwürdiges „Tagebuch über Malerarbeiten“ geführt, worin er, auch als Pedant an

Goethe gemahnend, Tag um Tag sorgsam vermerkte, woran er gezeichnet oder gemalt und wie viele Stunden und Minuten er daran gezeichnet oder gemalt; und am Ende des Monats wird dann jedesmal auch noch genau die Summe gezogen, und es steht etwa März 1854: „An der Heiterkeit gezeichnet 18 Stunden, an der Heiterkeit gemalt 2 Stunden 42 Minuten, an der Bewegung gemalt 29 Stunden 28 Minuten, an der Vergangenheit gezeichnet 1 Stunde 56 Minuten, an der Vergangenheit gemalt 4 Stunden 36 Minuten.“ Der letzte Vermerk darin ist vom 24. August 1867; ein halbes Jahr vor seinem Tode. Da hat er noch von 7 Uhr 33 bis 8 Uhr 40 und von 2 Uhr 56 bis 3 Uhr 26, also eine Stunde und 37 Minuten lang, „an der Ruhe gemalt (Berge)“. Und Friedrich Simony, der ihm zuerst im Hause Metternichs begegnet war und später zum Helden des Nachsommers Modell saß, hat in ihm auf den ersten Blick den geborenen Maler erkannt: „Mit einem in gleichem Grade sonst nur bei vollendeten Malern entwickelten Blicke vermochte Stifter jede halbwegs beachtenswerte Einzelheit der Landschaft alsogleich herauszufinden und sich zu eigen zu machen. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor der bekannten schönen Felsengruppe hinter der Echernmühle plötzlich haltmachte und dieselbe nun mit Worten abzuzeichnen und zu malen begann und so lange mit der Sprecharbeit fortfuhr, bis eine allerliebste Skizze in seiner Gedächtnismappe fertig saß ... Stifters Vortrag war ein fortgesetztes Zeichnen und Malen von Personen und Dingen in Worten.“ Wenn er dann dieses fortgesetzte Zeichnen und Malen in Worten nun aber auch in Farben versuchte, geriet es ihm nie zu Dank: dem Freunde Rosegger hat er einmal geklagt, „die Leinwand sei ihm wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarte und Wahrhafte aber durchfalle“; und an Baron Handel schreibt er: „Es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar

so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe." Derlei Seufzer hört man oft von Dilettanten, und zuweilen auch von den ganz großen Meistern.

Was mir von Zeichnungen und Gemälden Stifters unterkam, damit ergings mir immer seltsam. Ich erschrak zunächst. Es schien Dilettantismus, und von der ärgsten Art: forciert, sich übernehmend, gequält. Gerade diese Qual aber machte bei näherer Betrachtung den Eindruck, nicht ursprünglich, sondern im Malen erst entstanden, ja gleichsam dem Bilde von außen her aufgedrungen zu sein, wie wenn eine ganz unmittelbar ihrer Sache gewisse, frohgemut beginnende Hand mitten drin von einem Schulmeister, einem „Merker", durch Zurechtweisung um die Sicherheit und Unschuld ihrer Begabung und zur Verzweiflung gebracht worden wäre. In die natürliche Stimme dieser Bilder spricht auf einmal eine fremde drein: Angst, Angst, es nicht recht zu machen, nicht etwa sich selber nicht recht, sondern irgendeiner ihn geheimnisvoll bedrohenden, bedrückenden Forderung, Angst um die „Vedute". Man glaubt es diesen Bildern förmlich anzusehen, wie sich ihr Maler abschwitzt, um gegen sein eigenes besseres Gefühl, an dem er offenbar durch die Weisungen wohlmeinender „Kenner" irre geworden, das, was seiner ganz unmalerischen Umgebung für „malerisch" galt, seinem scheu gewordenen künstlerischen Gewissen aufzunötigen. Daß es ihm nie ganz gelang, daß all sein heißes Bemühn um „Veduten" vergeblich blieb, daß er unfähig war, die Natur zeitgemäß fälschen zu lernen, das gibt diesen Bildern ihren stillen, fast wehmütigen Reiz, irgendwie verraten sie noch, woran sie gehindert worden sind, irgendwie ist noch der erstickte geborene Maler darin zu spüren mit dem freien, großen, epischen Blick für das Gesetzmäßige, für den Zusammenhang der Landschaft, für das, was in ihr der Willkür menschlicher „Stimmungen" entrückt bleibt, für ihren ewigen Sinn, auch für ihre geologische Form, kurz: für die Land-



Aussicht aus Stifters Wohnung auf der Landstraße
Ölgemälde von Adalbert Stifter. 1839

schaft als ihren eigenen Ausdruck, nicht als unseren Eindruck. Und vielleicht gab Stifter doch nicht bloß seinen schriftstellerischen Erfolgen zuliebe den Beruf des Malers auf, sondern mehr noch, um endlich ungestört malen zu können in Worten, da man es ihn in Farben nicht ließ, und wir hätten es also dem unkünstlerischen Sinn seiner Epoche zu danken, daß er der größte Landschafter der deutschen Sprache geworden ist.

Die Landschaften im „Hochwald", im „Beschriebenen Tännling", im „Bergkristall" sind für mein Gefühl in der Weltliteratur das einzige, was sich mit den Landschaften Goethes, etwa mit der Harzreise, der Nähe des Geliebten, Ilmenau, doch auch den Landschaften der Wahlverwandtschaften, der Wanderjahre, an augenscheinlicher, ja sozusagen handgreiflicher, ganz unmittelbarer Gegenwart vergleichen läßt. Oder er schreibt einmal einen Aufsatz für einen Kalender über die Ruine St. Thoma und schildert da den Blick auf „das leuchtende Band der Moldau, wie es sich darstellt von einem Höhenpunkt desselben Waldzuges angesehen, aber etwa zehn Wegestunden weiter gegen Sonnenaufgang: durch die duftblauen Waldrücken noch glänzender, liegt es geklemmt in den Talwindungen, weithin sichtbar, erst ein Lichtfaden, dann ein flatternd Band und endlich ein breiter Silbergürtel, um die Wölbung dunkler Waldesbusen geschlungen — dann, bevor sie neuerdings schwarze Tannen- und Föhrenwurzeln netzt, quillt sie auf Augenblicke in ein lichtes Tal hervor, das wie ein zärtlich Auge aufgeschlagen ist in dem ringsum trauernden Waldesdunkel... Dein staunender und verwirrter Blick ergeht sich über viele, viele grüne Bergesgipfel, in webendem Sonnendufte schwebend, und gerät dann hinter ihnen in einen blauen Schleierstreifen — es ist das gesegnete Land jenseits der Donau mit seinen Getreidehängen und Obstwäldern, bis der Blick endlich auf jenen ungeheuren Halbmond trifft, der den Gesichtskreis einfaßt: die Norischen Alpen. Der große Priel

glänzt an heiteren Tagen wie eine lichte Flocke am Himmelsblau hängend, — der Traunstein zeichnet eine blasse Wolkenkontur in den Kristall des Firmaments. Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht, wie ein luftiger Feengürtel, um den Himmel, bis er hinausgeht in zarte, kaum sichtbare Luftschleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrscheinlich die Schneeberge fernerer Züge." Die Gewalt solcher Landschaften Stifters, der gesprochenen, nicht der gemalten oder gezeichneten, ist so groß, daß, wer, ihrer eingedenk, die Gelegenheit wahrnimmt, das „Original", das sie „nach der Natur" abbilden, kennen zu lernen, die Wirklichkeit, an ihrer Abbildung gemessen, dürftig, unzureichend, ja gewissermaßen in einem nur erst halbfertigen Zustand findet. In manchen Landschaften erreicht Stifter so die höchste Wirkung der Kunst, hinter der ja, dort wo sie sich vollendet, die Natur zurückbleibt. Es ist ihm zuweilen geglückt, eine Landschaft vom bloßen Versuch, in dem Natur doch immer stecken bleibt, sozusagen zur Urlandschaft emporzubringen, wie Goethe zur Urpflanze kam (die ja zwei Taten Goethes enthält: eine wissenschaftliche, die Goethe selber gar nicht bemerkt hat, bis ihn Schillers Ausruf: „Das ist eine Idee!" darauf aufmerksam machte, aber auch eine künstlerische, die wieder Schiller nicht bemerkte, nämlich: daß Goethe ja diese „Idee" nicht bloß hatte, sondern „sie sogar mit Augen sah!"). Es war der Maler Goethe, der zur Urpflanze kam, wie denn all sein Verdienst um Naturforschung recht eigentlich darin bestand, daß er künstlerisches Sehen in die Wissenschaft eingeführt hat. Richtiger: das Sehen des Zeichners. Ganz genau gesagt: das Sehen des deutschen Zeichners. Denn von Anfang an macht dies das wesentliche Merkmal deutscher Zeichner aus, die Welt mit Geistesaugen anzusehen. Sie machen wirklich jenes geheimnisvolle Wort vom „schaffenden Spiegel" wahr: sie werfen nicht nur das Bild der Erscheinung zurück, sie geben es ihr erst, sie bringen die wahre Ge-

stalt der Erscheinung aus ihr hervor, aus ihr und aus sich zugleich, was nur vermag, wer, nach Goethes Wort, „sich eins weiß mit der Welt und deshalb die objektive Außenwelt nicht als etwas Fremdartiges empfindet, das zu der inneren Welt hinzutritt, sondern in ihr die antwortenden Gegenbilder zu den eigenen Empfindungen erkennt". Und wieder ist es Goethe (in „Was wir bringen" von 1814), der uns auch den Grund davon sagt, nämlich daß

„Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur ein Gesetz der Menschenbrust bewähren."

Es ist dieselbe Gesinnung, aus der Kant das Sittengebot in uns und den gestirnten Himmel über uns in einem Atem nennen kann. Mit der Ahnung des Urbilds in jedem Abbild beginnt alles Zeichnen. Der vollkommene Zeichner würde nur noch Urpflanzen, Urlandschaften, Uraugen, Urohren, Urnasen sehen; Leonardo war zuweilen schon nahe daran. Dem Physiker wird die Welt zur Zahl, dem Zeichner zum Strich. Aber Zahl oder Strich, es ist immer dasselbe Gesetz, das damit anerkannt wird, anerkannt und aufgezeigt und mitgeteilt. Alle Wahrheit, alle Schönheit mündet ins Sittliche wieder, in dem sie wurzelt.

„Das Sittengesetz allein in seiner Anwendung ist Kraft!" schrieb Stifter gegen Hebbel, und „wenn wir nur in uns selber in Ordnung wären", heißts im Nachsommer, dann würden wir erst fähig, auch „die Unschuld der Dinge außer uns zu fassen". Dieser reine, stille, große Liebesblick für die Unschuld der Dinge wagt sich aber in seinen Bildern doch nie ganz hervor. Malen ist offenbar doch nicht die Muttersprache seines Gemüts gewesen. Erst in seinen Erzählungen tritt die Stifterlandschaft rein auf, von solcher Klarheit und doch so geheimnisvoll, in aller Einfalt von solcher Intensität, mit ihren Kinderaugen so monumental, daß sie dem Klassischen so nahe kommt wie sonst in der ganzen nachgoethischen Zeit vielleicht nur noch, in seinen letzten Werken zuweilen, Marées.

SHAKESPEARE

SONNET

TH' expense of spirit in a waste of shame
Is lust in action; and till action, lust
Is perjur'd, murderous, bloody, full of blame,
Savage, extreme, rude, cruel, not to trust;
Enjoy'd no sooner but despised straight;
Past reason hunted; and no sooner had,
Past reason hated, as a swallowed bait,
On purpose laid to make the taker mad:
Mad in pursuit, and in possession so;
Had, having, and in quest to have, extreme;
A bliss in proof, and prov'd, a very woe;
Before, a joy propos'd; behind, a dream.
    All this the world well knows; yet none knows well
    To shun the heaven that leads men to this hell.

* * *

PAUL ERNST

DER WEISSE ROSENBUSCH

DAS Schlachtfeld von Jena ist eine Hochebene von mehreren Stunden Umfang, in welcher verstreut eine Anzahl runde Vertiefungen liegen, wohl in Urzeiten durch strudelnde Wasser entstanden. In diesen Vertiefungen sind meistens die Dörfer und einzelnen Gehöfte gebaut, so daß die Bewohner mit einem begrenzten Blick aufwachsen, indessen der Wanderer, der oben auf der Ebene geht, von Häusern und Menschen nicht eher etwas sieht, bis er dicht vor einer solchen Vertiefung angekommen ist.

Am Vorabend der Schlacht, als der deutsche Heerführer die unheilvolle Bewegung vom Rande der Ebene rückwärts machte, ritt ein preußischer Leutnant mit seinem Burschen

in eine dieser Vertiefungen hinab, in welcher ein einsames Bauerngehöft lag, versteckt unter düsteren alten Kastanienbäumen. Um den Weg abzukürzen, der sich langsam wand, lenkten sie die Pferde quer über den Acker. Ein noch junger Mann, der hinter dem Pfluge ging, wickelte die Zügel um den Pflugsterz und trat ihnen entgegen, indem er grob ausrief, über seinen Acker gehe kein öffentlicher Weg. Der Offizier fragte: „Ihr seid der Bauer?" und wie der andere bejahend antwortete, fuhr er fort: „Es gefällt mir, daß Ihr auf Eurem Recht besteht. Ihr werdet ein ordentlicher Mann sein. Führt uns zu Eurem Haus." Der Bauer faßte in den Zügel des Pferdes, lenkte es auf die Straße, und indem der Bursche folgte, kamen die drei auf den Hof. Der Offizier stieg ab und trat vorauf in das Haus; der Bauer hinter ihm; nach einer Weile kam der Soldat, der die beiden Pferde am Ring der Torfahrt festgebunden hatte.

Nachdem der Bauer noch seine Frau hatte rufen müssen, welche eintrat, indem sie die Hände an der blauen Schürze abtrocknete, begann der Offizier:

„Morgen ist die Schlacht, und es kann keiner wissen, wie es für ihn ausgeht. Durch einen Zufall habe ich mein Vermögen bei mir, tausend Louisdor in bar" — er setzte einen leinenen Sack auf den Tisch — „und wenn ich falle oder gefangen werde, so geht das Geld für meine Familie verloren. Ich habe Vertrauen zu euch, daß ihr nicht die Hinterbliebenen eines Deutschen, der auch für euch kämpft, um ihr bißchen Armut betrügen werdet. Hebt mir das Geld auf, so gut ihr könnt. Bleibe ich am Leben, so hole ich es selber wieder ab, falle ich, so könnt ihr es meinem Burschen übergeben; kommt auch mein Bursche nicht, so bringt ihr es mit diesem Briefe nach Görlitz zu meiner Frau, sobald die Straßen wieder sicher sind."

Nach diesen Worten schüttelte der Offizier dem jungen

Bauern die Hand, grüßte artig die Frau und verließ mit dem Burschen das Zimmer.

Der Bauer ging mit seiner Frau in den Keller, nahm von dem größten Sauerkrauttopf den Stein und die Brettchen herunter, mit denen der eingelegte Kohl beschwert war, schüttete den in einen leeren Topf, der für das Salzfleisch beim Schweineschlachten gebraucht wurde, verbarg den Beutel mit dem Gold unten in dem Sauerkrauttopf und füllte den Kohl wieder auf. Nachdem er die Brettchen und den Stein wieder an ihre Stelle gelegt hatte, wies er die Frau an, den übrigen Sauerkohl mit in die Küche zu nehmen, und ging nach oben.

In der Nacht, während Napoleon seine Geschütze den steilen Hohlweg auf die Hochebene schaffte und Davoust seine Kolonnen von der anderen Seite nach oben führte, wachte der Bauer aus schweren Träumen um das Geld auf. Langsam erhob er sich und zog sich an, dann ging er in den Keller hinunter. Da saß die Frau gekauert vor dem geleerten Topf und zählte die Goldstücke in ihren Schoß. Erschreckt schlug sie die Schürze über den Schatz, als der Mann hinter sie trat. Er sagte nichts. Nach langem Schweigen sprach sie: „Ein schönes Stück Geld, wir könnten jedem Jungen einen Hof hinterlassen.“ Er erwiderte: „Tu das Geld in den Topf. Wenn du als zweites ein Mädchen gehabt hättest, dann brauchtest du nicht solche Gedanken zu haben.“ Sie wischte sich mit dem Handrücken eine Träne aus den Augen, denn ihre Hände waren von dem Krautsaft besudelt, dann brachte sie alles wieder an seine Stelle.

Kanonendonner kam, Gewehrfeuer, Fliehende und Verfolger; der Hafer wurde zertreten; Tote und Verwundete lagen; die Verwundeten wurden aufgehoben; in der Nacht streiften viele auf dem Schlachtfelde umher, um den Toten die Kleider auszuziehen, auch nach Geld und Taschenuhren und Ringen zu suchen.

Am Abend des anderen Tages kam der Bursche, erschöpft und elend. Der Bauer setzte ihm ein Stück Speck, Brot und eine Flasche Schnaps vor. Der Soldat verlangte einen Arbeitsanzug des Bauern, er wollte das Geld nach Görlitz bringen. Der Bauer schüttelte den Kopf. Der Soldat, welcher ihn falsch verstand, sagte: „Es ist nicht Fahnenflucht; behalte ich die Uniform, so werde ich nur gefangen. Wenn ich das Geld abgeliefert habe, suche ich mein Regiment wieder auf. Ich bin ein ordentlicher Kerl, ich muß jetzt Unteroffizier werden." Der Bauer erwiderte ruhig: „Ich bin für das Geld verantwortlich; die Wege sind mir jetzt nicht sicher genug; ich bringe das Geld selber nach Görlitz, wenn es mir an der Zeit scheint." Der Soldat fluchte und trat auf den Bauern zu: „Hältst du mich für einen Spitzbuben?" Der Bauer zuckte nur die Achseln und sagte: „Ich bin verantwortlich." „Du Hund willst mir zu verstehen geben, ich will die Witwe meines Leutnants bestehlen?" schrie der Soldat und schlug ihm mit der geballten Faust ins Gesicht. Eine Spitzhacke stand dem Bauern zur Hand; er hatte einen neuen Stiel aus Hornbaumholz hineingefaßt statt des alten rotbuchenen, der gesprungen war. Er ergriff die Hacke und schlug den Soldaten auf den Kopf. Der Mann fiel um, ohne einen Laut zu sagen. Er kniete nieder, nahm seinen Kopf in die Hand. In der Tür stand die Frau, lautlos die Hände über sich zusammenschlagend. „Faß an!" rief er ihr zu. Sie trug den Toten an den Füßen, er an der Brust; er wendete sich zu dem alten Brunnen, der nicht mehr gebraucht wurde, weil die Eltern durch den Genuß des Wassers erkrankt und gestorben waren, während er als Knecht auf einem anderen Hof gedient hatte. Er schob den Leichnam vornüber auf den Rand und stürzte ihn hinunter. Vom Bau im im vorigen Jahre lagen noch Steine und Sand in der Hofecke; bis nach Mitternacht karrte er davon herbei und stürzte nach; indessen hatte die Frau, weinend und leise für sich mit zittern-

der Stimme ihre Unschuld beteuernd, die Blutspuren in der Stube aufgescheuert.

In den folgenden Jahren kamen häufige Mißernten, so daß trotz der hohen Preise viele größere und kleinere Landwirte schlecht standen. Nach den Befreiungskriegen folgten dann die Jahre der niedrigen Preise, und mit ihnen eine schwere Notlage der Gutsbesitzer und auch der Bauern. In dieser ganzen Zeit, welche etwa ein Menschenalter währte, mußte mancher Besitzer um billigen Preis verkaufen und mit dem weißen Stabe von seiner Väter Hofe ziehen, und mancher schlaue Mann wurde reich, wenn er gerade bares Geld zur Verfügung hatte. Unser Bauer kaufte langsam Feld um Feld, Weide um Weide, wie sich die Gelegenheit bot; er kaufte auch um ein Billiges einen ganzen Hof; und als er starb, etwa in der zweiten Hälfte der Fünfzig, da besaß er mehr als ein mittelmäßiger Rittergutsbesitzer. Er hinterließ seine Witwe und die beiden Söhne, welche nun im Anfang der Dreißig standen. Kurz nach seinem Tode verlobten sie sich mit zwei Erbtöchtern, deren Väter in derselben Gegend begütert waren.

Es war ein neuer Pastor in die Gemeinde gekommen, in welche unser Hof eingepfarrt war. Als der mit seiner Frau die Witwe besuchte, da lud diese die Pastorin für den nächsten Sonntag zu einer Lustfahrt in ihrem leichten zweisitzigen Wägelchen ein. Der älteste Sohn kutschierte und zeigte mit der Peitsche die Äcker, Felder, Weiden und Wiesen, welche ihnen selber gehörten oder ihren Schwiegereltern. Mehrere Stunden fuhren sie so, und der Frau wurde zum ersten Male die Größe ihres Besitzes klar. Sie rühmte ihren Reichtum gegen die Pastorin und sprach von ihrem verstorbenen Mann, wie er ein fleißiger Kirchengänger gewesen sei, und wie ihn die Regierung eigentlich hätte zum Amtsvorsteher wählen müssen, und da sprach sie vom Segen des Himmels; aber wie sie das Wort sprach, da tauchte die halbvergessene Erinnerung an das Ver-

brechen ihres Mannes in ihr auf, und sie verstummte plötzlich. Dann seufzte sie nach einer Weile und sagte, der älteste Sohn sei jähzornig, er gleiche ganz seinem Vater, und zuweilen habe sie Angst, daß Gott sie durch ihn strafen werde; dabei weinte sie einige Tränen. Der Sohn drehte sich um und gab ihr einen groben Verweis; verlegen lächelnd sprach sie zu den Pastorsleuten: „Er ist gut zu mir, er meint es nicht so böse, wie es klingt." Der Sohn gab den Pferden einen Peitschenschlag, daß sie plötzlich stark anzogen.

Nun wurde in dieser Zeit ein alter Schäfer bettlägerig, der seit langem für die Gemeinde gehütet hatte. Wie er merkte, daß es an das Letzte ging, ließ er den Pastor rufen, um ihm ein Geständnis zu machen und sein Gewissen zu erleichtern.

Damals, nach der Schlacht, als die Heere sich entfernt, hatte er seine Schafe, so viele ihm geblieben waren, auf die zerstampften Haferfelder geführt, wie auch die Gänse in den Hafer geschickt wurden, damit von der zerstörten Frucht, die oftmals selbst mit der Sichel nicht mehr geerntet werden konnte, wenigstens noch etwas genutzt wurde. An einem mit Schlehdorn bewachsenen Rain, mitten in den Dörnern, hatte er die Leiche eines preußischen Leutnants gefunden, welche in ihrem Versteck übersehen sein mochte. Von Habgier getrieben, untersuchte er die Kleider des Toten, aber er fand nur eine Brieftasche mit Briefen und Aufzeichnungen. Einen goldenen Trauring wagte er nicht abzuziehen, denn die Hände waren schon etwas angeschwollen. Von Angst getrieben, ging er die folgende Nacht mit Hacke und Schaufel an die Stelle und begrub den Leichnam; dann betete er über dem Grabe. In seinem Garten hatte er einen großen weißen Rosenbusch; von diesem hackte er einen kräftigen Trieb heraus und pflanzte ihn in die lockere Erde des Grabes, nachdem er in der Umgebung die Schlehen vernichtet hatte.

Die Brieftasche legte er zu Hause ins Schapp; und obwohl

sie ihm gar nichts nützen konnte, lieferte er sie doch nicht beim Amtsvorsteher ab; er erzählte auch niemandem von der Geschichte, weil er wohl wußte, daß er eine verbrecherische Absicht gehabt hatte bei der Durchsuchung des Gefallenen. So waren die Jahre vergangen, und er hatte die in Papier gewickelte Brieftasche immer an ihrer Stelle liegen lassen. Nun, auf dem Totenbette, wurde die Angst seines Gewissens größer als die Furcht vor einer Strafe oder Beschämung, und er erzählte dem jungen Pastor alles, indem er ihm die Brieftasche übergab. Sie war aus violettem Leder, trug auf silbernem Schild ein Wappen und wurde durch ein nunmehr verrostetes stählernes Schloß zusammengehalten, das nicht durch einen Schlüssel zu öffnen war, sondern durch das Verschieben eines kleinen Stiftes, welcher als Dorn des Schlüsselloches erschien. Der Pastor übergab die Tasche nebst einer Darstellung der Erzählung dem Amtsgericht; hier stellte man Nachforschungen an und fand bald die überlebende Witwe des vor dreißig Jahren Gefallenen; sie bewohnte zwei kleine Zimmer in demselben Hause in Görlitz, wo sie mit ihrem Gatten eine große Wohnung innegehabt hatte.

Die Frau des Gefallenen hatte damals einen Brief erhalten, der am Tage vor der Schlacht geschrieben war. In diesem drückte der Offizier seine starken Befürchtungen über den Ausgang der Schlacht und des Krieges überhaupt aus. Um seine Familie für den Fall seines Todes sicherzustellen, hatte er einen umstrittenen Erbschaftsanspruch verkauft, den nach seinem Ableben eine alleinstehende Frau schwerlich hätte durchsetzen können, besonders in den schwierigen Zeiten, die er voraussah. Die bare Summe in Gold, welche nach menschlicher Berechnung unter diesen Verhältnissen den Wert seines Vermögens am besten darzustellen schien, hatte er einige Tage vorher erhalten; er mochte sie keinem Bankhaus anvertrauen, scheute sich auch, einen Boten mit ihr in die Heimat zu

schicken, und so schrieb er ihr denn, er werde das Geld während der Schlacht einem zuverlässigen Mann zur Aufbewahrung übergeben, der es ihr bringen werde, wenn er selber fallen sollte.

Seit diesem Brief hatte die Frau keine Nachricht wieder von ihrem Gatten erhalten, dem sie kaum fünf Monate vorher angetraut war. Sie saß am Fenster ihres kleinen Stübchens, wo auf der Kommode alte Tassen und gravierte Glasbecher standen, und wo die sorgsam geschonten Stühle aus der guten Stube von den Eltern ihres Gatten an der Wand aufgereiht waren; sie nähte und stickte die Wäsche für das Kind, welches sie erwartete; und als nach der Schlacht alle Nachrichten ausblieben und der Name ihres Gatten unter den Vermißten angegeben war, da zog sie ein schwarzes Kleid an, das sie schon im Schrank hängen hatte, und häufige Tränen verdunkelten ihre Augen, daß sie oft aufhören mußte zu nähen, und mancher Tränentropfen fiel von ihren schönen Wimpern auf die kleinen Hemdchen des Säuglings.

Dann wurde das kleine Mädchen geboren und füllte die stillen Wände mit seinem Geschrei, und die kleinen Sorgen um das Kind verdeckten den großen Kummer; das Kindchen wuchs heran, und die Erhebung gegen die französischen Unterdrücker bereitete sich vor; die arme Mutter gab ihren goldenen Trauring her für das Vaterland und tauschte einen eisernen Ring ein; das war das einzige Stück aus kostbarem Metall gewesen, das sie noch gehabt hatte, alles andre Entbehrliche hatte sie gleich nach der Geburt verkauft, damit der Erlös das kleine Kapital vergrößere, das sie noch besaß; dann schnitt sie ihr schönes blondes Haar ab und verkaufte es und brachte das Geld zu der Sammelstelle; und wie dann die Heere ins Feld zogen und die Schlachten geschlagen wurden, da zupften ihre und des Kindes Hände unermüdlich Charpie, die sonst allerhand feine Stickarbeiten machten für ein mäßiges Geld.

Wie die Tochter zur schlanken Jungfrau heranwuchs und sie selber gebückter wurde, da kam eine neue Heiterkeit in ihr Gesicht und über die feinen Furchen ihrer Stirn. Der Sohn eines alten Regimentskameraden ihres Gatten, ein tüchtiger junger Offizier, reichte dem Mädchen die Hand; bald kamen Kinder, welche lustig und lärmend die Treppe zu dem stillen Stübchen der lächelnden Großmutter hinauftobten; und so verfloß ein Menschenalter nach dem schweren Schlag, welcher die Frau getroffen hatte.

Als sie dann vom Amtsgericht in Jena das Paket erhielt mit dem Geständnis des Schäfers und der alten Brieftasche, welche sie einst als Braut dem Verstorbenen geschenkt, da wurde sie so erschüttert, daß sie tagelang das Bett hüten mußte. Wie sie sich gefaßt hatte, da eröffnete sie alles ihren Kindern und fragte sie um Rat, was sie tun sollte, denn sie fühlte den heißen Wunsch, wenigstens das Grab ihres Gatten zu besuchen, welches in der Aussage des Schäfers genau bezeichnet war. Die Brieftasche enthielt ihre fünf letzten Briefe, eine Locke ihres Haares und zwei eingeheftete Pergamentblätter, auf welche man damals flüchtige Aufzeichnungen mit Bleistift machte, die man mit Brotrinde leicht abwischen konnte, wenn man sie nicht mehr brauchte. Die meisten Aufzeichnungen, welche ja nur das Gedächtnis des Besitzers entlasten sollten, bestanden aus unverständlich abgekürzten Worten und aus Zahlen; die letzte Niederschrift war eine Adresse — die Adresse des Bauern, welchem der Leutnant das Geld übergeben hatte; unter dem Namen stand vermerkt in Zahlen: tausend, und dahinter das damals übliche Zeichen für Louisdor.

Nachdem der Sohn diese Niederschrift lange betrachtet, erklärte er der alten Dame, er werde sie auf ihrer Reise, welche er durchaus natürlich und gerechtfertigt finde, ohnehin begleiten; und dabei wolle er mit ihr Nachforschungen nach dem Mann anstellen, dessen Name hier aufgeschrieben sei; denn

er halte es nicht für unmöglich, daß der Verstorbene damals diesem sein Vermögen anvertraut habe.

Wie die Dame sich erholt und der Offizier Urlaub erhalten hatte, reisten dergestalt die beiden nach Jena und zogen auf dem Amtsgericht alle Erkundigungen ein. Der Schäfer war inzwischen gestorben, indessen hätte er auch Wesentliches nicht mehr bekunden können. Der Amtsrichter, dem der Offizier seine weitere Vermutung mitteilte, erkannte sofort die aufgezeichnete Adresse, denn der Name des wohlhabenden Bauern war durch allerhand Kaufhandlungen dem Gerichte vertraut; und er wußte gleich zu berichten, daß allerdings allgemein aufgefallen war, wie der Mann ohne sichtbare Ursachen zu so großem Wohlstand gelangt sei. Die Angelegenheit bewegte ihn so, daß er die beiden bat, ihn und seinen Sekretär mitzunehmen und zuerst die Witwe aufzusuchen, ehe sie zu dem Grabe führen, damit man vielleicht aus der Überraschten eher ein Geständnis ziehe; gesetzlich sei freilich wegen der Verjährung nichts mehr zu machen.

So nahmen sie also einen Wagen in ihrem Gasthof; der Sekretär stieg zu dem Kutscher auf den Bock, der Amtsrichter setzte sich zu den Herrschaften, und in kaum zwei Stunden fuhr man in den Bauernhof ein.

Die Witwe wie die beiden Söhne waren auf dem Hof. Der älteste Bruder hatte eben Gras eingefahren; die Sense steckte noch in der Fuhre fest, die Pferde waren schon abgeschirrt; der jüngere Bruder war auf dem Boden und maß Korn ab. Die Witwe führte die Fremden in die Stube, die Brüder folgten, gespannt auf die Ursache des Besuches.

Der Amtsrichter fragte die Frau, nachdem der Sekretär sich mit Aktenpapier und Schreibzeug am Tische niedergelassen hatte: „Ist der Bursche des preußischen Leutnants, der Ihnen die tausend Louisdor zur Aufbewahrung übergab, nach der Schlacht wieder bei Ihnen gewesen?"

Der Frau schwindelte vor Schreck, und unbesonnen erwiderte sie, was sie in ihrer Angst während der ersten Jahre immer leise vor sich hingesagt hatte: „Es kann ihn niemand haben kommen sehen."

„Ihr habt ihn im Keller begraben?"

„Im Brunnen", sagte sie, noch immer bestürzt.

„Was, ihr habt also doch einen Menschen gemordet?" schrie der jüngere Bruder; denn der plötzliche Reichtum des Vaters hatte seinerzeit allerhand Gerüchte erzeugt, und wie das so geht, waren die nicht weit von der Wahrheit entfernt, und von Kindheit an hatten sie den Brüdern in den Ohren geklungen.

Die Frau erhob sich. „Ja, was ist denn das? Was wollen denn die Herrschaften?" kam es über ihre bebenden Lippen, die vergeblich Festigkeit zu zeigen suchten.

„Schwatze nicht, Mutter, wenn du etwas weißt", sagte finster der ältere Sohn.

„Schweigen Sie!" donnerte ihn der Amtsrichter an.

„Die Alte ist halb blödsinnig, sie hätte schon längst unter Kuratel gemußt", antwortete der Sohn.

Der Amtsrichter wies die beiden aus dem Zimmer, um die zusammengesunkene Frau unbeeinflußt verhören zu können.

Draußen auf dem Hof standen sich die Brüder gegenüber.

„Ich will nichts von dem Sündengeld", sagte der Jüngere.

„Willst du vielleicht Knecht bei mir spielen?" antwortete der andere.

„Ich gehe nach Amerika, wo mich keiner kennt."

Rasend vor Wut ergriff der andere die Sense und hieb auf den Jüngeren ein; mit einem furchtbaren Aufschrei stürzte der zu Boden. Der andere ließ die Sense fallen und wischte sich über die Stirn; der Bruder verdrehte die Augen; er hatte ihn ermordet.

Die Knechte waren auf dem Felde. Nur die Kuhmagd stürzte

aus dem Stall; aus dem Haus kamen die Fremden, die zitternde Mutter geführt von dem Amtsrichter. Wie sie vor dem Lebenden stand und ihn verständnislos ansah, sagte der: „Da wird das Blut bezahlt.“ Dann ging er ruhig durch die starr stehenden Menschen zur Stalltür und schritt mit festen Tritten die Bodentreppe hinauf; als man sich über alles klar wurde und ihm nachfolgte, war es zu spät; er hatte sich an einer Dachlatte erhängt.

Die Mutter erlangte ihre Besinnung nicht wieder.

Nach den Erinnerungen alter Leute fand man später im Hofe die Stelle, wo der Brunnen gestanden hatte; man räumte ihn aus und traf unten Knochen, Zeugfetzen, Uniformknöpfe und Schuhe des ermordeten Soldaten.

Die alte Dame war von dem Schrecklichen so mitgenommen, daß sie wieder über eine Woche das Bett hüten mußte; sie wurde von ihrem Schwiegersohn gepflegt. In der Stadt hatte sich das Gerücht von ihrer Geschichte verbreitet und allgemeine Rührung erzeugt; der Bürgermeister ließ vor dem Gasthaus, in dem sie lag, Stroh auf die Straße legen, damit sie nicht durch das Wagengeräusch gestört werde; Blumen und Früchte wurden von Unbekannten geschickt, und viele Bürger erkundigten sich täglich in eigener Person bei dem Wirt nach ihrem Befinden.

Sobald sie sich etwas kräftiger fühlte, verlangte sie das Grab ihres Gatten endlich zu besuchen. Der Arzt meinte, daß bei der Herzkranken ein Versagen oder Aufschieben ihres Wunsches ebenso gefährlich sein könne wie seine allzufrühe Befriedigung, und so gab er seine Erlaubnis, daß sie mit ihrem Sohne schon jetzt die Fahrt unternahm.

Jener Schößling der weißen Rose, welche in Thüringen so häufig auf den Kirchhöfen gepflanzt wird, daß man sie auch Kirchhofsrose nennt, hatte sich in den langen Jahren zu einem sehr großen Busch entwickelt von einer solchen Schönheit,

daß er in der ganzen Gegend bekannt war. Der Wagen war auf der Landstraße gefahren bis zu der Stelle, wo sich der schmale Feldweg abzweigte, welcher zu dem Raine führte und dann an ihm entlang lief. Das Feld war jetzt mit Gerste bestanden, die eben begann gelb zu werden; auf dem geringen Boden war sie nicht sehr üppig gekommen; aber Kornblumen und Mohnrosen machten das Feld freundlich und heiter. Der Rosenbusch stand in seiner schönsten Blüte; viele Hunderte von kleinen weißen Rosen waren halb oder ganz aufgebrochen an den oberen Enden der langen, gebogenen Ruten; die Dame war müde, der Offizier setzte sie sorgsam auf einen breiten Stein, der gerade unter dem Busche lag. Ein Hänflingsnest mit Jungen war mitten in den dornigen Zweigen; der alte Vogel, mit einem Körnchen im Schnabel, saß eine Weile ängstlich wartend wenige Schritte von ihnen auf einem kleinen dürren Stecken; als er sah, daß er sich nicht fürchten mußte, flog er eilig zum Nest, und das Geschrei der bittenden Jungen erscholl.

Unbeweglich und still standen die Gerstenähren, schon leise sich neigend harrten die Kornblumen und hingen die leuchtenden Mohnrosen. Eine Lerche, welche im Felde nistete, flog wie ein Pfeil schmetternd in die Höhe.

Die Dame sagte ganz leise: „Hier ruht es sich schön"; dann wurde sie plötzlich dem Sohn, welcher sie aufrecht sitzend hielt, schwer im Arm; eine heitere Ruhe war in ihrem gütigen Gesicht; ein Herzschlag hatte sie getroffen.

Man begrub sie unter dem weißen Rosenbusch, neben ihrem Gatten, welcher ihr vor dreißig Jahren vorangegangen war; ein niedriger Stein, der zwei verschlungene Hände aufweist, wurde zu ihrer Erinnerung gesetzt.

Noch heute blüht der Rosenbusch über dem Grabstein; eine verworrene Erinnerung, daß zwei treu Liebende hier begraben liegen, die nach langen Jahren vereinigt wurden, hat sich im

Volk erhalten, und es ist ein Glaube der Liebenden geworden, daß sie zu dem Grabe gehen und jedes eine Rose brechen und im Gesangbuch aufheben muß, denn so lange die vertrocknete Rose dauert, so lange dauert auch ihre Liebe.

* * *

CHARLES BAUDELAIRE

(geboren am 9. April 1821)

LES PLAINTES D'UN ICARE

LES amants des prostituées
Sont heureux, dispos et repus:
Quant à moi, mes bras sont rompus
Pour avoir étreint des nuées.

C'est grâce aux astres non pareils,
Qui tout au fond du ciel flamboient,
Que mes yeux consumés ne voient
Que des souvenirs de soleils.

En vain j'ai voulu de l'espace
Trouver la fin et le milieu;
Sous je ne sais quel œil de feu
Je sens mon aile qui se casse;

Et brûlé par l'amour du beau,
Je n'aurai pas l'honneur sublime
De donner mon nom a l'abîme
Qui me servira de tombeau.

*

Übertragung von Rainer Maria Rilke

DIE bei den Dirnen trafen
es glücklich, sind satt und frei:
mir brachen die Arme entzwei,
weil ich bei Wolken geschlafen.

Schuld sind im Himmelsgefild
die Sterne ohnegleichen,
kann, verzehrt, ich nichts mehr erreichen,
als von Sonnen ein Bild.

Unmöglich, daß ich erringe
des Raumes Mitte und End;
irgendein Blick, der brennt,
bricht mir, ich fühl es, die Schwinge;

und vom Drang nach dem Schönen versengt,
werd ich nicht bis zum Stolz mich erheben,
meinen Namen dem Abgrund zu geben,
der als Grab mich empfängt.

* * *

NEUE GOETHE-WORTE

Die soeben erschienene neue Ausgabe von Friedrich Wilhelm Riemers „Mitteilungen über Goethe" scheidet aus den beiden starken, dickleibigen, mit einer Unmenge von Zitaten und mit allerlei philologischem Kleinkram beschwerten Bänden des 1841 erschienenen, heute vergriffenen und nicht leicht zugänglichen Originalwerkes alles aus, was Quellenwert und lebendiges Interesse nicht mehr besitzt, ohne aber die eigentümliche Anlage und den apologetischen Grundcharakter zu verwischen. Die Zeugnisse des nahezu dreißigjährigen mündlichen Verkehrs zwischen dem Meister und seinem treuen Gehilfen, die Tischreden und Aphorismen, die Goethes Maximen und Reflexionen so reich und wertvoll ergänzen, treten zum ersten Male in geschlossenem Zusammenhange in Erscheinung. Für die Textgestaltung konnte der Herausgeber Riemers umfangreichen handschriftlichen Nachlaß benutzen, dessen wesentlichste Teile sich in der Sammlung Kippenberg in Leipzig und im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar befinden. Zahlreiche Berichtigungen und Vervollständigungen des Wortlauts der Goethischen Aussprüche, sowie genauere Datierungen ließen sich dadurch ermöglichen. Einen besonderen Wert verleihen der Neuausgabe eine Reihe bisher ungedruckter Aussprüche Goethes, die aus den Riemerhand-

schriften der Sammlung Kippenberg dem alten Bestande eingefügt wurden. Die Einleitung gibt ein knappes Lebensbild des „wunderlichen Individuums", als das Riemer sich gern bezeichnete, ein erklärendes Namen- und Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des mit dreiundzwanzig ganzseitigen Abbildungen geschmückten Bandes.

Als Kostprobe mögen einige der bisher unbekannten Aussprüche Goethes folgen, in denen der Meister von sich selbst, seinem Leben und seiner Lebensart spricht.

4. Mai 1811

„SPRACHE wirklich das Höchste, die höchste Äußerung der Vernunft und des Bewußtseins.

Man sollte nicht mehrere (Wort-)Sprachen lernen, sondern alle Kunst-Sprachen, Musik, Malerei und dergleichen, wodurch der Mensch sein Inneres kundgibt; damit man zuletzt auch in der eigentlich genannten Sprache etwas zu reden hätte, als welche, wie ein höheres Bewußtsein, über jene alle noch hinausgeht und diese selbst wieder zu Wort bringt."

*

22. Februar 1812

Was die Madame Du Deffand von Walpole [in den Lettres à Horace Walpole et à Voltaire] bemerkt: er habe nur esprit, wenn er von bonne humeur sei, fand Goethe sehr wahr und auf sich selbst anwendbar (wie wohl auch auf alle Menschen).

*

„Mensch eine Doppelnatur, deren beide Seiten gleiche Rechte haben und sich im Gleichgewicht halten sollen. Nun verdammt man die eine und begreift nicht, daß man dadurch der andern die Mittel nimmt, zu wirken, ja zu sein."

*

„Stolz erkennt und strebt ein höhres Ehrwürdiges. Dünkel zieht alles Ehrwürdige herunter und läßt nichts für besser gelten."

„Die Verständlichkeit des Stils ist gleich der Genießbarkeit von Speise und Trank. Was hilft das kostbarste Essen mit seltsamen Zutaten und Zubereitungen, wenn man es nicht genießen kann.“

*

„Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter genug.“ Altes Sprichwort. Er habe sich nur Bewußtsein gewünscht.

*

„Wer zum Bewußtsein seiner Fehler gelangt, wird meistens darein verliebt und möchte sie um Himmels willen nicht ablegen. Ich mag meine Schnöckerei um die Weiber, die mir gefallen, nicht ablegen, ob ich gleich weiß, daß sie zu nichts führen kann und mir sonst schädlich ist.“

*

Goethe pflegte zu sagen: es sei schade, daß man das Leben nicht zweimal leben könne.

Auch von seinem Schreiber Geist führte er das Beispiel an, daß dieser, wenn er etwas nicht recht gemacht und darüber zurechtgewiesen, sich damit ausgeredet: Er habe es erst einmal gemacht.

*

Goethe sprach einmal zu mir von der Vernunft, daß sie am wenigsten Freiheit gewähre, oder daß die Vernünftigen am wenigsten frei wären.

*

„In eine Dichtung einen Sinn hineinlegen! Als wäre von einem Bonbon die Rede, das in die bunte Schale mit rebus verziert, eingewickelt, allein verspeist wird.“

*

„Die Welt kann nur durch die gefördert werden, die sich ihr entgegensetzen. Wer sich ihr akkommodiert, ist für alles tüch-

tige Leisten verloren. Die Nachgiebigkeit gegen sie macht untätig. Sie paralysiert den, der ihre Meinung, ihre Urteile respektiert."

*

„Nur in mittleren Zuständen findet Menschenhilfe und Teilnahme statt und ist uns wohltätig, in allen äußersten sind wir auf uns selbst gewiesen. Entschluß und Tat müssen wir allein vollbringen. Vorher mag man uns beraten, hinterher beklagen, das Meiste, Größte und Beste müssen wir doch selbst und allein tun."

*

26. September 1813

„Liebe und Verehrung (Ehrfurcht) wollen unbedingt sein."

*

Oktober 1813

Seine Stube kommt ihm vor wie Diogenes' Faß.

*

27. Oktober 1813

„Es hat niemand außer seinem Metier Gegenwart des Geistes."

*

1821

„Dichtung ist sinnliches Resumé der Lebenserfahrung."

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

DEM GEIST OTTO BRAUNS

ACH, und mit beschwingten Füßen,
Ach, auf blitzenden Sandalen,
Tragend übervolle Schalen
Alles Hohen, Reinen, Süßen:
  Treten Götter volles Leuchtens
  Plötzlich aus dem Himmel vor!
  Unser Auge, sie befeuchtens,
  Sie ertauens, das gefror.

Nein, wir sind noch nicht verlassen!
Seht, es kam ein feurig Reiner!
Leben Götter, war der einer,
Der im Sturm und doch gelassen,
  Sicher seiner Himmelskräfte,
  Liebend sich herabgenaht,
  Ins Getriebe, ins Geschäfte
  Flechtend seine goldne Tat.

In das grausige Gespinste,
Das aus unsern Tagen fließend,
Das aus unsern Händen sprießend,
Öd aus tausend Toden grinste:
  Sehet, seht die goldnen Fäden,
  Die er zaubrisch drein verflocht!
  Wollen fassen, küssen jeden,
  Staunen, was ein Gott vermocht.

Seines vollen Daseins Fülle,
Diese bracht er, nichts als diese,
Und da wogte schon die Wiese,
Und die Knospe brach die Hülle.
  Mit dem Flammenfinger streifend
  Über das erschrockne Herz,
  Macht' ers grünend, blühend, reifend,
  Weich wie Wolke, stark wie Erz.

Falke aus den Wolkentälern,
Beutemacher, Sturmverwandter,
Königssprosse, Flügelpanther,
O wie blitzten blank und stählern
  Deiner Fänge Wehren droben
  Über unsern Häuptern her!
  Wolken, wo du abgestoben,
  Trieben leicht ins offne Meer.

Trieben, abgetaute Schollen,
In des Frühlings heilige Bläue,
Während feuriger aufs neue
Unsre Herzen atmend schwollen.
Er, der seine Bahn vollendet,
Kehrte bald ins Firmament,
Weil es, ewig wie es brennt,
Ewig neue Götter spendet.
Und wir stehn, vom Glück geblendet,
Gläubig im Advent.

* * *

STENDHAL
GEDANKEN EINES SONDERLINGS

Im Jahre 1886 schrieb Nietzsche: „Stendhal ist das letzte große Ereignis des französischen Geistes, dem auch jeder billig denkende Ausländer die ersten Ehren zollen muß... Es hat zweier Menschenalter bedurft, um ihm nahe zu kommen, wer aber mit feinen, verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Zynismus, Logiker aus Ekel, Rätselrater und Freund der Sphinx gleich jedem rechten Europäer, der wird ihm nachgehen müssen." Seitdem ist Henri Beyle immer mehr in dem Weltbewußtsein aufgegangen und der Beylismus eine Lebensnorm jener verstreuten Gemeinde aristokratischer Geister geworden, die sich vor den andringenden Gemeinplätzen und Begriffsverallgemeinerungen einer mechanistischen und materialistischen Weltanschauung durch Absonderung und gesteigerte Pflege ihres Ich schützen wollen. Die unter dem Titel „Das Leben eines Sonderlings" soeben erschienenen autobiographischen Fragmente, hingekritzelt in der flüchtigen Laune, es dem von ihm geliebten Benvenuto Cellini gleichzutun, erstrecken sich auf die Jahre 1786—1800 und 1821—1826, sind aber in der vorliegenden deutschen Ausgabe, die wir dem hingebungsvollen Fleiße Arthur Schurigs verdanken, durch Stendhals Tagebücher von 1800—1814 und zahlreiche Stellen aus seinen Briefen, Büchern und seinem zum Teil noch ungedruckten Nachlaß ergänzt. Merkwürdige zeitgenössische Berichte über ihn, sowie amüsante Auszüge aus Polizeiakten sind am Schlusse beigegeben.

WAS ist denn mein Ich? Ich weiß es nicht. Eines Tages in dieser Welt aufgewacht, finde ich mich an einen Körper, einen Charakter, ein Schicksal gebunden. Soll ich mich vergeblich abmühen, sie zu ändern, und inzwischen versäumen zu leben? Das hieße sich zum Narren machen. Ich unterwerfe mich ihren Mängeln. Ich unterwerfe mich meinen aristokratischen Instinkten, nachdem ich zehn Jahre lang, und zwar in ehrlicher Überzeugung, gegen alles Aristokratische gepredigt habe.

*

Ein großer Trost ist der Gedanke, daß man nicht alles auf einmal genießen kann. Man faßt eine hohe Meinung von sich, wenn man die Überlegenheit erkennt, die man in einer Hinsicht hat. Der Geist erhebt sich bei dieser Betrachtung. Man vergleicht sich mit denen, die unter einem stehen. Man bekommt gegen sie ein Gefühl der Überlegenheit. Später verdrießt es einen, wenn man sieht, daß sie in der oder jener Betätigung, die den Hauptgegenstand ihres Fleißes bildet, mehr Erfolg haben als wir. Es wäre auch zu grausam, wenn derselbe Mensch in jeder Beziehung die Überlegenheit hätte. Ich weiß nicht einmal, ob das augenscheinliche Glück, das man dabei hätte, nicht sehr schnell durch die Langeweile getrübt würde. Man muß indessen darnach trachten, sich diese Überlegenheit anzueignen, weil sie, wenn auch niemals absolut, doch mehr oder minder stets vorhanden und zumeist die Quelle des Erfolges ist. Überdies gibt sie uns ein Gefühl der Sicherheit, das den Erfolg fast immer entscheidet.

Mein Geist, der nie ruht, läßt mich immer nach einer Schulung Ausschau halten, die meine Erwartungen rechtfertigen kann. Sobald sich eine Gelegenheit bietet, mich zu unterrichten und zu unterhalten, habe ich das Bedürfnis, mir vorzuhalten, daß ich mir weltmännisches Wesen aneignen muß, um innerhalb der Genüsse eine Wahl zu treffen. Wie kann

ich mich also wundern, daß ich im Umgange mit Frauen linkisch bin und keine Erfolge bei ihnen habe, daß ich nur dann in der Gesellschaft glänze, wenn man ganz vernünftig redet oder wenn die Unterhaltung jene großen Gebiete der Charaktere und Leidenschaften berührt, die mein fortwährendes Studium bilden.

*

Unglücklich, überaus beklagenswert ist, wer kalten Herzens ein Gelehrter ist! Ach, was nützt es mir zu wissen, ob die Sonne um die Erde kreist oder die Erde um die Sonne, wenn ich beim Lernen dieser Dinge die Freude an Sonne und Erde verliere? Darin liegt die Torheit so sehr vieler Leute.

*

Wenn man die Liste der großen Männer durchgeht, so bemerkt man, daß die armen Völker immer ruhmliebender und an großen Menschen reicher waren als die wohlhabenden Nationen. Die armen Völker sind die glücklicheren, weil sie Ideale haben, und es gibt auf Erden nur einen Weg zum Glück: das Spartanertum. Je mehr materielle Bedürfnisse ein Mann hat, um so mehr unterjochen ihn die Despoten.

*

Die Melancholie ist die Erzieherin des Genies. Eine große Seele, die erfaßt hat, was himmlische Freuden sind, erwartet solche vom Leben und harrt auf sie, wenn sie sie nicht gleich findet. Die kühlen und nüchternen Seelen, die in riesiger Überzahl da sind, können dergleichen weder fühlen noch nachempfinden. Die große Seele hält sich für unglücklich, sie klagt bei sich selbst: Ich hätte Besseres verdient! — und die süßen Tränen der Melancholie übermannen sie. Aber die Freuden ihrer Sehnsucht werden durch die Trauer, sie nicht finden zu können, nur noch zauberischer. Man malt sie sich bis ins einzelne aus und wird dadurch fähig, sie schildern zu können.

Diesen Vorgang haben Jean-Jacques Rousseau, Racine, Shakespeare, Virgil und alle sensiblen großen Genies durchgemacht. Gesellen sich dazu hervorragende Fähigkeiten und echte Ideale, dann können die schönsten menschlichen Kunstwerke entstehen.

Alle empfindsamen großen Maler haben die Melancholie überwinden müssen. Man spürt sie in den Köpfen des göttlichen Raffael ebenso wie in den Landschaften Poussins. Wenn man selbst die rechte Stimmung hat, verdankt man gerade diesem Elemente die höchste Illusion; man braucht dann nichts aus sich in das Bild hineinzutragen. Leider fehlt den meisten Künstlern der rechte Blick für das wahrhaft Große. Was für Gemälde hätte Raffael gemalt, wenn er statt der ewigen dummen Heiligen Familien wirkliches Leben dargestellt hätte.

*

Sind die Akademien, wie man sie heutzutage hat, imstande, Genies zu ermutigen und geniale Errungenschaften jedweder Art zu fördern, zum Ruhme und Reichtum der Völker? Es ist zu bezweifeln. Was haben die Akademien als Körperschaften bisher vollbracht? Die Tassos verfolgt und an den Corneilles herumgenörgelt!

Es bedarf also eines Gesetzes, das, ohne das Genie zu binden, genialen Menschen das Leben erleichtert und sie auf die Allgemeinheit wirken läßt. Im großen und ganzen wird die Arbeit des Einzelnen von der Gesellschaft nach ihrem Nützlichkeitswert entschädigt. Es ist aber allgemein anerkannt, daß die erdrückende Mehrheit der Menschen nicht fähig ist, die Arbeit des Genies richtig einzuschätzen. Der Mensch der Masse und des Durchschnitts versteht und bewundert immer nur das, was sich nur ganz wenig über das Mittelmaß erhebt.

*

Einst, wenn ich einsam war, träumte ich von Liebesabenteuern, die mehr zart und romantisch als schmeichelhaft für

meine Eigenliebe waren. Jetzt bin ich nicht mehr so töricht. Nach und nach habe ich erfahren, daß man vor allem Ichkult treiben und die eigene Leidenschaft als das unheilvollste aller Übel verbergen muß. Diese schöne Erkenntnis ließ mich gelegentlich vielleicht weniger linkisch erscheinen, obwohl ich das immer sehr war; aber sie hat mir meine reizenden Reiseträumereien geraubt. Jetzt denke ich an die Kunst und die Feldzüge Napoleons. Letzteres stimmt mich traurig.

Ich sehe mich mitten in einem Zeitalter des Überganges, das heißt der Mittelmäßigkeit. Wenn es kaum erst zur Hälfte vorüber ist, wird die Zeit, die für ein Volk so träge und für einen einzelnen Menschen so flüchtig dahinrollt, mir zum Abtreten winken.

Ich war viel törichter, aber viel glücklicher, als ich — schon ein großer Junge, der amtliche Unterschriften leistete — immer und ohne jemandem etwas davon zu sagen, an Leidenschaften dachte, die ich zu empfinden, zu fühlen und vielleicht zu erwecken wähnte. Die Erinnerung an einen nächtlichen Händedruck unter alten Bäumen verführte mich ganze Stunden lang zu Träumereien. Jetzt habe ich am eigenen Leibe erfahren, daß man, anstatt Genuß daran zu haben, Vorteil daraus ziehen soll, falls man nicht zwei Tage später Gewissensbisse verspüren will.

Ach, ich möchte beinahe wieder ein Narr sein, ein reiner Tor, der von der Wirklichkeit des Lebens nichts weiß, und wieder jenen holden dummen Träumereien nachhängen, die gewiß niemandem die Sonne nehmen.

Solange man imstande ist, eine Frau, das heißt ein dummes oder tückisch sich verstellendes Geschöpf wegen ihres bezaubernden Wesens und ihrer Unschuld zu lieben, solange man eine ganz und gar törichte Illusion zu hegen vermag: darf man lieben. Und das Glück liegt viel mehr im Lieben als im Geliebtwerden . . .

AUS DER ANTHOLOGIA HELVETICA

In der „Bibliotheca Mundi“ wird binnen kurzem eine „Anthologia Helvetica“ erscheinen, ein Zusammenklang aller Schweizer Zungen in einer Auswahl ihrer schönsten Gedichte.

NOTKER BALBULUS

(Kloster St. Gallen)
(*gestorben 912*)

Sequentia de uno Martyre

QUID tu, virgo-mater ploras, Rachel formosa,
Cuius vultus Iacob delectat,

Ceu sororis aniculae
Lippitudo eum iuvet?

Terge, mater, fluentes oculos!
Quam dedecent genarum rimulae!

„Heu heu heu,
quid me incusatis fletus in cassum fudisse,
Cum sim orbata
nato, paupertatem meam qui solus curaret,

Qui non hostibus cederet
augustos terminos, quos mihi Iacob acquisivit,
Quique stolidis fratribus
quos multos (pro dolor) extuli, esset profuturus.“

Numquid flendus est iste,
Qui regnum possedit caeleste,

Quique prese frequenti
miseris fratibus apud deum auxiliatur.

*

HEINRICH VON LAUFENBERG

(gestorben 1460)

Geistliches Lied

ICH wölt, das ich da heime wär
und aller welte trost enbär.
Ich mein da heim in himelrich,
da ich got schauet ewenclich.
Wol uf, min sel, und richt dich dar,
da wartet din der engel schar!
Wan alle welt ist dir ze klein,
du kumest denn e wider hein.
Da heim ist leben one tot
und ganzi freud on alle not.
Da ist gesuntheit one we,
und wäret hüt und iemer me.
Da sint doch tusent jar als hüt,
und ist auch kein verdriessen nüt.
Wol uf, min herz und al min muot,
und suoch das guot ob allem guot!
Was das nüt ist, das schetz gar klein
und jamer alzit wider hein!
Du hast doch hie kein bliben nüt,
es si morn oder es si hüt.
Sit es denn anders nüt mag sin,
so flüch der welte valschen schin!
Und rüw din sünd und besser dich,
als wellest morn gen himelrich!
Alde, welt, got gesegen dich!
ich var dahin gen himelrich.

Zug ins Sundgau

(Mühlhauser Krieg 1468)

(*stark gekürzt*)

EIN liedli wil ich heben an:
wilde mär han ich vernan,
und wil man's d'eidgnossn nit erlan,
so muoßtend's aber in d'wite kan;
da muoßtend si stechen und schlan,
das man frilich wol kan verstan.
bumperlibum aberdran heiahan!

Do zugend wir über den Houwenstein ab,
meng breiter vierschrötiger Schwizerknab;
menger hat im seckel lützel hab,
het er vil, er käm sin wol ab!
truog uf der achsel ein breiten stab,
damit ein jeder guot werschaft hab.
bumperlibum aberdran heiahan!

Wir nit ung'fressen warend gsin,
vergangen was uns des hungers pin.
wir ruowtend derselben nacht neben dem Rin,
morndes kamend wir gen Kolmar hin;
da liefend wir in die keller in
und wurdend me wan halb voll win.
bumperlibum aberdran heiahan!

Do kamend wir zum wigerhus,
da namend wir die guoten krapfen uß,
daselben lebtend wir im sus;
etlich machtend zing quater dus,
damit zog das gelt zum seckel uß,
es machet mengem ein wilden grus.
bumperlibum aberdran heiahan!

Da kamend wir fürbaß ins Sundgöw hin,
da stachend wir nider meng feistes schwin,
wir stießend bränd zuo'n wänden in,
den rouch sach man ouch enet dem Rin;
die Brisgöwer dachtend: das mögend wild gäste sin,
got b'hüet uns, daß si nit kömend zuo uns hin,
bumperlibum aberdran heiahan!

Bumperlibum, unruow das kumt, was tuot uns?
donner blix hagel heiahan aberdran!
far nun für, hinder für, troll nahen, Peterman!
unser liden gat aber an,
und wil man uns sin nit erlan,
müeßend wir aber einmal in d'wite kan.
bumperlibum aberdran heiahan!

Der Dursli und d's Babeli

Es het e Bur es Töchterli,
mit Name heißt es Babeli;
es het zweui Züpfli, si sind wie Gold,
drum isch ihm au der Dursli hold.

Der Dursli lauft dem Vater na:
„O Vater, weit ihr mer's Babeli la?"
„Mis Babeli isch no vil zu chlei,
es schlaft das Jar no wol allei."

Der Dursli lauft in einer Stund,
lauft abe bis ge Soleturn,
er lauft die Gassen i und us,
bis daß er chunt vor 's Hauptmes Hus.

„O Hauptme, liebe Hauptme mi,
i will mi dingen i Flanderen i!"

Der Hauptme zieht de Seckel us
und git dem Dursli drei Taler drus.

Der Dursli geit do wider hei,
hei zue sim liebe Babeli chlei:
„O Babeli, du liebs Babeli mi,
i ha mi 'dungen i Flanderen i!"

Das Babeli lauft wol hinder 's Hus,
es grint ihm schier sini Äugeli us:
„O Babeli, tue doch nit eso,
i wott ja wider ume cho.

Und chum i über 's Jar nit hei,
so will i der schriben es Briefli chlei;
darinne soll geschribe sta:
I wott mis Babeli nit verla.

Und wenn der Himmel papirig wär
und jede Sterne-n-e Schriber wär
und jede Schriber hätt siebe Händ,
si schriebe doch miner Liebi keis End!"

Der Simelibärg

'S isch äben e Mönsch uf Ärde — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
's isch äben e Mönsch uf Ärde,
Daß i möcht bi-n-ihm si.
U mah-n-er mir nit wärde — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
Und mah-n-er mir ni wärde,
Vor Chummer stirben i.

I mines Büelis Garte (Simelibärg . . .),
Da stah zweu Bäumeli.

Das eini treit Muschgate,
Das andri Nägeli.

Muschgate, die si süeßi
U d'Nägeli räß.

I gab's mim Lieb z'versueche,
Daß 's miner nit vergäß.

Ha di no nie vergässe,
Ha immer a di dänkt.

Es si numeh zweu Jahre,
Daß mi han a di ghänkt.

Dört unden i der Tiefi — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
Dört unden i der Tiefi,
Da steit es Mülirad.

Das mahlet nüt als Liebi — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
Das mahlet nüt als Liebi,
Die Nacht und auch den Tag.

Emmentaler Hochzeitstanz

Die Braut:

BIN alben e wärti Tächter gsi;
Bin us em Hus, cha nümme dri,

Eh! nümme dri mir Läbelang.
Dr Ätti, ds Müeti, Brueder u Schwester u wän i ha,
Die mueß ig alli jetz verlah,
Mueß luege, wie mer's dusse gang.
O du mi trüli wärte Schatz,
Jez chumen-i, hesch mer Platz?

Der Bräutigam:

Bisch frili e wärti Tächter gsi;
Muest äbe so ne wärti si,
E wärti si dir Läbelang.
Dr Ätti, ds Müeti, Brueder u Schwester u wän i ha,
Hätt' längist di gärn bi 'ne gha;
Un i ha beitet scho gar lang.
O du mi trüli wärte Schatz,
Chunst ändlig? I ha der Platz.

Die Gäste:

Juheie! ihr Burs und Meitscheni,
Hüt soll e Tag der Freude si;
Der Freude si mit Spiel u Klang!
D'Manne, d'Wiber, Jungi un Alti u jederma
Soll lustig si u Freud dra ha,
Mit Ässe, Trinke, Tanz u Gsang!
Juhe! sit lustig, sparet nüt,
Ihr trülige Hochzitlüt!

Alpsegen aus Sargans

(gekürzt)

AVE Maria!
Bhüet's Gott und der lieb heilig Sant Gall
Mit sinen Gottsheiligen all!
Sant Peter, nimm die Schlüssel wohl in die rechti Hand;
Bschließ wohl dem Bären sin Gang,

Dem Wolf der Zahn, dem Luchs der Chräuel,
Dem Raben der Schnabel, dem Wurm der Schweif,
Dem Stein der Sprung!
Bhüet üs Gott vor solcher bösen Stund,
Daß solche Tierli mögen weder kratzen noch byßen,
So wenig als die falschen Juden üsern liebe Herrgott bschyßen!
Bhüet Gott alles hier in üserm Tal,
Allhier und überall.
Bhüet's Gott und das walt Gott und das tue der lieb Gott!

Bonjour, Sylvie

(Patois du Jura)

BONJOUR, Sylvie!
Serviteur, Monsieur!
Que fais-tu seulette
Dedans ces verts prés?
I fel mè tyenonye,
I voaidj mé motons,
tyain lè neu ai-preutch
M'an vè an lè mâjon,

— Sont-ce là Sylvie,
Tes amusements?
Etant si jolie
N'as-tu point d'amants?
— K'âs ke vo me dite?
K'âs k's'â k'in aiman?
Djemê de mè vie
Mè mèr m'an-é pèlê!

— Si ta mère, Sylvie,
Ne t'en parle pas,
L'amour si jolie
Ne te le dit-elle pas?

— K'âs ke vo me dite?
K'âs ke s'â k' l'amour?
Djemê de mè vîe
I n'è oyi si mo!

— Cruelle Sylvie,
Tu me fais languir!
Tu me désespères,
Tu me fais mourir!
— K'âs k'i porô fère,
Chir, po vo voiri?
Tschîe l'èpotityère
I vôs-irê tyeri.

— De l'apothicaire,
Non, je ne veux pas;
Mon cœur et ma vie
Sont entre tes bras.
— K'âs ke vo me dite?
Moi ki ne tin ran
Ke mè tyenonyate
Antortyê de yin!

* * *

FJEDOR DOSTOJEWSKI

PUSCHKIN

Rede, gehalten am 8. Juni 1880 in der Gesellschaft der Liebhaber Russischer Literatur zu Moskau

PUSCHKIN ist eine außerordentliche und vielleicht die einzige Manifestation russischen Geistes, sagt Gogol. Ich füge dem noch hinzu: und eine prophetische. Ja, in seinem Erscheinen liegt für uns Russen etwas zweifellos Prophetisches.

Puschkin erschien gerade zu Beginn unserer richtigen Selbsterkenntnis, die in der russischen Gesellschaft erst hundert Jahre nach den Reformen Peters des Großen zu keimen anfing, und sein Erscheinen trug viel zur Erleuchtung unseres dunklen Weges durch ein neues, leitendes Licht bei. In diesem Sinne ist Puschkin eine Verheißung und ein Hinweis. Ich unterscheide in der Tätigkeit unseres großen Dichters drei Perioden. Ich spreche jetzt nicht als Literarkritiker: ich berühre das Werk Puschkins, nur um meinen Gedanken von der prophetischen Bedeutung, die er für uns hat, zu erläutern und darzulegen, was ich darunter verstehe. Ich will jedoch nebenbei bemerken, daß die Perioden der dichterischen Tätigkeit Puschkins, wie mir scheint, keine scharfen Grenzen haben. Der Anfang des „Onjegin“ gehört z. B. meines Dafürhaltens noch zur ersten Periode seines dichterischen Schaffens, das Ende aber zu der zweiten Periode, in der Puschkin schon seine Ideale in der heimatlichen Erde gefunden und mit seiner liebenden und seherischen Seele vollkommen aufgenommen und liebgewonnen hatte. Man pflegt auch zu sagen, daß Puschkin in seiner ersten Periode die europäischen Dichter: Parny, André Chénier und andere, besonders Byron, nachgeahmt hätte. Ja, die Dichter Europas hatten zweifelsohne einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung seines Genies, und dieser Einfluß bestand auch während seines ganzen Lebens. Und doch sind selbst die allerersten Gedichte Puschkins keine bloßen Nachahmungen, so daß auch in ihnen die außerordentliche Selbständigkeit seines Genies Ausdruck findet. In Nachahmungen findet sich doch niemals eine solche Selbständigkeit des Leidens und eine solche Tiefe der Selbsterkenntnis, wie sie Puschkin z. B. in den „Zigeunern“ zeigte, einem Poem, das ich durchaus zu den Werken der ersten Periode seiner dichterischen Tätigkeit zähle. Ich spreche schon gar nicht von der schöpferischen Kraft und dem Ungestüm, von denen wir

niemals so viel vorfänden, wenn der Dichter bloß Nachahmer wäre. Im Typus Aleko's, des Helden der „Zigeuner", findet sich schon eine tiefe und starke, durchaus russische Idee, die später in so harmonischer Vollständigkeit im „Onjegin" wiederkehrt, wo fast der gleiche Aleko nicht mehr in phantastischer Beleuchtung, sondern in einer greifbar-realen und verständlichen Gestalt auftritt. Im Aleko hatte Puschkin schon den Unglücklichen, der auf heimatlicher Erde heimatlos umherzieht, den historischen russischen Märtyrer, der mit historischer Notwendigkeit in unserer vom Volke losgerissenen Gesellschaft aufkommen mußte, gefunden und genial gezeichnet. Natürlich hatte er ihn nicht bloß bei Byron gefunden. Dieser Typus ist richtig und fehlerlos gezeichnet, es ist ein ständiger Typus, der sich bei uns in Rußland für lange angesiedelt hat. Diese heimatlosen Russen irren auch heute noch obdachlos umher und werden wohl lange noch nicht verschwinden. Und wenn sie heutzutage auch nicht mehr zu den Zigeunern gehen, um im wilden und eigenartigen Leben ihre Weltideale zu finden und um im Schoße der Natur vom sinnlosen und verworrenen Leben der russischen intellektuellen Gesellschaft auszuruhen, — so verfallen sie in den Sozialismus, den es zu Aleko's Zeiten noch nicht gegeben hat, gehen mit einem neuen Glauben auf einen neuen Acker und bearbeiten ihn mit großem Eifer, gleich Aleko vom Glauben beseelt, daß sie durch ihr phantastisches Tun ihre Ziele und ein Glück erreichen, und zwar nicht nur für sich selbst, sondern für die ganze Welt. Denn der heimatlose Russe braucht gerade ein allweltliches Glück, um zur Ruhe zu kommen: billiger tut er es nicht, natürlich nur solange er sich auf die Theorie beschränkt. Es ist immer der gleiche russische Mensch, nur zu verschiedenen Zeiten. Dieser Mensch ist, ich wiederhole es, gerade zu Beginn des zweiten Jahrhunderts nach den großen Reformen Peters in unserer intelligenten, vom Volke losgerissenen Gesellschaft

aufgetaucht. Gewiß, eine erdrückende Mehrheit der russischen Intellektuellen hatte damals, zu Puschkins Zeiten, genau so wie jetzt, friedlich als Beamte an staatlichen Instituten, Eisenbahnen und Banken gedient, oder einfach auf jede mögliche Weise Geld verdient, oder sich sogar mit Wissenschaften befaßt und Vorlesungen gehalten — und das alles regelmäßig, träge und friedlich, mit Bezug von Gehältern, mit Preferencespiel und ohne die leiseste Absicht, in ein Zigeunerlager oder an einen anderen, unserer Zeit mehr entsprechenden Ort zu fliehen. Höchstens führen sie ab und zu liberale Reden „mit einem Stich in den europäischen Sozialismus", der jedoch schon einen gutmütigen russischen Charakter angenommen hat, — aber auch das ist nur eine Frage der Zeit. Was macht es, daß der eine noch nicht angefangen hat, Unruhe zu empfinden, während der andere schon die verschlossene Türe erreicht und sie ordentlich mit der Stirne angerannt hat? Alle werden ja zu ihrer Zeit dasselbe erleben, wenn sie nicht den heilsamen Weg des demütigen Verkehrs mit dem Volke betreten. Und selbst wenn es nicht alle erleben: es genügt, daß nur die „Auserwählten", der zehnte Teil der in Unruhe Geratenen so weit ist, damit auch die übrige große Mehrheit keine Ruhe mehr hat. Aleko versteht selbstverständlich noch nicht, seine Sehnsucht richtig in Worte zu kleiden: bei ihm ist alles noch irgendwie abstrakt, es ist nur eine Sehnsucht nach der Natur, eine Klage über die gebildete Gesellschaft, Tränen um eine Wahrheit, die irgendwer irgendwo verloren hat und die er unmöglich finden kann. Es ist darin auch etwas von Jean-Jacques Rousseau. Worin diese Wahrheit besteht, wo und worin sie zum Ausdruck kommen könnte und wann sie verloren worden ist, das weiß er natürlich auch selbst nicht zu sagen, aber er leidet aufrichtig. Der phantastische und ungeduldige Mensch erwartet die Rettung zunächst vorwiegend von äußerlichen Erscheinungen; so muß es ja auch sein: „Die Wahrheit ist wohl

irgendwo auswärts, vielleicht in irgendwelchen andern, z. B. westeuropäischen Ländern mit ihrem festen historischen Gefüge, mit ihrem feststehenden gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben". Niemals wird er verstehen, daß die Wahrheit vor allen Dingen in ihm selbst ist, und wie sollte er es auch verstehen: er ist ja auf seiner eigenen Erde fremd, er ist seit einem ganzen Jahrhundert der Arbeit entfremdet, er hat keine Kultur, ist wie ein Institutszögling in vier Wänden aufgewachsen, er ist seltsamen mechanischen Obliegenheiten nachgegangen, je nach seiner Zugehörigkeit zu der einen oder andern der vierzehn Beamtenklassen, in die die gebildete russische Gesellschaft eingeteilt ist. Er ist vorerst nur ein losgerissener, in der Luft schwebender Halm. Und das fühlt er selbst und leidet darunter, oft sogar sehr schmerzvoll! Was ist denn dabei, daß er, obwohl er dem erblichen Adel angehört und höchstwahrscheinlich sogar Leibeigene besitzt, sich als freier Adliger die kleine Phantasie erlaubt hat, für die Menschen, die „ohne Gesetz" leben, zu schwärmen und eine Zeitlang mit einer Zigeunerbande einen abgerichteten Bären herumzuführen? Natürlich konnte ihm eine Frau, eine „wilde Frau", wie sich ein Dichter ausdrückte, noch am ehesten die Hoffnung auf einen Ausweg aus seiner Verzweiflung geben, und er stürzt sich, von einem leichtsinnigen, aber leidenschaftlichen Glauben beseelt, zu der Semfira: „Hier ist mein Ausweg, hier ist vielleicht mein Glück, im Schoße der Natur, fern von der Welt, hier bei diesen Menschen, die weder eine Zivilisation, noch Gesetze haben!" Was stellt sich aber heraus? Bei seinem ersten Zusammenstoß mit den Bedingungen dieser wilden Natur hält er es doch nicht aus und beschmutzt seine Hände mit Blut. Der unglückliche Träumer ist nicht nur für die Weltharmonie, sondern selbst für die Zigeuner ungeeignet, und sie jagen ihn fort, ohne Rache, ohne Haß, würdevoll und einfach:

Verlasse uns, du stolzer Mann,
Wild sind wir, kennen nicht Gesetze,
Wir richten nicht und töten nicht . . .

Das alles ist natürlich phantastisch, aber der „stolze Mann“ ist richtig gezeichnet und real. Als erster hat ihn bei uns Puschkin geschildert, und das soll man sich merken. Es ist wirklich so: wenn ihm nur etwas nicht paßt, so stürzt er sich über einen her und straft ihn für seine Kränkung; oder, was noch bequemer ist, er besinnt sich auf seine Zugehörigkeit zu einer der vierzehn Beamtenklassen und ruft vielleicht (solche Fälle hat es nämlich gegeben!) das strafende und tötende Gesetz an, nur damit seine persönliche Kränkung gerächt werde. Nein, dieses geniale Poem ist keine Nachahmung! Hier ist schon die russische Lösung der Frage, der „verdammten Frage“ im Sinne des Volksglaubens und der Volkswahrheit angedeutet: „Demütige dich, stolzer Mensch, und zerbrich vor allem deinen Stolz. Demütige dich, müßiger Mensch, und arbeite vor allem auf dem Acker des Volkes“ — das ist die der Wahrheit und dem Verstande des Volkes entsprechende Lösung. „Die Wahrheit ist nicht außerhalb deiner, sondern in dir selbst, finde sie in dir, füge dich dir selbst, bemächtige dich deiner selbst, und du wirst die Wahrheit sehen. Nicht in den Dingen ist diese Wahrheit, nicht außerhalb deiner, nicht irgendwo jenseits des Meeres, sondern vor allem in deiner eigenen Mühe an dir selbst. Wenn du dich besiegst, wenn du dich bändigst, wirst du so frei sein, wie du es dir niemals geträumt hast, und du wirst ein großes Werk beginnen und die andern frei machen und das Glück sehen, denn dein Leben wird voll werden, und du wirst endlich dein Volk und seine heilige Wahrheit begreifen. Die Weltharmonie ist weder bei den Zigeunern, noch sonst irgendwo, wenn du selbst ihrer unwürdig, böse und stolz bist und das Leben umsonst haben willst, ohne daran zu denken, daß du es bezahlen mußt.“ Diese

Lösung der Frage ist im Puschkinschen Gedicht schon sehr klar angedeutet. Noch klarer kommt sie im „Jewgenij Onjegin“ zum Ausdruck, einem nicht mehr phantastischen, sondern greifbar realen Poem, in dem das echte russische Leben mit einer solchen schöpferischen Kraft und Vollendung verkörpert ist, wie es sie vor Puschkin und vielleicht auch nach ihm noch nicht gegeben hat.

Onjegin kommt aus Petersburg, — selbstverständlich aus Petersburg, das war im Poem unbedingt notwendig, und Puschkin durfte einen so wesentlichen realen Zug in der Biographie seines Helden nicht unterdrücken. Ich wiederhole, es ist derselbe Aleko, besonders später, als er voller Sehnsucht ausruft:

Ach, warum lieg in Paralyse
Ich nicht wie Tula's Magistrat?

Aber am Anfang des Poems ist er noch zur Hälfte Geck und Salonheld und hat noch zu wenig gelebt, um am Leben völlig enttäuscht zu sein. Aber ihn besucht und plagt schon der

Geheimer Langweil' edle Dämon.

In der ländlichen Einöde, im Herzen seiner Heimat ist er natürlich nicht bei sich zu Hause. Er weiß nicht, was er da treiben soll, er fühlt sich als Gast bei sich selbst. Später, als er voller Sehnsucht seine eigene Heimat und die fremden Länder durchwandert, fühlt er sich, als zweifellos kluger und zweifellos aufrichtiger Mensch, auch bei den Fremden sich selbst fremd. Auch er liebt zwar die heimatliche Erde, aber er glaubt an sie nicht. Er hat natürlich auch von den heimatlichen Idealen gehört, aber er glaubt an sie nicht. Er glaubt nur an die absolute Unmöglichkeit irgendeiner Arbeit auf dem heimatlichen Acker und sieht auf diejenigen, die an diese Arbeit glauben und deren es damals ebensowenig gab wie jetzt, mit traurigem Lächeln herab. Den Lenskij hat er ein-

fach aus Langerweile getötet: wer weiß, vielleicht aus Sehnsucht nach dem Weltideal, denn das wäre allzu russisch und ist sehr wahrscheinlich. Ganz anders ist Tatjana: sie ist ein gefestigter, sicher auf seinem Boden stehender Typus. Sie ist tiefer als Onjegin und natürlich auch klüger als er. Sie ahnt schon durch ihren edlen Instinkt allein, wo die Wahrheit ist, und das äußert sich auch im Finale des Poems. Puschkin hätte vielleicht auch besser getan, das Poem mit Tatjanas und nicht Onjegins Namen zu nennen, denn sie ist die eigentliche Heldin des Poems. Sie ist ein positiver und kein negativer Typus, der Typus einer positiven Schönheit, die Apotheose der russischen Frau, und sie wurde vom Dichter ausersehen, in der berühmten Szene der letzten Begegnung zwischen Tatjana und Onjegin die Idee des Poems auszusprechen. Man darf sogar sagen, daß ein so positiv schöner weiblicher Typus in unserer ganzen schönen Literatur nicht mehr vorkommt, vielleicht die Gestalt Lisas im „Adelsnest" Turgenjews ausgenommen. Die Gewohnheit, alles von oben herab anzusehen, bewirkte aber, daß Onjegin Tatjana gar nicht erkannte, als er sie zum erstenmal auf dem Lande, in Gestalt eines reinen, unschuldigen jungen Mädchens sah, das vor ihm sofort solche Scheu empfand. Er konnte nicht in dem armen Mädchen die Vollkommenheit und Vollendung erkennen und hielt sie vielleicht wirklich für einen „moralischen Embryo". Sie — ein Embryo, und das nach ihrem Brief an Onjegin! Wenn im Poem jemand ein moralischer Embryo ist, so ist es natürlich Onjegin selbst, das ist außer jedem Zweifel. Er konnte sie ja auch gar nicht erkennen: kennt er denn überhaupt die Menschenseele? Er ist ein abstrakter Mensch, ein unruhiger Träumer sein ganzes Leben lang. Er erkannte sie auch später in Petersburg nicht, in der vornehmen Dame, als er, wie er selbst in seinem Briefe an Tatjana sagte, „mit seiner Seele alle ihre Vollkommenheiten begriff". Aber es sind nur Worte: sie ging an ihm in

seinem Leben von ihm unerkannt und nicht gewürdigt vorüber. Wäre aber damals, bei ihrer ersten Begegnung auf dem Lande, zufällig der englische Childe Harold oder vielleicht sogar Lord Byron selbst anwesend, der Onjegin auf ihre bescheidene, scheue Schönheit aufmerksam machte, — dann wäre Onjegin natürlich erstaunt und entzückt, denn in solchen Weltschmerzträgern steckt zuweilen viel geistiges Lakaientum! Das geschah aber nicht, und der Sucher der Weltharmonie begab sich, nachdem er ihr eine Predigt gehalten und eigentlich doch sehr anständig gehandelt hatte, mit seinem Weltschmerz und mit dem aus dummer Bosheit vergossenen Blute an den Händen auf die Wanderung durch seine Heimat, die er dabei gar nicht sieht, und rief, vor Kraft und Gesundheit strotzend:

Jung bin ich, voller zähem Leben,
Wozu! Was kann das Dasein geben!

Dies verstand aber Tatjana. Der Dichter hat sie in den unsterblichen Strophen des Romans dargestellt, wie sie das Haus dieses für sie noch wundersamen und rätselhaften Menschen besucht. Ich spreche schon gar nicht von der künstlerischen Vollendung, unerreichbaren Schönheit und Tiefe dieser Strophen. Da ist sie in seinem Kabinett, sie sieht sich seine Bücher und andere Sachen an und bemüht sich, aus ihnen seine Seele zu begreifen, ihr Rätsel zu lösen, und der „moralische Embryo" bleibt plötzlich nachdenklich, mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen, in der Vorahnung der Lösung des Rätsels stehen, und ihre Lippen flüstern leise:

Ist er nicht eine Parodie?

Ja, das mußte sie flüstern, sie hatte es erraten. Bei ihrer neuen Begegnung in Petersburg nach vielen Jahren kennt sie ihn schon vollkommen. Wer hat übrigens gesagt, daß das Leben am Hofe ihre Seele zersetzend beeinflußt habe und daß

die Stellung in der höchsten Gesellschaft und die Begriffe dieser Gesellschaft der Grund ihrer Weigerung, Onjegin zu folgen, gewesen seien? Nein, es verhielt sich gar nicht so. Nein, es ist dieselbe Tanja, die frühere, ländliche Tanja! Sie ist durch das glänzende Petersburger Leben nicht verdorben, sondern im Gegenteil — bedrückt, sie ist gebrochen und leidet; sie haßt ihre Stellung einer Salondame, und wer sie anders beurteilt, der versteht gar nicht, was Puschkin sagen wollte. Und sie erklärt Onjegin sehr bestimmt:

> Doch bin ich eines andern Weib,
> Dem ich auf ewig treu verbleib.

Das sagte sie als russische Frau, und darin liegt ihre Apotheose. Sie spricht die Wahrheit des Poems aus. Ich will kein Wort über ihre religiösen Überzeugungen sagen, über ihr Verhältnis zum Sakrament der Ehe, — nein, dies will ich nicht berühren. Aber ich frage: Weigert sie sich deshalb, ihm zu folgen, obwohl sie ihm selbst gesagt hat: „Ich liebe Sie", weil sie „als russische Frau"' (und nicht Südländerin, oder Französin) eines kühnen Schrittes unfähig ist und keine Kraft hat, ihre Fesseln zu zerreißen, keine Kraft, den Zauber der Ehren, des Reichtums, ihrer Stellung in der Gesellschaft, die Bedingungen der Tugend zu opfern? Nein, die russische Frau ist kühn. Die russische Frau folgt tapfer allem, woran sie glaubt, und sie hat es schon bewiesen. Sie ist aber „eines andern Weib, dem sie auf ewig treu verbleibt". Wem ist sie aber treu? Welchen Pflichten? Diesem alten General vielleicht, den sie nicht lieben kann, weil sie Onjegin liebt, und den sie nur deshalb geheiratet, weil „die Mutter sie unter Tränen angefleht" hatte und in ihrer gekränkten und verwundeten Seele damals nur die Verzweiflung und gar keine Hoffnung, nicht der leiseste Lichtschimmer, gewesen war? Ja, sie ist diesem General, ihrem Gatten, dem ehrlichen Menschen, der sie liebt

und achtet und auf sie stolz ist, treu. Mag die Mutter sie „angefleht" haben; die Einwilligung gab aber sie und niemand anders, sie schwur selbst, ihm ein treues Weib zu sein. Und wenn sie ihn nur aus Verzweiflung geheiratet hat, jetzt ist er ihr Gatte, und ihre Untreue würde ihn mit Schmach und Schande bedecken und töten. Darf aber ein Mensch sein Glück auf dem Unglücke eines andern gründen? Das Glück liegt nicht nur in den Wonnen der Liebe, sondern auch in der höchsten Harmonie des Geistes. Womit kann man den Geist beruhigen, wenn man hinter sich eine unreine, grausame, unmenschliche Tat hat? Soll sie nur deswegen fliehen, weil sie ihr eigenes Glück sieht? Aber was kann es für ein Glück sein, wenn es auf fremdem Unglück begründet ist? Erlauben Sie mal: Stellen Sie sich vor, daß Sie selbst den Bau des menschlichen Schicksals errichten, mit dem Ziele, die Menschen letzten Endes zu beglücken und ihnen endlich Frieden und Ruhe zu geben. Und stellen Sie sich ferner vor, daß man zu diesem Zweck unbedingt und unvermeidlich auch nur ein einziges menschliches Wesen totquälen müsse, und ich sage noch mehr: ein gar nicht wertvolles, für manchen Geschmack sogar lächerliches Wesen, keinen Shakespeare, sondern einfach einen alten ehrlichen Gatten einer jungen Frau, an deren Liebe er blind glaubt, obwohl er ihr Herz gar nicht kennt, die er achtet, auf die er stolz ist, die sein Glück und seine Ruhe ist. Es gilt also, diesen einzigen Menschen zu entehren, totzuquälen und auf den Tränen dieses entehrten Greises das Gebäude zu errichten! Wollen Sie unter diesen Bedingungen den Bau aufführen? Das ist die Frage. Und können Sie auch nur einen Augenblick lang annehmen, daß die Menschen, für die Sie das Gebäude errichtet haben, einwilligen werden, von Ihnen dieses Glück zu empfangen, wenn im Fundamente dieses Baues das Leid eines wenn auch unbedeutenden, aber erbarmungslos und ungerechterweise totgequälten Wesens liegt, und nach Empfang

dieses Glückes ewig glücklich zu bleiben? Sagen Sie, konnte denn Tatjana mit ihrer erhabenen Seele, mit ihrem Herzen, das so viel gelitten hat, anders beschließen? Nein, die reine russische Seele entscheidet die Frage so: „Mag ich allein das Glück verlieren, mag mein Unglück unermeßlich größer sein als das Unglück dieses Greises, mag schließlich kein Mensch, und selbst dieser Greis nicht, von meinem Opfer erfahren und es nach Gebühr würdigen, — aber ich will nicht glücklich sein, nachdem ich einen andern zugrunde gerichtet habe!" Hier ist eine Tragödie, sie spielt sich auch ab, die Grenze läßt sich nicht mehr überschreiten, es ist zu spät, und so weist Tatjana Onjegin zurück. Man wird einwenden: Auch Onjegin ist unglücklich, sie hat den einen gerettet und den andern zugrunde gerichtet. Gestatten Sie, das ist eine andere Frage, vielleicht sogar die wichtigste im ganzen Poem. Die Frage, warum Tatjana nicht mit Onjegin gegangen ist, hat übrigens bei uns, wenigstens in unserer Literatur eine sehr charakteristische Vorgeschichte, und darum erlaubte ich mir, mich über sie so zu verbreiten. Am charakteristischsten ist, daß die moralische Lösung dieser Frage bei uns lange Zeit Zweifeln unterlag. Ich denke mir aber, selbst wenn Tatjana ihre Freiheit hätte, wenn ihr Mann gestorben und sie Witwe geworden wäre, selbst dann würde sie Onjegin nicht folgen. Man muß doch das ganze Wesen dieses Charakters verstehen. Sie sieht ja, was er ist; der ewig Heimatlose hat eine Frau, die er früher verschmähte, in einer neuen, glänzenden, ihm unerreichbaren Umgebung erblickt: diese Umgebung ist vielleicht das Wichtigste an der Sache. Das kleine Mädchen, das er einst beinahe verachtet, wird jetzt von der „Gesellschaft" verehrt, von den Kreisen, die für Onjegin, trotz seines auf die ganze Welt gerichteten Strebens eine schreckliche Autorität bedeuten, — darum stürzt er ja wie geblendet zu ihr hin! Das ist mein Ideal, ruft er aus, das ist meine Rettung, das ist das Ziel meiner Sehnsucht, ich

habe es übersehen, aber „das Glück war schon so nahe, so möglich!" Und wie früher Aleko über Semfira, so fällt er über Tatjana her, in seiner launischen Phantasie alle Lösungen suchend. Sieht denn Tatjana es nicht, hat sie ihn nicht schon längst durchschaut? Sie weiß ja bestimmt, daß er im Grunde genommen nur seine eigene neue Phantasie liebt und nicht sie, die nach wie vor bescheidene Tatjana! Sie weiß, daß er sie für etwas anderes hält, als was sie in Wirklichkeit ist, daß er vielleicht gar nicht sie liebt, daß er vielleicht überhaupt niemand liebt und keiner Liebe fähig ist, und wenn er noch so sehr leidet! Er liebt die Phantasie, aber auch er selbst ist eine Phantasie. Wenn sie ihm folgt, wird er ja schon morgen enttäuscht sein und seine eigene Leidenschaft mit Hohn ansehen. Er hat keinerlei Boden, er ist ein vom Winde herumgetriebener Halm. Sie aber ist gar nicht so: in ihrer Verzweiflung, in ihrer quälenden Erkenntnis, daß ihr Leben zugrunde gerichtet ist, hat sie immerhin etwas Festes und Unerschütterliches, worauf sich ihre Seele stützt. Es sind ihre Erinnerungen an die Kindheit, an die Heimat, an die ländliche Einöde, in der ihr bescheidenes reines Leben begonnen hatte, an „das Kreuz und den Schatten der Zweige" über dem Grabe ihrer alten Kinderfrau. Ja, diese Erinnerungen und Bilder der Vergangenheit sind ihr jetzt wertvoller als alles; diese Bilder sind das einzige, was ihr noch geblieben ist, aber sie retten sie vor endgültiger Verzweiflung. Und das ist gar nicht wenig, es ist sehr viel, denn es ist eine Grundlage, etwas Unerschütterliches und Unzerstörbares. Hier ist eine Berührung mit der Heimat, mit dem Volke und dessen Heiligtümern. Was hat aber er und was ist er? Sie wird ihm doch nicht bloß aus Mitleid folgen, nur um ihm Freude zu machen, um ihm aus unendlichem liebevollen Mitleid das Gespenst eines Glückes zu schenken, ganz sicher wissend, daß er schon morgen dieses Glück verspotten wird. Nein, es gibt tiefe und starke Seelen, die ihr Heiligtum, selbst aus unend-

lichem Mitleid, niemals bewußt dem Spotte aussetzen können. Nein, Tatjana konnte nicht Onjegin folgen.

Puschkin trat also im „Onjegin", in diesem unsterblichen und unerreichbaren Poem, als der große Volksdichter auf, wie es einen solchen vor ihm noch nicht gegeben hat. Er hatte auf einen Schlag, auf die treffendste und scharfblickendste Weise die Tiefe unseres Wesens, unserer über dem Volke stehenden Gesellschaft erfaßt. Puschkin, der den Typus des heimatlosen Russen vor unseren Tagen und in unseren Tagen festgestellt, dessen historische Schicksale und gewaltige Bedeutung für unsere künftigen Schicksale durch seinen genialen Spürsinn erraten und neben ihn den Typus der positiven und zweifellosen Schönheit in Gestalt einer russischen Frau hingestellt hat, dieser selbe Puschkin zeigte uns, natürlich wiederum als erster unter den russischen Schriftstellern, in den anderen Werken der gleichen Periode eine ganze Reihe schöner russischer Typen, die er im russischen Volke gefunden hat. Die höchste Schönheit dieser Typen ist ihre Wahrheit, eine zweifellose und greifbare Wahrheit, so daß man sie nicht mehr leugnen kann: sie stehen wie aus Stein gemeißelt da. Ich erinnere noch einmal daran, daß ich nicht als Literarkritiker spreche, und darum werde ich auch meinen Gedanken nicht durch eine eingehende literarische Wertung dieser genialen Werke unseres Dichters erläutern. Über den Typus des russischen Mönches und Chronisten könnte man z. B. ein ganzes Buch schreiben, um auf die ganze große Bedeutung dieser erhabenen russischen Gestalt hinzuweisen, die Puschkin auf der russischen Erde gefunden, die er geschildert, aus Stein gemeißelt und vor uns für alle Ewigkeit in ihrer zweifellosen, demütigen und erhabenen Schönheit hingestellt hat als ein Zeugnis des mächtigen Geistes des Volkslebens, welcher Gestalten von so unerschütterlicher Wahrheit hervorzubringen vermag. Dieser Typus ist gegeben, er steht fest, man kann ihn nicht mehr anzweifeln, man kann

nicht sagen, daß er nur eine Erfindung und Idealisierung des Dichters sei. Sie sehen ihn selbst und Sie geben zu, ja, er ist, folglich existiert auch der Geist des Volkes, der ihn geschaffen, folglich gibt es auch die lebendige Kraft dieses Geistes, und sie ist groß und unermeßlich. Überall hört man bei Puschkin seinen Glauben an den russischen Charakter und an dessen geistige Kraft heraus; und wo dieser Glaube ist, da ist auch eine Hoffnung, die große Hoffnung auf den russischen Menschen.

Auf Ruhm und auf das Gute hoffend,
Blick vorwärts ohne Bangen ich,

sagte der Dichter bei einem andern Anlaß, aber diese Worte kann man auf seine ganze nationale schöpferische Tätigkeit beziehen. Kein russischer Schriftsteller, weder vor ihm, noch nach ihm hatte sich so herzlich und verwandtschaftlich mit seinem Volke vereinigt wie Puschkin. Gewiß, unter unseren Schriftstellern gibt es viele Kenner unseres Volkes, die talentvoll, treffend und auch mit Liebe über unser Volk schreiben; wenn man sie aber mit Puschkin vergleicht, so sind sie alle, bisher nur mit einer, höchstens mit zwei Ausnahmen unter seinen späteren Nachahmern, nur „Herren", die über das Volk schreiben. Bei den begabtesten unter ihnen, selbst bei diesen beiden Ausnahmen, von denen ich eben sprach, kommt hie und da etwas Hochmütiges zum Durchbruch, etwas aus einem andern Milieu, aus einer anderen Welt, ein Bestreben, das Volk zu sich emporzuheben und es durch dieses Emporheben zu beglücken. Bei Puschkin finden wir aber eine echte Verwandtschaft mit dem Volke, die zuweilen an Rührung grenzt. Man lese nur die Geschichte vom Bären, dessen Bärin der Bauer getötet hat, oder besinne sich auf die Verse:

Schwager Iwan, wenn wir trinken...

und man wird verstehen, was ich sagen will.

Alle diese Schätze der Kunst und des künstlerischen Erschauens sind von unserm großen Dichter gleichsam als Fingerzeige für die nach ihm kommenden Dichter, für die künftigen Arbeiter auf dem gleichen Acker hingestellt. Man darf mit Bestimmtheit sagen: Hätte es keinen Puschkin gegeben, so gäbe es auch die späteren Dichter nicht. Jedenfalls wären sie, trotz ihrer großen Begabung, nicht mit solcher Kraft und Klarheit hervorgetreten, die sie später, schon in unseren Tagen zu zeigen vermochten. Aber es handelt sich nicht nur um die Poesie, nicht nur um das künstlerische Schaffen: hätte es Puschkin nicht gegeben, so wäre vielleicht niemals mit so unerschütterlicher Kraft (wie später, wenn auch nicht bei allen, sondern nur bei sehr wenigen) unser Glaube an unsere russische Selbständigkeit zum Ausdruck gekommen, unsere jetzt schon bewußte Hoffnung auf die Kräfte unseres Volkes und dann auch der Glaube an unsere kommende selbständige Bestimmung in der europäischen Völkerfamilie. Diese Bedeutung Puschkins kommt besonders klar zum Bewußtsein, wenn man sich in das vertieft, was ich die dritte Periode seiner künstlerischen Tätigkeit nenne.

Und ich sage wieder: Zwischen diesen Perioden lassen sich keine scharfen Grenzen ziehen. Einige von den Werken selbst dieser dritten Periode könnten auch ganz zu Beginn des dichterischen Schaffens unseres Dichters entstanden sein, denn Puschkin war stets ein ganzer und vollkommen ausgebildeter Organismus, der alle seine Keime in sich trug und sie nicht von außen empfing. Die Außenwelt weckte in ihm nur das, was schon in der Tiefe seiner Seele enthalten war. Dieser Organismus entwickelte sich aber, und die Perioden dieser Entwicklung lassen sich wirklich verfolgen, ebenso wie man in jeder von ihnen ihren besonderen Charakter und den allmählichen Übergang aus der einen Periode zu der nächsten feststellen kann. So kann man zu der dritten Periode jene

Gruppe seiner Werke zählen, in der vorwiegend allweltliche Ideen aufleuchten, in denen sich die poetischen Gestalten anderer Völker spiegeln und die Genien dieser Völker ihre Verkörperung finden. Einige dieser Werke erschienen erst nach dem Tode Puschkins. Und gerade in dieser Periode seiner Tätigkeit stellt unser Dichter sogar etwas Wunderbares, vor ihm Niedagewesenes und Unerhörtes dar. In den europäischen Literaturen hat es wohl kolossale künstlerische Genies gegeben: Shakespeare, Cervantes, Schiller. Aber man zeige mir unter diesen großen Genies nur ein einziges, das über eine solche allweltliche Resonanzfähigkeit verfügte wie Puschkin. Diese Fähigkeit, die wichtigste Fähigkeit unseres Volkstums teilt er eben mit unserem Volke, und gerade darin ist er in erster Linie Volksdichter. Die allergrößten europäischen Dichter vermochten niemals in sich das Genie eines fremden, vielleicht nachbarlichen Volkes, seinen Geist, die ganze heimliche Tiefe dieses Geistes und die ganze Sehnsucht seiner Sendung mit solcher Kraft zu verkörpern, wie es Puschkin vermochte. Im Gegenteil, wenn sich die europäischen Dichter an fremde Völker wandten, so kleideten sie sie meistens in ihr eigenes Volkstum und deuteten alles nach eigenem Sinn. Selbst bei Shakespeare ist es so: seine Italiener z. B. sind immer die gleichen Engländer. Puschkin hat als einziger unter allen Dichtern der Welt die Fähigkeit, in einem andern Volkstum aufzugehen. Da sind seine „Szenen aus dem Faust", da ist „Der geizige Ritter" und die Ballade „Lebte einst ein armer Ritter". Man lese seinen „Don Juan": stünde nicht Puschkins Name darunter, würde man niemals vermuten, daß es nicht von einem Spanier geschrieben ist. Was für tiefe, phantastische Gestalten finden sich im Poem „Das Gastmahl während der Pest"! Aber in diesen phantastischen Gestalten sieht man den Genius Englands; dieses herrliche Lied des Helden des Poems von der Pest, dieses schöne Lied Marys mit den Versen:

Unsrer Kinder Stimmen hallten
Durch der Schule Zimmerflucht —

ist ein englisches Lied, es ist die Sehnsucht des britischen Genius, sein Weinen, seine qualvolle Vorahnung seiner Zukunft. Man lese die seltsamen Verse:

Auf einer Wanderung ein wildes Tal durchstreifend...

Es ist eine fast wörtliche Wiedergabe der ersten drei Seiten des seltsamen mystischen Prosawerkes eines altenglischen religiösen Sektierers[1], — ist es aber nur eine Nacherzählung? In der traurigen und verzückten Musik dieser Verse fühlt man die tiefste Seele des nordischen Protestantismus, die Seele des englischen Ketzers, des uferlosen Mystikers mit seinem stumpfen, dunklen und unbezwingbaren Streben und mit der ganzen Schrankenlosigkeit seiner mystischen Träume. Wenn man diese seltsamen Verse liest, glaubt man den Geist der Jahrhunderte der Reformation zu spüren, man begreift das kriegerische Feuer des entstehenden Protestantismus, man begreift sogar die Geschichte selbst, und zwar nicht nur mit dem Verstand, sondern so, als ob man selbst dort gewesen wäre, das bewaffnete Heer der Sektierer gesehen, mit ihnen ihre Hymnen gesungen, in ihrer mystischen Verzückung geweint und an dasselbe geglaubt hätte, was sie glaubten. Da sind übrigens neben diesem religiösen Mystizismus die gleichfalls religiösen Strophen aus dem Koran oder aus „Frei nach dem Koran“: ist es nicht der Islam, ist es nicht der eigentliche Geist des Korans und sein Schwert, die einfältige Größe des Glaubens und seine drohende blutige Gewalt? Und da ist auch die Antike, da sind die „Ägyptischen Nächte“, die irdischen Götter, die über ihrem Volke thronen, den Genius des Volkes und sein Streben schon verachten, an das Volk nicht mehr glauben, in ihrer Lostrennung wahnsinnig geworden sind und sich in ihrer

[1] Bunyan.

letzten Langenweile an phantastischen Grausamkeiten, an der Wollust von Insekten, der Wollust der Spinne, die ihr Männchen verzehrt, ergötzen. Ich erkläre auf das bestimmteste, daß es einen Dichter mit einer solchen allweltlichen Resonanzfähigkeit wie Puschkin noch nicht gegeben hat, und es handelt sich sogar nicht um die Resonanzfähigkeit, sondern um ihre erstaunliche Tiefe, um die Umwandlung seines Geistes in den Geist anderer Völker, eine fast vollkommene Umwandlung, die ganz wunderbar ist, weil diese Erscheinung sich bei keinem andern Dichter der ganzen Welt wiederholt. Das finden wir nur bei Puschkin, und in diesem Sinne ist er, ich wiederhole es, eine noch nie dagewesene und unerhörte, darum auch, wie ich es nenne, prophetische Erscheinung, denn ... denn darin äußerte sich am stärksten seine national russische Kraft, die Volkstümlichkeit seiner Poesie, das Volkstum in seiner weiteren Entwicklung, das Volkstum unserer Zukunft, die in unserer Gegenwart schon enthalten ist, und es äußerte sich prophetisch. Denn was ist die Kraft des russischen Volksgeistes in seinen letzten Zielen anderes als das Streben nach Allweltlichkeit und Allmenschlichkeit? Als Puschkin ein durchaus volkstümlicher Dichter wurde, erfaßte er, sobald er nur mit der Kraft des Volkes in Berührung kam, die große kommende Bedeutung dieser Kraft. Hier ist er ein Seher und ein Prophet.

Was ist uns wirklich die Reform Peters des Großen, sogar nicht nur in der Zukunft, sondern auch darin, was schon war, was schon greifbar gewesen ist? Was bedeutete uns diese Reform? Sie war für uns doch nicht bloß die Aneignung europäischer Kleider, Sitten und Erfindungen und der europäischen Wissenschaft. Vertiefen wir uns in das Wesen der Sache. Gewiß, es ist sehr möglich, daß Peter diese Reform zuerst nur in diesem Sinne in Angriff nahm, d. h. in einem ausgesprochen utilitaren Sinne; aber später, bei der weiteren Entwick-

lung seiner Idee folgte er zweifellos einem gewissen heimlichen Instinkt, der ihn in seinem Werke zu künftigen Zielen trieb, zu viel gewaltigeren Zielen, als es der nächstliegende Utilitarismus ist. Ebenso hatte auch das russische Volk die Reform nicht aus bloßem Utilitarismus angenommen, sondern weil es durch seinen Instinkt zweifellos fast sofort ein gewisses anderes Ziel ahnte, das unvergleichlich höher war als dieser Utilitarismus, — es ahnte dieses Ziel, ich wiederhole es, unbewußt, aber dennoch unmittelbar und lebendig. Wir fingen ja damals sofort an, nach der lebendigsten Einigung, nach der allmenschlichen Vereinigung zu streben! Wir nahmen in unsere Seele nicht feindselig (wie es anscheinend hätte sein müssen), sondern freundschaftlich, mit vollkommener Liebe die Genien der anderen Nationen auf, aller zugleich, ohne dem einen oder andern Volke den Vorzug zu geben, durch unseren Instinkt schon fast beim ersten Schritt die Widersprüche unterscheidend und beseitigend, die Verschiedenheiten entschuldigend und anpassend, und zeigten schon darin unsere auch uns selbst erst eben zum Bewußtsein gekommene Bereitschaft und Neigung zu einer allmenschlichen Vereinigung mit allen Völkern des großen arischen Stammes. Ja, die Bestimmung des russischen Menschen ist zweifellos alleuropäisch und allweltlich. Ein wirklicher Russe, ganz Russe sein, heißt vielleicht nur (letzten Endes, ich bitte das zu unterstreichen) ein Bruder aller Menschen sein, ein Allmensch, wenn man so will. Unser ganzes Slawophilentum und Westlertum ist nur ein großes, wenn auch historisch notwendiges Mißverständnis. Dem echten Russen ist Europa und das Los des großen arischen Stammes ebenso teuer wie Rußland selbst, wie das Los seiner heimatlichen Erde, denn unser Los ist die Allweltlichkeit, und zwar keine mit dem Schwerte erkämpfte, sondern eine durch die Kraft der Brüderlichkeit und des brüderlichen Strebens nach einer Vereinigung der Menschen erworbene.

Wenn man in unsere Geschichte nach der Reform Peters eindringen will, so findet man schon Spuren und Andeutungen dieser Idee, dieses meines Gedankens, wenn man will im Charakter unserer Beziehungen zu den Völkern Europas, sogar in unserer Staatspolitik. Denn was tat Rußland diese zwei Jahrhunderte lang in seiner äußeren Politik anderes, als daß es Europa diente, vielleicht sogar in viel höherem Maße als sich selbst? Ich glaube nicht, daß dies nur auf der Unfähigkeit unserer Politiker beruhte. Die Völker Europas wissen gar nicht, wie teuer sie uns sind! In der Zukunft, ich glaube daran, werden wir, d. h. natürlich nicht wir, sondern die zukünftigen russischen Menschen alle ohne Ausnahme begreifen, daß echter Russe sein, nichts anderes bedeutet als: danach streben, die europäischen Widersprüche endgültig zu versöhnen, der europäischen Sehnsucht den Ausweg in der russischen allmenschlichen und allvereinenden Seele zu zeigen, in sie mit brüderlicher Liebe alle unsere Brüder aufzunehmen und schließlich und endlich vielleicht auch das endgültige Wort der großen allgemeinen Harmonie auszusprechen, der brüderlichen endgültigen Einigung aller Völker nach dem Gesetze Christi und des Evangeliums! Ich weiß, ich weiß allzu gut, daß meine Worte ekstatisch, übertrieben und phantastisch erscheinen können. Sollen sie es nur, ich bereue nicht, daß ich sie ausgesprochen habe. Das mußte ausgesprochen werden, besonders aber jetzt, bei der Ehrung unseres großen Genies, das gerade diese Idee mit seiner künstlerischen Kraft verkörpert hatte. Dieser Gedanke ist ja schon mehr als einmal ausgesprochen worden, und ich sage durchaus nichts Neues. Vor allen Dingen wird es als Selbstüberhebung erscheinen: „Wir und unser armes, rohes Land sollen eine solche Bestimmung haben? Uns ist es vorbehalten, der Menschheit ein neues Wort zu verkünden?“ Nun, spreche ich denn von wirtschaftlichem Ruhm, vom Ruhm des Schwertes oder der Wissenschaft? Ich spreche

ja nur von der Verbrüderung der Völker und davon, daß das russische Herz zu so einer allmenschlich-brüderlichen Vereinigung vielleicht mehr als die Herzen aller anderen Völker vorbestimmt ist, und ich sehe Hinweise darauf in unserer Geschichte, in unseren begabten Menschen, im künstlerischen Genie Puschkins. Mag unser Land arm sein, aber dieses arme Land „hat in Knechtgestalt durchschritten Christus selbst mit seinem Segen".[1] Warum sollen wir auch nicht Sein letztes Wort fassen? Und kam Er denn selbst nicht in einer Krippe zur Welt? Ich wiederhole: Wir können wenigstens auf Puschkin hinweisen, auf die Allweltlichkeit, die Allmenschlichkeit seines Genies. Er verstand es doch, fremde Genien wie eigene in seine Seele aufzunehmen. In der Kunst, im künstlerischen Schaffen hat er jedenfalls dieses Streben des russischen Geistes nach Allweltlichkeit unzweifelhaft geäußert, und darin liegt schon ein großer Hinweis. Wenn unser Gedanke nur eine Phantasie ist, so kann sich diese Phantasie wenigstens auf Puschkin stützen. Hätte er länger gelebt, so hätte er vielleicht unsterbliche, große Gestalten der russischen Seele gezeigt, die unsern europäischen Brüdern schon verständlich wären, hätte uns den Europäern vielleicht viel näher gebracht, als wir es jetzt sind, hätte ihnen die ganze Wahrheit unseres Strebens gezeigt, und sie würden uns dann besser verstehen als jetzt, würden uns erraten und aufhören, uns so argwöhnisch und hochmütig anzusehen, wie sie uns jetzt ansehen. Hätte Puschkin länger gelebt, so wären vielleicht auch unter uns weniger Mißverständnisse und Streitigkeit als jetzt. Gott hat es aber anders gewollt. Puschkin ist in voller Blüte seiner Kraft gestorben und hat zweifellos ein Geheimnis ins Grab mitgenommen. Und nun enträtseln wir ohne ihn dieses Geheimnis.

Übertragen von Alexander Eliasberg.

---

[1] Aus einem Gedicht Tjutschews.



MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Soweit die vorliegenden oder zu erwartenden Neuigkeiten des Verlags nicht schon durch die Beiträge dieses Heftes die Aufmerksamkeit unserer Freunde auf sich gezogen haben, sollen sie hier ihre Behandlung finden. Von den Vorzugsausgaben ist bisher nur kurz der brabantischen Legende Beatrix gedacht worden, die Friedrich Marcus Huebner aus dem Flämischen übersetzt und Felix Timmermans, den wir als Dichter in Deutschland eingebürgert haben, mit sechs Radierungen geschmückt hat. Beatrix ist die sündige Nonne, deren Stelle im Kloster die Jungfrau Maria viele Jahre hindurch vertritt; die Radierungen von Felix Timmermans stehen in ihrer köstlich naiv-komischen Art in anmutigem Gegensatz zu den frommen Gedanken und strengen Reimen der alten Erzählung. Die Vorzugsausgabe der Briefe der Diotima, die als vierter Druck der Januspresse erschien, ist vergriffen; ihr ist die mit der Abbildung einer Büste von Susette Gontard und zwei Faksimiles versehene allgemeine Ausgabe gefolgt. In die Mitte der Frühromantik hinein führen uns die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders von Wackenroder und Tieck, die Oskar Walzel für uns herausgegeben und ausführlich eingeleitet hat. Jener unnennbare Himmel, das Unaussprechliche des religiösen Gefühls, das Novalis im Marienliede angedeutet hat, ist in diesem Buche der Kunst als ihrem angestammten Gebiete zuerkannt. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter ist mit dem Erscheinen des dritten Bandes seiner Vollendung nähergekommen; der vierte Band, der den abschließenden Kommentar bringen wird, bedeutet für den gewissenhaften Herausgeber, Professor Dr. Max Hecker, noch ein schweres Stück Arbeit. Zu unserer Heine-Ausgabe ist nachträglich noch der seit langem in Aussicht gestellte, aber durch den Krieg unterbrochene Registerband erschienen, auf den wir, als unerläßliches Hilfsmittel bei der Benutzung der Ausgabe, deren Besitzer nachdrücklichst hinweisen. Unter dem Titel Funde und Forschungen ist eine Festgabe für Julius Wahle, den Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, zu seinem sechzigsten Geburtstag erschienen; sie enthält sechzehn Aufsätze der namhaftesten Gelehrten, deren Dank sich der Gefeierte als hilfreicher Freund in den langen Jahren seiner Tätigkeit am Archiv erworben hat.

Um zur neuzeitlichen Literatur überzugehen, ist an erster Stelle unsere Ausgabe der Sämtlichen Romane und Novellen Fjedor Dostojewskis in 25 Bänden zu nennen, die sowohl in Papp- wie in Halbleinenbänden geliefert wird. 17 Bände daraus enthält auch die Bibliothek der Romane, als neueste die Aufzeichnungen aus einem Totenhause und den Doppelgänger. Schaeffers „Helianth", von dem in den Mitteilungen des zweiten Heftes die Rede war, ist nunmehr erschienen und darf sich rühmen, bei Publikum und Presse steigende Anteilnahme zu erregen. „Alle Büchereien, die auf sich halten," so schreibt die Weser-Zeitung, „sollten den dreibändigen ‚Helianth' erwerben und eifrig ausleihen und Berufene aus ihm und über ihn Vorträge halten." An wichtigeren Neuauflagen, die an dieser Stelle ihre Erwähnung noch nicht gefunden haben, seien verzeichnet: die Dramen von Hans Sachs, wodurch die zweibändige Auswahl aus dem Schaffen des alten Meisters wieder vollständig wird; Rübezahl, die schönsten Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst in der Fassung des Magisters Praetorius mit zahlreichen Holzschnitten der Ausgabe von 1738; Alfred Mombert, „Der Glühende" und „Aeon, der Weltgesuchte"; Rainer Maria Rilke, „Erste Gedichte", 10. bis 13. Tausend; Hans Carossas Erzählung Dr. Bürgers Ende. Zum Schluß wollen wir noch einmal auf den Übergang des Buches Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten in unseren Verlag aufmerksam machen; es gelangte soeben zur Ausgabe.

Groß ist die Zahl der gleichzeitig mit diesem Hefte erscheinenden neuen Bücher und wichtigen Neuauflagen. An erster Stelle nennen wir unsere Ausgabe von Gottfried Kellers Werken auf Dünndruckpapier, die der soeben in neuer, dritter Auflage vorliegenden Ausgabe von Theodor Storms Werken würdig an die Seite tritt. Unsere Kant-Ausgabe wird mit dem sechsten Band nunmehr vollständig. Vom Shakespeare werden Sturm und Sommernachtstraum erscheinen. Aus der ältesten deutschen Literatur bringen wir den Heliand mit den Bruchstücken der altsächsischen Genesis, in deutscher Übersetzung herausgegeben und eingeleitet von Andreas Heusler, das vollblütigste Denkmal der kirchlichen Dichtung aus der altdeutschen Zeit, wie ihn der Herausgeber nennt. Die Deutschen Meister werden mit dem Dürer von Max J. Friedländer um einen Band weitergeführt. Von den Brautbriefen

Wilhelms und Carolinens von Humboldt ist das 6. bis 9. Tausend erschienen. Albrecht Schaeffer legt uns ein neues Werk vor, den Gevatter Tod mit dem Untertitel „Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe." Phantastisches und Lebenswahres, Ernstes und Groteskes mischt sich hier zu einem bunten und figurenreichen Bild aus der Zopfzeit. Von Felix Timmermans lassen wir seinem lieblichen „Jesuskind in Flandern" den Roman Pallieter folgen, ein Buch, das man die Chronik eines schönen flämischen Jahres nennen könnte. Von Rilkes „Rodin" erscheint schon das 31. bis 35. Tausend. Der Druck des Stundenbuches auf der Inselpresse wurde soeben versandt. Von Ricarda Huch, deren neuestes Buch Entpersönlichung sich im Satz befindet, erscheint der Roman Die Verteidigung Roms in neuer Auflage. Von vielen gewiß mit großer Freude begrüßt werden die neuaufgelegten Märchen Andersens. Der von uns begründete Orbis literarum, von dem bisher die ersten Reihen der „Pandora" und „Bibliotheca Mundi" erschienen waren, wird nunmehr durch die ersten Bände der Libri librorüm seine Abrundung erfahren. Sie werden das von Eduard Sievers herausgegebene Nibelungenlied, Dostojewskis „Raskolnikow" und Balzacs „Contes drolatiques" enthalten.

Im Druck befinden sich die neuen Auflagen von Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer und der Gespräche Goethes mit Eckermann. Eine weitere Sammlung seiner kritischen Aufsätze veranstaltet Hermann Bahr unter dem Titel Summula. Mit einem neuen großen Gedichtwerk tritt Arno Nadel auf den Plan, es heißt Der Ton und stellt das große, von der Zeit ersehnte Wagnis dar, Gott, den ersten, tiefsten und letzten Begriff, das allerletzte und heiligste Gefühl der Menschheit, noch einmal und aus unserm unendlich lebendigen Augenblicke heraus ins Licht zu schreiben, nicht durch Logik und System, sondern durch die Melodie des Erlebnisses. Rudolf Kassners Bücher Die Elemente der menschlichen Größe und Der indische Gedanke werden, in eines vereinigt, in Kürze erscheinen. Auch von Theodor Däublers Prosabüchern Lucidarium in arte musicae und Wir wollen nicht verweilen sind Neuauflagen nötig geworden. Von Rilkes „Geschichten vom lieben Gott" befindet sich das 24. bis 28. Tausend im Druck.

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ZWEITER JAHRGANG / FÜNFTES HEFT

JUNI 1921

*

Und wenn mich am Tag die Ferne
blauer Berge sehnlich zieht,
nachts das Übermaß der Sterne
prächtig mir zu Häupten glüht —

alle Tag' und alle Nächte
rühm ich so des Menschen Los;
denkt er ewig sich ins Rechte,
ist er ewig schön und groß.

Goethe

RICARDA HUCH

AUS DEM BUCHE „ENTPERSÖNLICHUNG"

PERSÖNLICHE UND STAATLICHE WELTHERRSCHAFT

NIETZSCHE hat wundervolle Worte gefunden über den Mittag, wo die Welt vollkommen wird, weil der Mensch in ihrer Mitte sich selbst ganz geworden fühlt. Es ist der Augenblick, wo der Mensch monotheistisch wird, sich seiner selbst als einer Einheit bewußt wird. Goethe erlebte ihn in der Zeit seiner Beziehungen zu Frau von Stein, in jener Zeit, als er

ihr schrieb: „Übrigens habe ich glückliche Menschen kennenlernen, die es nur sind, weil sie ganz sind... das will und muß ich nun auch erlangen, und ich kann's." Es ist der Augenblick des Rundwerdens, des Sichschließens, verhängnisvoller, wunder- und gefahrvoller Augenblick. Schließt sich der Geist wirklich, so ist die Vollendung zugleich sein Tod, und aus dem höchsten Augenblick wird ein bleiernes, unentrinnbares Erwürgen. Denn es gibt nur dies beides: die Bewegung, die wir Leben heißen, kann sich runden, ohne sich zu schließen, oder sich schließen und zur Erstarrung des Todes führen. Der Mensch ist wie Gott eine Einheit in der Vielheit. Goethe erlebte die Wonne, ganz und sich selbst genügend zu sein; aber er erfuhr auch und sah ein, daß ein Einzelner nicht hilft, „sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt". Nietzsche wollte sich selbst genügen und verlor dabei sich selbst. Wie über allen Vergleich entzückungsvoll muß dieser Mittagsaugenblick für Christus gewesen sein, in dem das Sichrunden des menschlichen Geistes überhaupt zum ersten Male wirklich wurde. Er war der Erste, der die Idee der ganzen Menschheit faßte, die furchtbar große Idee, daß die Menschheit eine Einheit bildet, sich schließen und enden kann; zugleich aber durchbrach er das Grab dieser Idee mit der Idee der Auferstehung, die durch ihn in Kraft trat. Das Ganze ist unsterblich, weil das Einzelne stirbt und aufersteht. Das Sterben ist ein Übergang, eine Verwandlung; Tod ist nur in der Erstarrung dessen, der sich vom Ganzen absondert, indem er sich auf sich selbst bezieht, weder wachsen noch sterben, sondern dauern will. Der Mensch als solcher, der bewußte Mensch, will Herrschaft und Dauer; der von Gott Berufene will die Herrschaft seiner persönlichen Kraft.

Kein großer Mann, der nicht die Idee der Weltherrschaft gehabt hätte: Alexander der Große und Cäsar, Karl der Große, Otto der Große, Gustav Adolf, Friedrich der Große, Elisa-

beth, Katharina, Napoleon, der sich als Nachfolger Karls des Großen betrachtete, alle kannten sie keine anderen Grenzen für ihr erträumtes Reich, als die ihnen durch den Widerstand anderer Kräfte gesetzt wurden. Dies muß so sein, weil der einsgewordene Mensch sich als Mitte der Welt fühlen muß. Allein alle diese Großen strebten nach persönlicher Herrschaft; mit ihrem Tode zerfiel das Reich, das ihre Phantasie getragen hatte. Die englische Idee der Weltherrschaft dagegen, das ist der wesentliche Unterschied, ist Staatsgrundsatz, sie beruht nicht auf einer persönlichen Kraft, sondern ist, von der sterblichen Person abgelöst, an den dauernden Staat geknüpft. Bacon gab die Losung aus, daß England darauf bedacht sein müsse, das Meer zu beherrschen, weil allein die Beherrschung des Meeres zur Weltherrschaft führe. Er selbst dachte nicht daran, sich persönlich dafür einzusetzen, noch tat es Jakob I., noch haben es die hannoverschen Welfen getan. Die englische Weltherrschaftsidee erzeugt nicht Helden und Heldentaten, sondern sie lauert allen Helden der Welt auf und stellt ihnen Fallen. „Während wir philosophieren,“ sagte Goethe, „gewinnen die Engländer die Welt. Sie tun es unter dem Deckmantel humaner Absichten.“ Eigentümlich ist es, wie die Helden anderer Völker, ich denke zum Beispiel an Blücher und Garibaldi, nirgends so gefeiert, buchstäblich auf den Händen von Volk und Adel getragen werden, wie in England. Jene beiden beförderten das englische Interesse, Blücher, indem er Napoleon, Garibaldi, indem er Österreich bekämpfte. Napoleon, der ihnen gefährlich war, brachten sie um, wie sie die Jungfrau von Orléans verbrannten.

Alexander, Cäsar, die deutschen Kaiser des Mittelalters, Kolumbus, Gustav Adolf waren Heroen, die ihren stürmischen Geist über die Welt aushauchten, die ihre Persönlichkeit wie eine Purpurfarbe durch den Erdkreis ergossen; England wie das alte Rom gingen und gehen schlechtweg auf einen prak-

tischen Zweck aus, auf Ausnützung anderer Länder, um sich selbst zu bereichern. Die englische Weltherrschaft duldet keinen Gegendruck, sie hält am Grundsatz des Gleichgewichtes im Abendlande fest, um den Kampf auszuschalten, auf dem doch die Entwickelung beruht.

Als ein Beispiel führe ich die Kämpfe Karls des Großen mit den heidnischen Sachsen an, der damit begann, sie seinem Gesetz unterwerfen zu wollen. In langen, hartnäckigen Kämpfen lernte er einsehen, daß er zugunsten des Freiheitstriebes dieses Stammes seinen Machtwillen einschränken müsse, und so wurde durch den Kampf und durch schwere Opfer auf beiden Seiten ein Maß des Rechtes zwischen Macht und Freiheit gefunden. Dieselbe Erfahrung machte Friedrich Barbarossa im Kampfe mit den Italienern; diese Helden endeten ganz anders, als sie begonnen hatten, sie lernten den Sonderwillen achten und begnügten sich, die Einheit innerhalb der Vielheit zu vertreten. Das Maß zwischen den individuellen Willenskräften kann nur durch Kampf gefunden werden, und zwar durch Kampf der ganzen Persönlichkeiten, die Körper eingeschlossen. Möglichste Aufhebung des Kampfes unter Beibehaltung des Herrschaftswillens ist der Grundsatz des bewußten Menschen, der seit dem sechzehnten Jahrhundert immer mehr um sich greift. Er mündete in Pazifismus und Völkerbund, der neuesten Erfindung des Satans, die an schlauer Verstellung und Gefährlichkeit alle seine bisherigen Leistungen übertrifft und deshalb wohl als sein letztes Aufgebot zu betrachten ist. Denn dieser Völkerbund will allen persönlichen Kampf aufheben, wodurch an sich schon alle Höherentwickelung, aller Lebenszweck aufgehoben und die Lebenskraft vollkommen unterbunden wäre, denkt aber nicht daran, die Weltherrschaftsgrundsätze aufzuheben, noch auch gewaltsame Mittel, wie zum Beispiel die Aushungerung der Völker, sondern er mästet den Wolf unter dem Schafspelze, bis dieser ihm eines Tages zu eng wird. Er

unterscheidet sich durchaus nicht von den Bolschewisten, welche gleichfalls ein Reich der allgemeinen Gerechtigkeit, des Glückes und Friedens durch gewaltsame Unterdrückung des individuellen Lebens, welches das Leben überhaupt ist, begründen wollen.

ÜBER DEN UNTERGANG DER VÖLKER

CHRISTUS, Luther, auch Goethe verkündeten den nahen Untergang der Welt, der Welt nämlich, deren Mittelpunkt sie waren: Christus den Untergang des Römischen Reiches, welches die Kulturwelt, die sich entwickelnde Welt überhaupt war; Luther und Goethe bezogen sich auf das Römische Reich Deutscher Nation, welches nachdem den Mittelpunkt der abendländischen Kultur gebildet hatte. Sollten die Führer eines Volkes, die sein Geschick im innersten Herzen tragen, es nicht strafen und warnen dürfen wegen seiner Fehler und Irrwege, die es ins Verderben führen? Warum denn rufen die Untergangsprophezeiungen, die in jüngster Zeit auftauchen, so große Entrüstung hervor? Ich glaube, daß man zwischen sehr verschiedenen Erscheinungen zu unterscheiden hat.

Wird der Untergang eines Volkes geweissagt auf Grund von Gesetzen, die unentrinnbar ablaufen müssen, so lehnt sich das Gefühl mit Recht dagegen auf. Etwas anderes ist es, wenn einer seinem Volke die Fehler vorhält, durch die es sich selbst, als freie, verantwortliche Persönlichkeit, zu vernichten im Begriff ist, und es auf den Weg der Erneuerung und des Lebens zu führen strebt. Zwar würde dieser vielleicht noch mehr Entrüstung hervorrufen als jener; aber die Geschichte wird früher oder später seine tragische Größe erkennen. Ein Volk muß niemals untergehen, außer wenn seine einzelnen Organe erstarren, so daß ein Zusammenwirken aller Organe, worauf das Dasein des lebendigen Organismus beruht, nicht mehr möglich ist.

Die Erlöser der Menschheit, Luther, Goethe, Schiller, Napoleon und die Jungfrau von Orléans, ja, alle, die von den Völkern als Helden und Retter verehrt wurden, haben eben dies Wunder vollbracht, daß sie ein erstarrendes, zerteiltes Volk zu neuem Leben vereinigten. Das Volk der Juden zwar hörte nicht auf Christi Stimme; aber die entseelte Menschheit fügte sich in seinem Namen wieder jung aus Trümmern zusammen. Ein Volk lebt, solange lebendiger Zusammenhang zwischen seinen Gliedern ist; solange ein Aufsteigen aus den bäuerlichen und handwerktreibenden Schichten nach den oberen ist und aus den oberen ein steter Samen in den mütterlichen Schoß der unteren niederfällt. Zentralisieren sich die Schichten und schließen sich gegeneinander ab, womit immer die oberen anfangen, so ist der Weg zum Untergange des Volkes eingeschlagen. Die obere, das ist die besitzende Schicht, stellt sich auf den einseitigen Standpunkt der Selbsterhaltung und betrachtet jeden als Empörer, der ihr eine Umwandlung zumutet, als wäre der bestehende Zustand ein geheiligtes Recht. Es tritt dann ein krankhafter Allgemeinzustand ein, wie wenn innerhalb des menschlichen Körpers der Kopf alles Blut an sich zieht und dadurch die Organe entseelt, welche die eigentlich lebenschaffenden sind. Wir sehen dann die merkwürdige Meinung herrschen, als wäre das lange Bestehende das an und für sich Wünschenswerte und Ehrwürdige und ein Beweis von Größe, Güte, Tüchtigkeit. Sowie die Menschen erstarren, treten sie zu Gott, der ein Gott des Todes, das heißt der ewigen Verwandlung ist, in eine ganz falsche Beziehung. Idealismus ist nicht Pflege des Bestehenden, seien es auch schöne Künste, Idealismus ist Opfernkönnen, sei es auch das Schönste und Teuerste. Weder für den Einzelnen, noch für ein Volk, noch für eine Klasse oder Organisation ist es rühmlich, sich lange unverändert zu erhalten; viel besser ist es, in junger Kraft unterzugehen, als unfruchtbar zu bestehen. „Bloß eine blut-

lose Bourgeoisie", sagt Gottfried Keller, „möchte bleiben, wo und wie wir sind, an dem halbverdorrten Zweige hangend mit der ganzen Last und seine paar Beeren benagend, bis er reißt und der ganze Klumpen in den Abgrund purzelt." Lernten wir doch unterscheiden zwischen dem gottgewollten Tode, der Verwandlung ist und zur Auferstehung führt, und dem gewaltsam festgehaltenen Leben, das der eigentliche Tod der Erstarrung ist. Nur solange wir uns als verwandlungsfähig erweisen, leben wir; unser Untergang besteht darin, daß wir in bequem gewordenen Zuständen erstarren. Es ist ein haarsträubendes Mißverständnis, daß gerade unsere besitzende Klasse, um sich im Bestehenden zu erhalten, Goethe und Schiller als Zeugen der Herrlichkeit der vergangenen Epoche im Munde führt. Goethe und Schiller hatten nichts zu tun mit der sogenannten Wilhelminischen Kultur und würden sich davon abgestoßen gefühlt haben. Bricht es nicht aus allen Werken Schillers mit tragisch-herrlichen Posaunenklängen: Das Leben ist der Güter höchstes nicht? Goethe, nachdem er sein Volk für reif zum JüngstenTage erklärt hat, schöpft Hoffnung aus dem Anblick kräftiger junger Soldaten und hofft, daß das Landvolk sich kräftig genug erhalten werde, „uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschen immer wieder ergänzen und auffrischen". Dabei ist natürlich die Voraussetzung, daß ein lebendiger, organischer Zusammenhang zwischen dem Landvolk und den anderen Ständen bestehe. In Anbetracht, daß ein neuer Erlöser, wenn er wirklich käme, doch nur zum zweiten Male gekreuzigt würde, empfiehlt Goethe inzwischen zur Heilung Deutschlands weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis und vor allen Dingen weniger Polizei, damit die Menschen von Kindesbeinen an die Courage haben, das zu sein,

wozu die Natur sie gemacht hat. Sollte aber dennoch ein Umsturz notwendig werden und erfolgen, so wird er als der Vorbote neuen Lebens begrüßt: „Ich ehre und liebe das Positive und ruhe selbst darauf, insofern es nämlich von uralters her sich immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Dagegen freut mich nicht etwa die Zweifelsucht, sondern ein direkter Angriff auf eine usurpierte Autorität. Diese mag Jahrhunderte gelten, denn sie schadet einem düstern, dummen Volke nicht, das ohne sie noch übler wäre daran gewesen; aber zuletzt, wenn das Wahre notwendig wird, um uns entschieden Nutzendes zu verleihen, da mag rechts oder links fallen, wer da will, ich werde mich darüber nicht entsetzen, sondern nur aufs genaueste aufmerken, welche Aussicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zusammenstürzt."

In den Werken eines modernen englischen Dichters sehen wir, staunend und ergriffen, wie das kleine England damit endigt, in dem wunderbaren Indien, das es lange beherrschte, aufzugehen. Lange hat der Orient, unsere Wiege, stillgelegen unter der Schneedecke willentötender Weltanschauung, der Starrheit seiner Kasten und kluger Fremdherrschaft; vielleicht daß jetzt schon das schaffende Licht sich rührt, indessen über das Abendland die Schatten des nahen Winters fallen. Vieles deutet darauf: das immer tiefere, behagliche Sicheinwühlen in die Wissenschaft, die Ausbreitung der eisernen Maschen des Staatsnetzes, unsere Vorliebe für Systeme, unser Liebäugeln mit dem Buddhismus und dem Nirwana, unser eigensinniges Spielen mit dem Okkultismus, unsere fakirmäßige Langlebigkeit, unser Parteiwesen, die Zimperlichkeit unserer Gefühle, unsere Neigung zu klösterlicher Lebensflucht, unsere Scheu vor der schönen, blutwarmen Menschlichkeit des Christentums. Vielleicht daß das Leichentuch, das zugleich ein Schutz des Lebens ist, sich über uns ausbreitet, indes die

Heldensonne eines neuen Weltentages im Osten aufblitzt. Ist das aber ein Wunsch oder eine Prophezeiung? Ach nein; denn es ist vielmehr die Feststellung einer Tatsache. Der Schnee ist schon gefallen, und unser Puls schlägt kaum hörbar durch den Lärm unserer klappernden Betriebsamkeit. Wie lange unser Schlaf dauern wird, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß das ewige Licht lebt und, wenn es Zeit ist, den Winter mit seinem Feuerschwert besiegen und die angeketteten Lebenswasser befreien wird.

* * *

CLEMENS BRENTANO

SONETTE AN WILHELMINE REICHENBACH

Diese Sonette sind den erst vor kurzem wieder aufgefundenen Briefen Clemens Brentanos an die schöne Bankierstochter Wilhelmine Reichenbach in Altenburg entnommen, die von einem Nachkommen der Adressatin für den Insel-Verlag herausgegeben wurden. Sie sind der unmittelbare Niederschlag eines von Brentano mit Leidenschaft und Ernst aufgefaßten Liebeserlebnisses, das jedoch auf seiten Wilhelmines nur Kühle und Abweisung erfuhr.

Bilden und verstehen

Waß wir in uns die tiefe Sehnsucht nennen,
Waß uns mit dunklen Wünschen still erfüllt,
Die tiefe Wärme, hohes Licht so mild,
Sind Elemente, die wir selten kennen

Die sich im Einzelnen geheim zertrennen,
Wie Licht in Dir, in mir sich Wärme hüllt,
Doch nimmer dringt ein Leben durch das Bild,
Wenn Licht und Wärme nicht als Flamme brennen.

Die Wärme in dem Herzen war so groß,
Daß ich ins kühle Mondenlicht gesehen
Nun brennet wild die Flamme mir im Schooß

Und endlich muß ein heilig Bild erstehen
Reißt ewig sich so Licht, als Wärme los
So einigt sich ja Bilden und Verstehen.

„Eine Liebe ist der andern wehrt“

Umhüllst Du Dich mit Ernst und tiefem Schweigen
Und sprichst von Kälte und von nicht verstehn
So sehe ich Dianen vor mir stehn
Und nimmermehr wird sich ihr Sinn erweichen,

Doch lieber möcht ich Phöben Dich vergleichen
Du bist so kalt und leuchtest doch so schön
Und hast Du freundlich mich nur angesehn
Sich Wunsch und Sehnsucht still in mir erzeugen

Endimion, möcht ich auf Lathmos lauschen
Die Wärme die mich heimlich lang verzehrt
Mit Phöbens kühlen milden Stralen tauschen

Hast Du mich Holde! freundlich doch belehrt
Und ewig wird Dein Ausspruch mich berauschen,
„Daß eine Liebe wohl der andern wehrt.“

Offenbarung

So lange habe ich sie leiden sehen,
So lange brennt ihr Schmerz in meiner Brust
Und gierig trank ich selbst mit fromer Lust
Das Gift aus ihrer Wunden tiefen Wehen.

Zu allen Mächten drang mein kindisch Flehen,
Mir war in meiner Unschuld nicht bewußt,
Daß mit der Freiheit traurigem Verlust
Der Schönheit alle Mächte untergehen.

Sie sieht mein Leiden, spricht mit hohen Blicken
O wehe! Was ich Sinkende berühre
Ich fest umklammernd in den Abgrund führe.

Da sprach ich kühn: mit schmerzlichem Entzükken
Will ich an Deinem Grabe untergehen,
Will ich an Deiner Wiege auferstehen.

Sendung

Sie war vor mir so tief hinabgesunken
Und tief, so tief hinab mit ihr mein Sinn
Da sendet sie mich schnell zur Wiege hin,
Bis Auferstehung sie dem Tod entbunden.

Und an der Wiege brechen alle Wunden
Der Seele auf, vom zartesten Beginn
Wird ihres Lebens Bild mir zum Gewinn,
Mit Rosen und mit Dornen dicht umwunden.

Und sehnsuchtsvoll wandl' ich auf allen Wegen
Die sie betrat, und harre sie zu sehen
Doch nimmer, nimmer will sie auferstehen.

Da tritt ein tiefes Bild mir still entgegen
Aus Bildes Augen heil'ge Lichter drangen
Und spannen Nezze, nahmen mich gefangen.

Auferstehung und Metamorphose

O liebliche! wie schön bist Du erstanden!
Die Rose in sich selbst so tief verglühet
Ist hoch in Dir, Du Lilie erblühet
In der sich Form und Inhalt schön verbanden.

O zürne nicht, weil ich es Dir gestanden,
Daß der, der um die Rose sich bemühet
Aus ihr Dich Lilie erstanden siehet
O zürne nicht, hast Du es gleich verstanden.

Was in der Rose Sinnengluth verglommen
Muß in der Lilie geist'ger sich entfalten
Muß sich in Licht und reiner Hoheit heben.

Wie Form und Geist sich ewig näher kommen
So wechseln immer höher die Gestalten
Doch wohnt nur eine Liebe in dem Leben.

* * *

RAINER MARIA RILKE

DER TOTENGRÄBER

Novelle

(Geschrieben 1903)

IN San Rocco war der alte Totengräber gestorben. Es wurde täglich ausgerufen, daß die Stelle neu zu besetzen sei. Aber es vergingen drei Wochen, oder mehr, ohne daß jemand sich gemeldet hätte. Und da während dieser ganzen Zeit niemand starb in San Rocco, so schien die Sache auch nicht dringend zu sein, und man wartete ruhig ab. Wartete, bis an einem Abend im Mai der Fremde erschien, der das Amt übernehmen wollte. Gita, die Tochter des Podestà, war die erste, die ihn sah. Er trat aus dem Zimmer ihres Vaters (sie hatte ihn nicht kommen sehen) und kam gerade auf sie zu, als hätte er erwartet, ihr auf dem Gange, der dunkel war, zu begegnen.

„Bist du seine Tochter?" fragte er mit einer leisen Stimme, und legte ein fremdartiges Betonen auf jedes seiner Worte.

Gita nickte und ging neben dem Fremden her bis zu einem der tiefen Fenster, durch das von draußen der Glanz und die Stille der Gasse fiel, die im Abend lag. Dort besahen sie einander aufmerksam. Gita war so vertieft in den Anblick des fremden Mannes, daß ihr erst nachträglich einfiel, daß auch er, während aller dieser Minuten, als sie stand und ihn betrachtete, sie angesehen haben müsse. Er war hoch und schlank und hatte ein schwarzes Reisekleid von fremdartigem Zuschnitt. Sein Haar war blond und er trug es, wie Edelleute es tragen. Er hatte überhaupt etwas von einem Edelmann an sich, er konnte Magister sein oder Arzt; wie merkwürdig, daß er

Totengräber war. Und sie suchte unwillkürlich seine Hände. Er hielt sie ihr hin, beide, wie ein Kind.

„Es ist keine schwere Arbeit", sagte er; und obwohl sie auf seine Hände sah, fühlte sie das Lächeln seiner Lippen, in dem sie stand wie in einem Sonnenstrahl.

Dann gingen sie zusammen bis vor das Tor des Hauses. Die Straße dämmerte schon.

„Ist es weit?" sagte der Fremde und sah die Häuser hinunter bis ans Ende der Gasse; sie war ganz leer.

„Nein, nicht sehr weit; aber ich will dich führen, denn du kannst den Weg nicht wissen, Fremder."

„Weißt du ihn?" fragte der Mann ernst.

„Ich weiß ihn gut, ich habe ihn als kleines Kind schon gehen gelernt, weil er zur Mutter führt, die uns früh fortgenommen worden ist. Sie ruht dort draußen, ich will dir zeigen wo."

Dann gingen sie wieder schweigend, und ihre Schritte klangen wie ein Schritt in der Stille. Plötzlich sagte der Mann in Schwarz: „Wie alt bist du, Gita?"

„Sechzehn," sagte das Kind und streckte sich ein wenig, „sechzehn, und mit jedem Tage ein wenig mehr."

Der Fremde lächelte.

„Aber", sagte sie und lächelte auch, „wie alt bist du?"

„Älter, älter als du, Gita, doppelt so alt, und mit jedem Tage viel, viel älter."

Damit standen sie vor dem Tor des Kirchhofes.

„Dort ist das Haus, in dem du wohnen mußt, neben der Leichenkammer", sagte das Mädchen und wies mit der Hand durch die Gitterstäbe des Tores an das andere Ende des Kirchhofes hin, wo ein kleines Haus stand, ganz mit Efeu bewachsen.

„So, so, hier ist es also", nickte der Fremde und übersah langsam sein neues Land von einem Ende zum anderen. „Das war wohl ein alter Mann, der hier Totengräber war?" fragte er.

„Ja, ein sehr alter Mann. Er hat mit seiner Frau hier gewohnt, und die Frau war auch sehr alt. Sie ist gleich nach seinem Tod fortgezogen, ich weiß nicht wohin."

Der Fremde sagte nur: „So" und schien an etwas ganz anderes zu denken. Und plötzlich wandte er sich an Gita: „Du mußt jetzt gehen, Kind, es ist spät geworden. Fürchtest du dich nicht allein?"

„Nein, ich bin immer allein. Aber du, fürchtest du dich nicht, hier draußen?"

Der Fremde schüttelte den Kopf und faßte die Hand des Mädchens und hielt sie mit leisem, sicherem Druck: „Ich bin auch immer allein —" sagte er leise, und da flüsterte das Kind auf einmal atemlos: „Horch". Und sie hörten beide eine Nachtigall, die in der Dornenhecke des Kirchhofes zu singen begann, und sie waren ganz umgeben von dem schwellenden Schall und wie überschüttet von dieses Liedes Sehnsucht und Seligkeit.

Am nächsten Morgen begann der neue Totengräber von San Rocco sein Amt. Er faßte es seltsam genug auf. Er schuf den ganzen Kirchhof um und machte einen großen Garten daraus. Die alten Gräber verloren ihre nachdenkliche Traurigkeit und verschwanden unter dem Blühen der Blumen und dem Winken der Ranken. Und drüben, jenseits des mittleren Weges, wo bisher leerer, ungepflegter Rasen gewesen war, bildete der Mann viele kleine Blumenbeete, den Gräbern auf der anderen Seite ähnlich, so, daß die beiden Hälften des Kirchhofes einander das Gleichgewicht hielten. Die Leute, welche aus der Stadt herauskamen, konnten ihre lieben Gräber gar nicht gleich wiederfinden, ja, es geschah, daß irgendein altes Mütterchen bei einem der leeren Beete an der rechten Wegseite kniete und weinte, ohne daß dieses greise Gebet deshalb ihrem Sohne verloren ging, der fern drüben unter hellen Anemonen lag. Aber die Leute von San Rocco, welche diesen Kirchhof sahen,

litten nicht mehr so sehr unter dem schweren Tod. Wenn einmal jemand starb (und es traf meist alte Leute in diesem denkwürdigen Frühjahr), so mochte der Weg hinaus zwar immer noch recht lang und trostlos sein, draußen aber wurde es immer etwas wie ein kleines, stilles Fest. Blumen schienen von allen Seiten herbeizudrängen und sich so schnell über die dunkle Grube zu stellen, daß man meinen konnte, der schwarze Mund der Erde habe sich nur aufgetan, um Blumen zu sagen, tausend Blumen.

Gita sah alle diese Veränderungen; sie war fast immer draußen bei dem Fremden. Sie stand neben seiner Arbeit und stellte Fragen, und er antwortete; der Rhythmus des Grabens war in ihren Gesprächen, die der Lärm des Spatens häufig unterbrach. „Weit, aus Norden", sagte der Fremde auf eine Frage. „Von einer Insel", und er bückte sich und raffte Unkraut zusammen, „vom Meer. Von einem anderen Meer. Einem Meer, das mit dem eueren (ich höre es manchmal atmen tief in der Nacht, obwohl es mehr als zwei Tagreisen entfernt ist) wenig gemein hat. Unser Meer ist grau und grausam, und es hat die Menschen, die daran wohnen, traurig und still gemacht. Im Frühling trägt es unendliche Stürme herüber, Stürme, in denen nichts wachsen kann, so daß der Mai ungenutzt vorübergeht, und im Winter friert es zu und macht alle zu Gefangenen, die auf den Inseln wohnen."

„Wohnen viele auf den Inseln?"

„Nicht viele."

„Auch Frauen?"

„Auch."

„Und Kinder?"

„Ja, Kinder auch."

„Und Tote?"

„Und sehr viel Tote; denn viele, viele bringt das Meer und legt sie in der Nacht an den Strand, und wer sie findet, er-

schrickt nicht, sondern nickt nur, nickt wie einer, der es längst weiß. Es gibt bei uns einen alten Mann, der hat von einer kleinen Insel zu erzählen gewußt, zu der das graue Meer so viel Tote brachte, daß den Lebenden kein Raum mehr blieb. Sie waren wie belagert von Leichen. Das ist vielleicht nur eine Geschichte und vielleicht irrt sich der alte Mann, der sie erzählt. Ich glaube sie nicht. Ich glaube, daß das Leben stärker ist als der Tod."

Gita schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Und doch ist Mutter gestorben."

Der fremde Mann hörte auf zu arbeiten und stützte sich auf den Spaten: „Ja, ich weiß auch eine Frau, die gestorben ist. Aber die wollte es."

„Ja," sagte Gita ernst, „ich kann mir denken, daß man es will."

„Die meisten Menschen wollen es, und darum sterben auch die wenigen, welche leben wollen; sie werden mitgerissen, man fragt sie nicht. Ich bin weit in der Welt herumgekommen, Gita, ich habe mit vielen Menschen gesprochen und habe sie gefragt nach ihrem Herzen. Aber es war keiner unter ihnen, der nicht sterben wollte. Gesagt freilich, gesagt hat mancher das Gegenteil, und seine Furcht hat ihn darin bestärkt; aber was sagen die Menschen nicht alles. Dahinter war ihr Wille, der Wille, der nicht spricht, und der fiel, fiel auf den Tod zu, wie die Frucht vom Baum. Da gibt es kein Aufhalten."

So kam der Sommer. Und jeder neue Tag, der mit dem Erwachen der kleinen Vögel begann, fand Gita draußen bei dem fremden Mann aus Norden. Zu Hause warnte man sie, man tadelte sie, man versuchte Gewalt und Strafe an ihr, sie zurückzuhalten: es war alles umsonst. Gita fiel dem Fremden zu wie ein Erbteil. Einmal ließ ihn der Podestà rufen, und das war ein gewaltiger Mann mit einer breiten, drohenden Stimme. „Ihr habt ein Einsamkind, Messer Vignola", sagte der Fremde auf alle

Vorwürfe zu ihm, ruhig und indem er sich ein wenig verneigte. „Ich kann ihr nicht verwehren, bei mir und in ihrer Mutter Nähe zu sein. Ich habe ihr nichts geschenkt, noch versprochen, und mit keinem Wort hab ich sie jemals gerufen." Das sagte er ehrerbietig und sicher und ging, da er es gesagt hatte; denn es war nichts hinzuzufügen.

Jetzt blühte der Garten draußen und dehnte sich aus in seinen vier Hecken und lohnte der Arbeit, die um ihn getan worden war. Und manchmal konnte man früher Feierabend machen und auf der kleinen Bank vor dem Hause sitzen und sehen, wie es auf eine leise und erhabene Art Abend wurde. Dann fragte Gita, und der Fremde antwortete, und zwischendurch hatten sie lange Schweigsamkeiten, in denen die Dinge zu ihnen redeten. „Heute will ich dir von einem Manne erzählen, wie ihm seine liebe Frau starb", begann der Fremde einmal nach einem solchen Schweigen, und seine Hände zitterten, eine in der anderen. „Es war Herbst, und er wußte, daß sie sterben würde. Die Ärzte sagten es; doch die hätten immerhin irren können; aber sie selbst, die Frau, sagte es lange vor ihnen. Und sie irrte nicht."

„Wollte sie sterben?" fragte Gita, weil der Fremde eine Pause machte.

„Sie wollte, Gita. Sie wollte etwas anderes als leben. Es waren ihr immer zu viele um sie her, sie wollte allein sein. Ja, das wollte sie. Als Mädchen, da war sie nicht allein wie du; und als sie heiratete, da wußte sie, daß sie allein war; sie aber wollte allein sein und es nicht wissen."

„War ihr Mann nicht gut?"

„Er war gut, Gita; denn er liebte sie, und sie liebte ihn, und doch, Gita, berührten sie einander nicht. Die Menschen sind so furchtbar weit voneinander; und die, welche einander lieb haben, sind oft am weitesten. Sie werfen sich all das Ihrige zu und fangen es nicht, und es bleibt zwischen ihnen liegen

irgendwo und türmt sich auf und hindert sie endlich noch, einander zu sehen und aufeinander zuzugehen. Aber ich wollte dir von der Frau erzählen, welche starb. Sie starb also. Es war am Morgen, und der Mann, der nicht geschlafen hatte, saß bei ihr und sah, wie sie starb. Sie richtete sich plötzlich auf und hob ihren Kopf, und ihr Leben schien ganz in ihr Gesicht eingetreten und hatte sich dort versammelt und stand wie hundert Blumen in ihren Zügen. Und der Tod kam und riß es ab mit einem Griff, riß es heraus wie aus weichem Lehm und ließ ihr Angesicht weit ausgezogen, lang und spitz zurück. Ihre Augen standen offen und gingen immer wieder auf, wenn man sie schloß, wie Muscheln, in denen das Tier gestorben ist. Und der Mann, der es nicht ertragen konnte, daß Augen, die nicht sahen, offen standen, holte aus dem Garten zwei späte harte Rosenknospen und legte sie auf die Lider, als Last. Nun blieben die Augen zu, und er saß und sah lange in das tote Gesicht. Und je länger er es ansah, desto deutlicher empfand er, daß noch leise Wellen von Leben an den Rand ihrer Züge heranspülten und sich langsam wieder zurückzogen. Er erinnerte sich dunkel, in einer sehr schönen Stunde dieses Leben auf ihrem Gesichte gesehen zu haben, und er wußte, daß es ihr heiligstes Leben sei, das, dessen Vertrauter er nicht geworden war. Der Tod hatte dieses Leben nicht aus ihr geholt; er hatte sich täuschen lassen von dem Vielen, das in ihre Züge getreten war; das hatte er fortgerissen, zugleich mit dem sanften Umriß ihrer Profile. Aber das andere Leben war noch in ihr; vor einer Weile war es bis an die stillen Lippen herangeflutet, und jetzt trat es wieder zurück, floß lautlos nach innen und sammelte sich irgendwo über ihrem zersprungenen Herzen.

Und der Mann, der diese Frau geliebt hatte, hilflos geliebt, wie sie ihn, der Mann empfand eine unsagbare Sehnsucht, dieses Leben, welches dem Tod entgangen war, zu besitzen. War er nicht der einzige, der es empfangen durfte, der Erbe

ihrer Blumen und Bücher und der sanften Gewänder, welche nicht aufhörten, nach ihrem Leibe zu duften? Aber er wußte nicht, wie er diese Wärme, die so unerbittlich aus ihren Wangen zurückfloß, festhalten, wie er sie fassen, womit er sie schöpfen sollte. Er suchte die Hand der Toten, die leer und offen, wie die Schale einer entkernten Frucht, auf der Decke lag; die Kälte dieser Hand war gleichmäßig und stumm, und sie gab bereits völlig das Gefühl eines Dinges, welches eine Nacht im Tau gelegen hat, um dann in einem morgendlichen Wind rasch kalt und trocken zu werden. Da plötzlich bewegte sich etwas im Gesichte der Toten. Gespannt sah der Mann hin. Alles war still, aber auf einmal zuckte die Rosenknospe, die über dem linken Auge lag. Und der Mann sah, daß auch die Rose auf dem rechten Auge größer geworden war und immer noch größer wurde. Das Gesicht gewöhnte sich an den Tod, aber die Rosen gingen auf wie Augen, welche in ein anderes Leben schauten. Und als es Abend geworden war, Abend dieses lautlosen Tages, da trug der Mann zwei große, rote Rosen in der zitternden Hand ans Fenster. In ihnen, die vor Schwere schwankten, trug er ihr Leben, den Überfluß ihres Lebens, den auch er nie empfangen hatte."

Der Fremde stützte den Kopf in die Hand und saß und schwieg. Als er sich rührte, fragte Gita:

„Und dann?"

„Dann ging er fort, ging, was hätte er sonst tun sollen? Aber er glaubte nicht an den Tod, glaubte nur, daß die Menschen nicht zueinander können, die Lebenden nicht und nicht die Toten. Und das ist ihr Elend, nicht, daß sie sterben."

„Ja, das weiß ich auch schon, du, daß man nicht helfen kann", sagte Gita traurig. „Ich habe ein kleines weißes Kaninchen gehabt, das ganz zahm war und nie sein konnte ohne mich. Und dann wurde es krank, der Hals schwoll ihm an, und es hatte Schmerzen wie ein Mensch. Und es sah mich an

und bat, bat mit seinen kleinen Augen, hoffte, glaubte, daß ich helfen würde. Und endlich ließ es ab, mich anzusehen, und starb in meinem Schoß, wie allein, wie hundert Meilen von mir."

„Man soll kein Tier an sich gewöhnen, Gita, das ist wahr. Man lädt eine Schuld auf sich damit, man verspricht, und man kann nicht halten. Ein fortwährendes Versagen ist unser Teil bei diesem Verkehr. Und es ist bei den Menschen nicht anders, nur daß da immer beide schuldig werden, einer am anderen. Und das heißt, sich lieb haben: aneinander schuldig werden, nicht mehr, Gita, nicht mehr."

„Ich weiß," sagte Gita, „aber das ist viel."

Und dann gingen sie zusammen, Hand in Hand auf dem Kirchhof umher und dachten nicht, daß es anders sein könnte, als es war.

Und doch wurde es anders. Es kam der August und ein Tag im August, da die Gassen der Stadt wie im Fieber waren, schwer, bang, ohne Wind. Der fremde Mann erwartete Gita an der Kirchhofstür, bleich und ernst.

„Ich habe einen bösen Traum gehabt, Gita", rief er ihr zu. „Geh nach Hause und komm nicht wieder her, eh ich dich wissen lasse, daß du kommen sollst. Ich werde vielleicht viel Arbeit haben jetzt. Leb wohl."

Sie aber warf sich ihm an die Brust und weinte. Und er ließ sie weinen, so lange sie wollte, und sah ihr lange nach, als sie ging. Er hatte sich nicht geirrt; es begann ernsthafte Arbeit. Täglich kamen jetzt zwei oder drei Leichenzüge heraus. Viele Bürger folgten ihnen; es waren reiche und festliche Begräbnisse, bei denen Weihrauch und Gesang nicht fehlte. Der Fremde aber wußte, was noch niemand ausgesprochen hatte: Die Pest war in der Stadt. Die Tage wurden immer heißer und stechender unter den tödlichen Himmeln, und die Nächte kamen und kühlten nicht. Und Entsetzen und Angst legte sich

auf die Hände derer, die ein Handwerk trieben, und auf die Herzen derjenigen, welche liebten — und lähmte sie. Und es war eine Stille in den Häusern, wie am größten Feiertag, oder wie mitten in der Nacht. Aber die Kirchen waren erfüllt von verstörten Gesichtern. Und plötzlich begannen die Glocken zu läuten, alle, fuhren auf, brachen in Klänge aus: als hätten wilde Tiere die Glockenstricke angesprungen und sich verbissen in ihnen: so läuteten sie, atemlos.

In diesen schrecklichen Tagen war der Totengräber der einzige, der arbeitete. Seine Arme erstarkten bei den größeren Anforderungen seines Amtes, und es war sogar eine gewisse Frohheit in ihm, die Frohheit seines Blutes, welches sich rascher bewegte.

Aber eines Morgens, als er nach kurzem Schlaf erwachte, stand Gita vor ihm. „Bist du krank?"

„Nein, nein." Und er begriff erst allmählich, was sie, hastig und verworren, sprach.

Sie sagte, die Leute von San Rocco seien unterwegs, gegen ihn. Sie wollten ihn töten, denn „du, sagen sie, hast die Pest heraufbeschworen. Du hast auf der leeren Seite des Kirchhofes, wo nichts war, Hügel gemacht, Gräber, sagen sie, und hast die Leichen gerufen mit diesen Gräbern. Flieh, flieh!" bat Gita und warf sich in die Kniee, heftig, als stürzte sie von der Höhe eines Turmes. Und auf dem Wege war schon ein dunkler Haufe zu sehen, der schwoll und näher kam. Staub voran. Und aus dem dumpfen Gemurmel der Menge lösen sich schon einzelne Worte und drohen. Und Gita springt auf und fällt wieder in die Kniee und will den Fremden mit sich ziehen.

Er aber steht wie aus Stein, steht, und befiehlt ihr, hineinzugehen in sein Haus und zu warten. Sie gehorcht. Sie hockt im Haus hinter der Tür, und das Herz klopft ihr im Hals und in den Händen, überall.

Da kommt ein Stein, wieder ein Stein; man hört sie beide

in die Hecke schlagen. Gita erträgt es nicht mehr. Sie reißt die Türe auf und läuft, läuft gerade auf den dritten Stein zu, der ihr die Stirne zerschlägt. Der Fremde fängt sie auf, wie sie fällt, und trägt sie hinein in sein kleines, dunkles Haus. Und das Volk johlt und ist schon ganz nahe an der niedrigen Hecke, die es nicht aufhalten wird. Aber da geschieht etwas Unerwartetes, Furchtbares. Der kleine Schreiber mit dem Kahlkopf, Theophilo, hängt sich plötzlich an seinen Nachbar, den Schmied aus der Gasse Vicolo Sma. Trinità. Er taumelt, und seine Augen verdrehen sich auf eine seltsame Art. Und zugleich beginnt in der dritten Reihe ein Knabe zu schwanken, und hinter ihm schreit eine Frau, eine Schwangere, auf, schreit, schreit, und alle kennen diesen Schrei und jagen auseinander, wahnsinnig vor Angst. Der Schmied, ein großer, starker Mann, zittert und schüttelt den Arm, an dem der Schreiber gehangen hat, als wollte er ihn von sich schleudern, schüttelt und schüttelt.

Und drinnen im Hause kommt Gita, die auf dem Bette liegt, noch einmal zu sich und horcht.

„Sie sind fort“, sagt der Fremde, der über sie gebeugt ist. Sie kann ihn nicht mehr sehen, aber sie tastet leise über sein gesenktes Gesicht, um doch noch einmal zu wissen, wie es war. Ihr ist, als hätten sie lange zusammen gelebt, der Fremde und sie, Jahre und Jahre.

Und plötzlich sagt sie: „Die Zeit macht es nicht, nicht wahr?“

„Nein,“ sagt er, „Gita, die Zeit macht es nicht.“ Und er weiß, was sie meint. So stirbt sie.

Und er gräbt ihr ein Grab am Ende des Mittelweges, in dem reinen glänzenden Kies. Und der Mond kommt, und es ist, als ob er in Silber grübe. Und er legt sie hinein auf Blumen und deckt sie mit Blumen zu. „Du Liebe“, sagt er und steht eine Weile still. Aber gleich darauf, als hätte er Angst vor

dem Stillestehen und vor dem Nachdenken, beginnt er zu arbeiten. Sieben Särge stehen noch unbeerdigt; man hat sie im Laufe des letzten Tages herausgebracht. Ohne viel Gefolge, obwohl in dem einen, besonders breiten Eichensarg Gian-Battista Vignola liegt, der Podestà.

Alles ist anders geworden. Würden gelten nicht mehr. Statt eines Toten mit vielen Lebenden, kommt jetzt immer ein Lebender und bringt auf seinem Karren drei, vier Särge mit. Der rote Pippo, der das zu seinem Geschäft gemacht hat. Und der Fremde mißt, wie viel Raum er noch hat. Raum für etwa fünfzehn Gräber. Und so beginnt er seine Arbeit, und zuerst ist sein Spaten die einzige Stimme in der Nacht. Bis man wieder das Sterben hört aus der Stadt. Denn jetzt hält sich keiner mehr zurück; es ist kein Geheimnis mehr. Wen die Krankheit packt oder auch nur die Angst davor, der schreit und schreit und schreit, bis es zu Ende ist. Mütter fürchten sich vor ihren Kindern, keiner erkennt mehr den anderen, wie in ungeheurer Dunkelheit. Einzelne Verzweifelte halten Gelage und werfen die trunkenen Dirnen, wenn sie zu taumeln beginnen, aus den Fenstern hinaus, in Angst, die Krankheit könnte sie ergriffen haben.

Aber der Fremde draußen gräbt ruhig fort. Er hat das Gefühl: So lang er Herr ist hier, in diesen vier Hecken, so lang er hier ordnen kann und bauen, und wenigstens außen, wenigstens durch Blumen und Beete, diesem wahnwitzigen Zufall einen Sinn geben und ihn mit dem Land ringsherum versöhnen und in Einklang bringen kann, so lange hat der andere nicht Recht, und es kann ein Tag kommen, wo er — der andere — müd wird, nachgibt. Und zwei Gräber sind schon fertig. Aber da kommt es: Lachen, Stimmen, und ein Wagen knarrt. Der Wagen ist über und über mit Leichen beladen. Und der rote Pippo hat Genossen gefunden, die ihm helfen. Und sie greifen blind und gierig hinein in den Überfluß und zerren

einen heraus, der sich zu wehren scheint, und schleudern ihn über die Hecke auf den Kirchhof. Und wieder einen. Der Fremde schafft ruhig weiter. Bis ihm der Körper eines jungen Mädchens, nackt und blutig, mit mißhandeltem Haar, vor die Füße fällt. Da droht der Totengräber hinaus in die Nacht. Und er will wieder an seine Arbeit gehen. Aber die trunkenen Bursche sind nicht aufgelegt, sich befehlen zu lassen. Immer wieder taucht der rote Pippo auf, hebt die flache Stirne und wirft einen Körper über die Hecke. So stauen sich die Leichen um den ruhigen Arbeiter auf. Leichen, Leichen, Leichen. Schwerer und schwerer geht der Spaten. Die Hände der Toten selbst scheinen sich wehrend darauf zu legen. Da hält der Fremde an. Auf seiner Stirne steht Schweiß. In seiner Brust ringt etwas. Dann tritt er näher an die Hecke heran, und als wieder Pippos roter, runder Kopf sich hebt, schwingt er mit weitem Ausholen den Spaten, fühlt wie er trifft und sieht noch, daß er schwarz und naß ist, wie er ihn zurückzieht. Er wirft ihn in weitem Bogen fort, und senkt die Stirn. Und so geht er langsam aus seinem Garten, in die Nacht: ein Besiegter. Einer, der zu früh gekommen ist, viel zu früh.

* * *

RAINER MARIA RILKE

SCHLUSSSTÜCK

DER Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.

* * *

NIKOLAUS LENAU

DER POSTILLON

Faksimile der eigenhändigen Niederschrift

Fräulein Lotte v. Hartmann auf die Reise mitgegeben.

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Feld u. Hain,
Jeder Pfad verlassen,
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leiser nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Zagend nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten so wonniglich
Durch die stillen Räume.

Munter war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Flur und Wald im schnellen Zug
Kaum gegrüßt – gemieden,
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Frühlingsglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber.

„Halten muß hier Roß und Rad,
„Mag's euch nicht gefährden;
„Drüben liegt mein Kamerad
„In der kühlen Erden!"

„War ein herzlieber Gesell!
„Herr, 's ist ewig schade,
„Keiner blies das Horn so hell,
„Wie mein Kamerade.

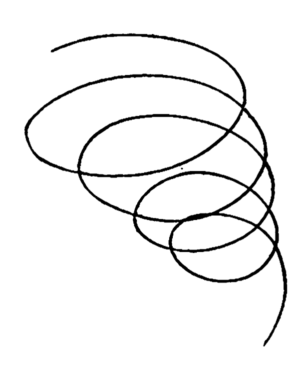
~~Und dem Kirchhof blies~~

„Hier ich immer halten muß,
„Dem dort unterm Rasen
„Zum getreuen Brudergruß
„Sein ~~treu~~ Leiblied zu blasen!"

Und dem ~~Kirchhof~~ Friedhof blies er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel,
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.



AUGUST STRINDBERG

DIE STOCKHOLMER SCHÄREN

DIE Stockholmer Schären haben mich stets besonders angezogen. Vielleicht weil meine Vaterstadt Stockholm und ihre Umgebung selbst einen Teil der Schären bilden. Der Mälarsee war ja ursprünglich ein Meeresarm, der durch Wasseradern bei Södertelge und Stocksund bei Stockholm mit dem Meere in Verbindung stand. Kedjeskär, das jetzige Ridderholm, bewahrte in seinem Namen das Andenken an seine ursprüngliche Natur, eine Schäre, ebenso wie eine Fahrt über den Mälarsee mit seinen Tausenden von Inseln und Inselchen an die Landschaft erinnert, die, ein Gemisch von Land und Wasser, sich östlich der Hauptstadt an sieben Meilen weit ins Meer erstreckt. Diese ganz zerklüftete Küstenstrecke ruht zum allergrößten Teile auf der Urformation: Gneis, Granit und Eisenerz, an welch letzterem nur Utö sich hinreichend ergiebig für die Ausbeute erwies. Pegmatit, eine Granitrarität, tritt hin und wieder in so großen Ansammlungen auf, daß es wegen des von den Porzellanfabriken verwendeten Feldspats gegraben wird.

Das Fehlen der jüngeren Formationen mit ihren horizontalen Lagerungen in hellen, leichten Farbentönen verleiht der Schärenlandschaft einen Zug von Wildheit und Düsterkeit, wie er der Urformation eigen ist.

Durch die losgerissenen, rohen, unregelmäßigen Blöcke werden die Umrisse der Landschaft auf den Höhen kamm- oder wellenförmig, und dort, wo das Meer seine Schleifarbeit verrichtete, flach, holperig, bucklig. Die teilweise Schiefrigkeit des Gneises setzt die Strandklippen auch den Sprengungen des Eises aus, so daß Grotten, Höhlungen und tiefe Spalten die Wildheit des Landschaftscharakters erhöhen. Dieser hat daher auch nie die Einförmigkeit der Kalk- oder Sandsteinfalaisen

an der französischen Nordküste. Diese Wildheit wird jäh unterbrochen von dem reichen Boden der Quartärperiode, mit seinem Muränenschutt und Glaziallehm, Schneckensand, Moosmull und vermodertem Tang. Die Ergiebigkeit dieses Bodens wird häufig noch durch die Abfälle der seit Jahrtausenden betriebenen großen Fischereien, welche auf den Versandungen reiche Moderschichten bilden, draußen auf dem Kobben aber durch den Guano der Seevögel erhöht. Auf dieser Erdschicht wachsen Föhren und Tannen; und verleiht die Gotik der Tanne den inneren Schären ihren ausgesprochenen Charakter, so wagt sich die abgehärtetere Föhre tief hinaus in die offene See. Dort auf den letzten Felsplatten krümmt sie sich in der Richtung der vorherrschenden Winde.

In den Talsenkungen ist das Wiesenland infolge der Ausschlämmung und des Salzwassers besonders prächtig, und die Naturwiese weist eine reiche Flora aller wilden Prachtgewächse des mittleren Schwedens auf, unter denen die Orchideen und der blaue Speik die vornehmsten sein dürften. Am Strande leuchten die Fackelblume, die Königskerze, im Walde gedeiht die Heidelbeere, in den Lichtungen die Preiselbeere, und in den Moosen ist die Sumpfbrombeere nicht selten. Den niedrig gelegenen Inseln mit besserer Humusart verleiht der Reichtum an Laubholz und Gebüsch einen besonders freundlichen Charakter. Die Eiche belebt hier mit ihren weichen Linien und dem so lichten Laubwerk die Nadelbaumlandschaft; und das Lieblichste, was man nur sehen kann, ist der Haag, diese Eigentümlichkeit des Nordens, eine Kreuzung von Wald, Unterholz und Wiese, wo unter einem Gemisch von Birken und Nadelbäumen die Haselnußsträucher Laubengänge über den Fahrwegen bilden, die man hier „Drogen" nennt. Es sind geradezu Teile eines englischen Parkes, die man hier durchwandert, bis man endlich auf die Strandklippen mit den Tannen und Föhren auf dem Torfmoose und noch tiefer unten

auf die Sandablagerungen und Tanggürtel der Meeresbuchten stößt. Zieht sich ein Ausläufer der Bucht tiefer ins Land hinein, so umgibt ihn stets ein schöner Rahmen von Erlen und üppigen Schilfbänken.

Dieser Wechsel von Düsterem und Lachendem, von Armut und Reichtum, von Anmut und Wildheit, von Binnenland und Meeresküste ist es, der den östlichen Schären Schwedens etwas so Fesselndes gibt. Hiezu kommt, daß durch die größtenteils steinigen Ufer das Wasser klar und durchsichtig ist, und selbst so Fesselndes gibt. Hiezu kommt, daß durch die größtenteils steinigen Ufer das Wasser klar und durchsichtig ist, und selbst wo der Sand ins Wasser reicht, ist er so schwer und rein, daß ein Badender sich nicht zu ekeln braucht, wie an der französischen Nordküste, wo ein Seebad einem Schlammbade gleicht. Vielen Unannehmlichkeiten des offenen Meeres entgeht man hier, während man die meisten Vorteile des Binnenlandes genießt; ein großer Vorzug der östlichen Schären vor der abgeholzten öden Westküste.

Raubtiere von beunruhigender Art gibt es hier in der Tierwelt nicht. Der Fuchs, der Luchs, das Wiesel sind die grimmigsten. Glänzende Gelegenheiten zu Jagden bietet das Elen, das sich hier heraus geflüchtet und sein Standquartier in den Sümpfen und Waldungen der größeren Inseln genommen hat. Dachse, Hasen, Ottern und Seehunde tragen gleichfalls ihr Fell zu Markte, und die Hasenjagd auf der Bischofsinsel ist berühmt. Unter den Waldvögeln sind Birkhühner und Auerhähne sehr zahlreich, doch können die Einheimischen nicht Jagd auf sie machen, weil es ihnen an den geeigneten Hunden fehlt. Sie geben sich ausschließlich mit der Seevogeljagd ab, bei der sie sich vorzugsweise des Balban (Lockvogels) bedienen. Die streichende Eidergans wird dabei nicht geschont, die brütende hingegen sorgsam behütet, wenn auch ein oder das andere Ei bei einer längeren Jagdpartie als Proviant herhalten muß. Den

Gänsejäger, dessen Weibchen sich geduldig als Leghenne gebrauchen läßt, ködert man meist vom Holk aus.

Das Fleisch der Eidergans wird erst gut, wenn man die fette Haut abzieht und den Vogel eine Nacht in Milch liegen läßt. Es schmeckt dann wie Renntierfleisch und verliert gänzlich den tranigen Geschmack. Behandelt man den Gänsejäger, die Tauchente, das schwarze Wasserhuhn ebenso, werden auch sie ganz gut eßbar, besonders wenn man sie, wie die Ente, mit Petersilie spickt.

Der schlimmste Raubvogel der Schären ist der Fluß- oder Fischadler, der unter den Hechten in den seichten Gewässern der Schilfbuchten große Verheerungen anrichtet. Seltener zeigt sich der Seeadler, der am liebsten weiter draußen auf dem offenen Meere jagt. Sehr lästig und zuweilen gefährlich ist die überaus häufig vorkommende Ringelnatter, die ebensowohl in den Heidelbeersträuchern wie am Strande, man kann fast sagen so gut wie überall anzutreffen ist, und deren Dreistigkeit draußen auf den äußeren Schären so groß wird, daß sie hoch aufgerichtet schon Fischer angefallen haben soll, die aus den Booten ans Land steigen wollten. Das Volk schont sie nicht, obgleich es glaubt, sie sauge das Gift aus der Erde, auch zeigt der Schärenbewohner keine Verehrung des anderwärts heilig gehaltenen Tieres.

In diesem Gebiet der meerumspülten Ortschaften lebt nun eine Bevölkerung, die ihren Vermögensverhältnissen nach in drei Klassen eingeteilt werden kann: eine, die Ackerbau treibt, zumeist auf den großen Inseln ansässig; die Mittelklasse, die sich gleichzeitig mit Ackerbau und Fischfang beschäftigt; und endlich die eigentlichen Schärenleute, die hauptsächlich von Fischerei und Jagd leben, daneben aber eine Kuh, ein Schaf und einige Hühner halten.

Der Ackerbau ist, soweit er betrieben werden kann, durchaus nicht schlecht. Prächtiger Lehmboden gibt guten Weizen, und

selbst der kleinere Bauer hat noch immer etwas im Winkel für den Hausbedarf. Die Salzseeweiden sind berühmt, und durch die kali- und natronhaltigen Strandgewächse, neben denen den Kühen auch noch die grenzenlose Salzlake stets zu Gebote steht, wird die Butter vorzüglich.

Das Schaffleisch wird von dem kurzen Gras der hochgelegenen Strandwiesen fest und lecker, gerade wie das französische Présalé auf ähnlichem Boden. Hiezu kommt ein vergleichsweise mildes Klima, das jedoch von dem des Binnenlandes insofern bedeutend abweicht, als der Frühling später eintritt — zuweilen um volle vierzehn Tage später als zum Beispiel in Stockholm, so daß Sommergäste von dort das Knospen der Bäume in einem Jahre zweimal mitmachen können —; dagegen läßt auch der Herbst länger auf sich warten, da nun das erwärmte Meer als Wärmeleiter dient. Wie man behauptet, soll das Klima der Schären für den Ackerbau den Nachteil des trockenen Vorsommers und regnerischen Nachsommers haben. Die Saat- und Wachszeit leide dadurch unter Dürre, die Heu- und Erntezeit unter Regen.

Ein besonders mildes Klima hat die Gegend von Nynäs, wo der Efeu wild überwintert und der Wein häufig am Spalier reift.

Für den Fischer oder den eigentlichen Schärenmann sind natürlich die Produkte des Meeres von größter Bedeutung. Hier ist der Hauptfisch der Strömling, der im Frühjahr und Herbst in riesigen Netzen, welche auf Tiefgrund verankert liegen, gefangen wird. Mit den Schleppgarnen werden ferner auch Hechte und Barsche gefangen, wiewohl man dem Hecht auch mit der Stabangel, dem Barsch mit Netzen nachstellt. Die minderwertigen Flundern fängt man mit dem Netze, Aale werden bei Fackellicht gestochen oder in Fischreusen gelockt, während die Quabbe durch Keulenschläge auf das Eis, durch das hindurch man das garstige Schleimtier auf dem Grunde

liegen sieht, betäubt wird. Der Kühling bildet den Gegenstand eines ganz besonderen Sports, das „Badfischen“ genannt. Sobald nämlich im Spätsommer das Wasser der Buchten erwärmt ist, zieht der Kühling hinauf, um, wie man es nennt, zu baden. In dieser Zeit hält man von den Baumwipfeln der Landzungen Ausschau, und sowie der Kundschafter es im Wasser lebendig werden sieht, benachrichtigt er die Kameraden, die in ihren flachen Kähnen, die Ruder fest mit Wollstrümpfen umwickelt, damit die Fische nicht verscheucht werden, alsbald von beiden Ufern herbeikommen. Da wird nun das Netz vor die Mündung der Bucht gespannt, und zwar mit bestmöglichem Erfolg.

Die Bevölkerung dieser abgeschiedenen, wohlverborgenen kleinen Welt ohne jede regelmäßige Verkehrsverbindung scheint in vielfacher Beziehung sehr gemischt. Eine stete Auslese hat sich hier von selbst vollzogen, indem der intelligentere Teil der Jugend zur Marine, zum Lotsenamt, zum Zollwesen ging, die zurückgebliebenen stationären Geister das Gewerbe der Väter fortsetzten oder einen Dienst, sei es in Stockholm, sei es im Innern des Landes, suchten. Die Schären waren eben nie ein besonders günstiger Ort für die Gründung von Familien und von Wirtschaften, da das Land dem Feinde offen lag und Leben und Eigentum durch die entfernt wohnenden Hüter des Gesetzes keinen sonderlichen Schutz fanden. Es ist daher auch keine Spur von Lokalpatriotismus vorhanden, wenngleich der Einwanderer mit den gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Mir will es — den Ortsnamen, den Typen und Sitten nach zu schließen — sogar scheinen, als hätten die Schären eine Art Zufluchtsort gebildet für allerlei Leute aus dem Innern des Landes, die guten Grund hatten, abgeschiedene Gegenden aufzusuchen. Ein selbständiger Dialekt ist nicht wahrzunehmen, wohl aber ein Gemisch von vielen Mundarten; und so manche einfache Sitten und Rechtsbegriffe des Naturzustandes

deuten darauf hin, daß hier draußen, der bürgerlichen Gesellschaft entrückt, sich ein Haufe ungeselliger, geordnetem Zusammenleben schwer zugänglicher Freiluftliebhaber, oder ganz einfach praktischer Widersacher eines regelrechten Militärdienstes und Zollwesens zusammengefunden habe. Bei der Geschichte des Erwerbes gewisser Inseln scheint es sich um Kapereien, zweideutige maritime Heldentaten, ja auch um königlichen Personen geleistete Privatdienste gehandelt zu haben, und die Grundbücher sollen stellenweise nicht ganz zuverlässige Auskünfte darüber geben, ob der Boden freies oder zinspflichtiges Gut sei.

Auch noch andere Zeichen finden sich, die auf Einwanderungen oder vielleicht auch nur auf räuberische Einfälle von Finnen, Esten, Russen und anderen Ostländern hinweisen.

Besonders gegen die Esten hegt man noch heutigentages entschiedenen Widerwillen, gegen diese Schattengestalten, die, selbst grau, auf grauen gespenstischen, wie aus alten zerfallenen Planken zusammengezimmerten, mit geflickten Kohlensäcken getakelten Fahrzeugen auftauchen. Legt solch ein fliegender Holländer bei einer Kobbe an, so pflegt der Fischer hinauszurudern und nachzusehen, ob das Feuer ordentlich verlöscht ist, und weit lieber nimmt er gegenüber diesen Vagabunden des Meeres, die mit oder ohne Grund im Verdachte stehen, Salz nach Rußland zu schmuggeln, die Branntweinflasche als die Büchse zu Hilfe. Einzelne Wohlhabende kommen wohl unter den Schärenbewohnern vor, doch die meisten haben mit Armut zu kämpfen, und manche leben im tiefsten Elend, sich im Winter von Salzlake, Heringsköpfen und Kartoffeln nährend. Der Beruf des Fischers, der dem des Spielers verwandt ist, veranlaßt nicht zur Sparsamkeit. Ein glücklicher Fang schenkt ihm an einem Tage ein Vermögen, und sofort stellt sich der Glaube an das Glück ein, mit seinen gefährlichen Folgen. Vom

Hüter des Gesetzes fern, hat Notwehr den Schärenbewohner sich sein eigenes Lynchgesetz schaffen lassen, und aus schlauer Berechnung spricht er lieber frei, als daß er verurteilt, wohl in der Hoffnung, wenn seine Stunde schlägt, selbst freigesprochen zu werden. Die Nachsicht mit den Missetaten anderer habe ich nirgends schöner ausdrücken hören, als es hier geschah, wo die Leute von dem „Fehltritte“ eines Mannes sprachen, der seine Frau ertränkt hatte.

Der Schärenmann ist ein Einsiedler. Er hat weit zum Gerichtshause, hat zur Schule weit, weit zu den Nachbarn, weit zur Stadt. Der Badeort ist sein nächstes Zivilisationszentrum. Dort lernt er aber nur den Luxus und die Mißgunst gegen Menschen kennen, die er drei Monate lang Feste halten sieht; bekommt er doch nur solche, nicht aber die fronenden Mitglieder der Gesellschaft, die in der Stadt weilen, zu sehen.

In seiner Einsamkeit würde er, wenn er Anleitung hätte, ein Denker werden. Statt dessen wird er ein Phantast, und so geschickt er auch in seinem Beruf, so klarsehend er im Alltagsleben sein mag, er wird nur zu leicht eine Beute seiner subjektiven Eindrücke, wird zum „Hellseher“, zum Sonderling und zieht falsche Schlüsse, Ursache und Wirkung häufig verwechselnd.

Hat er zum Beispiel einen Heller unter einen Stein geopfert und der Fischfang fällt ergiebig aus, so ist der Heller die mächtige Ursache. Er ist abergläubisch und steckt so voll Heidentum, daß die Symbole der christlichen Kirche ihm mit Beschwörungen, Besprechungen und allerhand Zaubereien gleichbedeutend sind.

Die Familie baut sich, wo keine ökonomische Berechnung mitspricht, den althergebrachten Sitten und einfachen Forderungen der Natur gemäß auf. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist ungezwungen, und die Ehe wird in der Regel mit dem Erscheinen des Kindes geschlossen, wenn nämlich

das Mädchen sich worthältig und der Gründung der Familie geneigt zeigt. Ist dies nicht der Fall, so entstehen mitunter schwere Verwickelungen, die mit dem Verschwinden des Kindes und anderen Mißlichkeiten enden — Verwickelungen, die aller Welt, nur nicht dem Länsmanne zu Ohren kommen. Er könnte übrigens auch, da keine Zeugen sich finden lassen, in der Sache nichts weiter tun.

Beginnen die Bande der Familie zu zerreißen und werden die Leidenschaften lange niedergehalten, so kommt es hier, wo der Nachbar fern, nicht selten zu schauerlichen Ausbrüchen der Naturgewalten, wobei es der an Tod und Verderben gewöhnte Schärenbewohner mit den Mitteln nicht so genau nimmt. Dann spielen sich dort draußen verschwiegene Trauerspiele ab, von denen man nur Andeutungen vernimmt. Da werden Bande des Blutes gesprengt, die Schranken übersprungen, und mit rauher Hand greift die Natur nach dem, was sie an sich zu reißen vermag. Für Hunger und für Liebe gibt es sodann nicht Rücksicht mehr, noch Gesetz.

Einleitung zu der in deutscher Sprache noch nicht veröffentlichten Novellensammlung „Schärenleute“ (Insel-Bücherei Nr. 332), worin, nach des Dichters eigenen Worten, im Gegensatz zu den „Leuten auf Hemsö“, die das Lichte, Lachende im Leben des Schärenbewohners schildern, die Halbschatten gezeigt werden. Die autorisierte Übertragung ist von Erich Holm.

* * *

HANS CAROSSA

AUS EINEM KRIEGSTAGEBUCH

11. November 1916.

VORMITTAGS um 10 Uhr, als die Sonne sehr grell gegen die feindliche Stellung fiel, wurde durch verwegenen Überfall mit einer Handvoll Leuten der 6. und 7. Kompanie den Rumänen Lespédii entrissen. Jetzt ist es 4 Uhr, und bereits

haben sie den siebenten Sturmlauf unternommen, um das Hügelchen zurückzugewinnen. Die Unsrigen rühmen die Todesverachtung der Gegner, sagen aber, daß es ihnen an Besonnenheit und Erfahrung fehle. Jedesmal, ehe sie ansetzen, hört man, wie drüben ein Führer eine Rede hält, worauf ein wilder Marsch ertönt, bei dessen Klängen sie heranrasen wie Trunkene. So läßt sich aus Musik, der reinen Kunst, ein Fluidum bereiten, das den Menschen über seine Grenzen hinaustreibt und mit dem Gefühl des Lebens dermaßen überlädt, daß er sich sehnt, es abzuwerfen.

Es ist vorauszusehen, daß die Fortschaffung der Verwundeten bis morgen stocken wird, und ich beschloß, noch einige Gruppen von Trägern anzufordern. Unwillig überließ mir der Adjutant das Telephon. Ich erfuhr, daß unser Divisionsarzt samt seiner Sanitätskompanie einem andern Frontabschnitt zugeteilt worden war. Die andern deutschen Stellen erwiderten mit vagen Vertröstungen, schon sah ich die mir anvertrauten Verwundeten der Erfrierung und dem Hunger ausgesetzt und wollte den Apparat verlassen, um beim Oberst Gehör zu erbitten, da lehnte an einer Fichte, schlank, leicht gebückt, mit klarer, steiler Stirne ein junger ungarischer Kadett neben mir, dessen kühle graue Augen mit einiger Teilnahme auf mich gerichtet waren.

„Darf ich Ihnen einen Rat geben?" sagte er, höflich grüßend. „Wenn Sie irgendwie Mangel haben, wenden Sie sich stets an den österreichischen Hauptmann Gebert in Bereczk. Er hilft immer . . ."

Der junge Mann glich eher einem stillen Gelehrten als einem Soldaten, vielleicht gerade darum faßte ich Vertrauen. Und wirklich, sehr aufgeräumt wie ein Kaufmann, der gute Geschäfte zustande kommen sieht, erwiderte der fern Gerufene: „Warum nur sechs Gruppen? Ich schicke lieber zwölf! Haben Sie genug Verbandstoff?" Ich bat um eine mäßige Menge, und

er versprach, ein Eselchen mit Kompressen und Binden beladen den Trägern bald nachzuschicken. „Bis 5 Uhr morgens ist alles bei Ihnen", setzte er hinzu. Nie war ich froheren Herzens von einem Telephon fortgetreten. Leider aber war der unverhoffte jugendliche Schutzgeist, als ich mich wandte, um ihm Dank zu sagen, nicht mehr zugegen.

12. November. 6 Uhr morgens.

Da der Verbandraum längst überfüllt ist, haben wir die neuen Verwundeten in ein ganz nahes tiefes Tälchen gelegt und ein großes Feuer angezündet, um die Luft zu erwärmen. Die Toten werden auf einer moosigen Fläche zusammengetragen, etwas jenseits des Feuers, das sich unter dem Winde zu ihnen hinüberstreckt, wie um sie zu verzehren. Kurz vor Mitternacht kommt eine Meldung, daß die Rumänen von der Front zurückgezogen und durch ein russisches Regiment ersetzt worden seien.

Es wurde nun sehr still in der Tiefe, und nach 1 Uhr kamen auch keine Verwundeten mehr. Ich legte mich um 2 Uhr in das Zelt und schlief ein. Da hatte ich einen wunderlichen Traum. Auf einmal befand ich mich bei Anna und dem kleinen Wilhelm in unserm Wohnzimmer zu P. Es sah darin sehr kahl und ärmlich aus; fast alle Möbel waren entfernt, die Wände voller Sprünge, die Spiegel blind. Anna, mit magerem weißen Gesicht, lag in einem schlechten zerschlissenen Bett und sagte gelassen, fast heiter, daß sie schon lange nichts mehr zu essen hätten. Wilhelm saß an seinem Tischchen und schrieb auf einer Schiefertafel. Von Zeit zu Zeit legte er den Griffel weg, nahm ein Spritzkännchen, ging ans Fenster und begoß Pflanzen, die dort in Scherben wuchsen. „Was tust du?" fragte ich. „Ich muß die Königsblumen gießen", gab er mit großem Ernst zur Antwort und schrieb wieder. „Ja, das sind kostbare Blumen," sagte Anna, „schau sie dir an! Die meisten, leider,

verwelken, bevor sie zum Blühen kommen; die mittlere aber, die große, wird sicherlich aufgehen, das ist genug. Sie wird uns alles geben, was wir brauchen, Kleider und Schuhe, Brot und Wein." „Kleider, Schuhe, Brot und Wein", wiederholte das Söhnchen in singendem Ton, stand auf und begann wieder zu gießen. Ich betrachtete die Pflanze; es war eigentlich nur eine große blaßgrüne Knospe von unregelmäßiger Form, die aus einem behaarten weißen Stengel hervorwuchs. Sah man sie länger an, so konnte man in der Tat finden, sie gleiche einem unentfalteten grünen Figürchen mit winzigen gelben Kronenzacken. Und auf einmal war auch mir zumute wie jenen beiden, so verarmt und so voll rätselhafter Hoffnung. Zugleich aber fiel mir ein, daß ich ja Brot und Wein bei mir trug, echten Tokaier, den ich vor Wochen in Arad gekauft hatte, und herrliches weißes Brot aus Budapest — sogleich packte ich aus, rückte das Tischchen zum Bett, und wir aßen und tranken, enthielten uns aber jeder Liebkosung, ja jedes innigen Wortes, als hätten wir ein tiefes Wissen, daß wir nur Traumwesen waren und uns durch Berührung oder durch ein Übermaß gezeigten Gefühls zerstören konnten. Annas Wangen röteten sich, ihre Augen glänzten; der Kleine wurde sehr fröhlich, er sagte: „Ich will die Blume mit Wein besprengen, damit sie schneller wächst!" Er schüttete ein wenig auf die hohle Hand und ließ es auf die Knospe tropfen; diese wuchs gewaltig, auch prägte sich die Figur deutlicher aus — plötzlich, mit feinem Klingen, zuckte ein Licht, ein schmaler Strahl, purpurn und golden, zwischen Blättern hervor, der Knabe, entzückt und erschrocken, trat einen Schritt zurück — „Die Zeit ist da", rief Anna, ich aber hörte mich mit rauher Stimme angeredet und erwachte. Jemand hatte das Zelt geöffnet, ich sah den rötlich dämmernden Himmel, darüber hart funkelnd einen Stern, am Boden aber einen gebückten knieenden Mann in österreichischer Uniform, der mir eifrig und respektvoll

mit mühsamem Deutsch etwas zu erklären suchte. Raab, der herzutrat, sagte, es sei ein bosnischer Sanitätsfeldwebel, der Führer der eben eingetroffenen Verwundetenträger, der Mann lasse sichs nicht nehmen, er wolle deren Ankunft unverzüglich melden und um Befehle bitten. Ich beschloß, eine Gruppe für besondere Fälle bei mir zu behalten; die anderen bekommen Rast und Speise, dann beginnen sie ihren schweren Dienst. Es sind stämmige Männer in reifem Alter; sämtliche haben den sicheren federnden Gang, der dem Getragenen viele Schmerzen erspart. Auch das Eselchen ist schon da, ein rabenschwarzes mit weißen Ringen um die Augen, am ganzen Leibe noch dampfend von seiner frommen Mühsal. Alle sammeln sich darum, jeder streichelt es, jeder will sein Brot mit ihm teilen, und wie Völker alter Zeit sind wir nahe daran, das Unschuldig-Vernunftlose als das Göttliche zu verehren.

Drunten halten sie noch Ruhe. Manchmal, wie Gasperlen aus einem Sumpf, brodelt eine Schießmaschine. Die Verwundeten warten geduldig. Leichte Gifte lösen den Schmerz, und das große Feuer heizt weithin die Luft; sie flimmert wie fließendes Glas. Die Bosnier haben sich rings herumgesetzt; sie singen langtönige Lieder, in denen der Trochäus überwiegt. Ein starker Wind zerrt an den blauen Wurzeln der Flammen und wirft Funken und Fetzen brennenden Wacholders auf die Toten.

* * *

FELIX TIMMERMANS

DAS FEST

WÄHREND die andern im Garten auf und ab gingen und auf den Pastor warteten, stellten Pallieter, Charlot und Mariechen einen langen Tisch von Brettern auf Schrägbeinen im Schatten der Kastanie auf. Sie deckten ein blaukariertes Tischtuch dar-

über und belegten es mit hellgeblümten Tellern, glitzernden Gläsern, Messern, Löffeln und Gabeln.

Eine dichte Reihe von dickbestaubten Weinflaschen stand dunkel von einem Tischende zum andern: das sah aus wie hintereinander wandelnde Beginchen, und im Schatten lagen zwei große Fässer Bier.

Nach einer Viertelstunde kam der Pastor mit einer langen Tonpfeife langsam in den Garten. Alle setzten sich an den Tisch, und der blaue Schatten dämpfte die starken Farben ihrer rauschenden Kleider.

Während sie in Erwartung des Essens über dies und das plauderten, hielten einige vor ungeduldiger Eßlust schon den Löffel in der Hand und blickten, mit den Gedanken in der Küche, über die Wiesen und die Felder, die verlassen in der Sonne schimmerten.

Da kam Charlot mit der großen Suppenschüssel angelaufen. Sie schöpfte auf, schwieg dabei kein Ave-Maria lang still und suchte für jeden nach viel Klößchen.

Der Pastor schlug dann ein Kreuz und betete still. Die andern taten dasselbe, und Charlot blieb stehen, die Augen geschlossen und die fetten Hände über ihrem dicken Bauch gefaltet.

Dadurch gab es einen Augenblick feierlicher Stille, in die grell ein junges Hähnchen vom Misthaufen hineinkrähte.

Und dann fing das Geklapper der Löffel an und das Geschlabber der vielen Mäuler.

Als die Suppe alle war, wurden schon Pfeifen angesteckt, und dann stand Pallieter auf und sagte:

„Vettern und Kusinen von Charlot, ihr müßt hier all viel esse, denn wir haben viel gekocht, das muß alles all werden. Und darum sag ich, daß die vier Mensche, die am wenigsten esse, Strohhalm ziehen müsse, und daß der, der das kürzeste Endche zieht, mit dem bloßen Hintern in ein Teller Reisbrei gesetzt werden soll!"

Das wurde mit lautem Gelächter angenommen, und dann ward da gegessen und getrunken, wie auf einem Fest von Jupiter.

Niemand wollte die Schande erdulden, den lächerlichsten Teil seines Körpers zeigen zu müssen. Und die Männer und die Frauen, die stopften das Essen hinein, jeder wollte sein Bestes tun; der eine wollte nicht weniger leisten wie der andere.

Und es kam hintereinander im Überfluß: Steinbutt mit Kartoffeln, Schinken mit Bohnen, Kalbsbraten mit Spargel, kempische Hühner mit Salat, ein ganzes Spanferkel, mit einer Brille vor den Äuglein und einer Apfelsine im Rüssel, hundert Meter Wurst mit Weißkraut usw., und es wurde davon gegessen, aufgeladen und eingeschöpft, daß ihnen der Schweiß auf der Stirn stand und auf die Teller tropfte. Und um alles besser hinunterzukriegen, gossen sie beständig von dem kühlen Bier und dem feinen Wein durch die Kehle, ohne Glucksen und Schlucken, wie durch ein Ofenrohr. Es war ein Lärm und ein Durcheinander, und es wurde gelacht, wenn einer ein bißchen zu wenig aß, und im voraus Viktoria gekräht und gesungen.

Sonne und Schatten spielten auf den roten Gesichtern und glänzten hell auf den steifen Kitteln und den seidenen Halstüchern, und da draußen über der Hecke glitzerte die geschmeidige Nethe und streckten sich die ruhigen Sonntagsfelder. Süße Lieder hingen in den Bäumen, und der angenehme Duft des Gebratenen zog über das Feld.

Pallieter, der sich seinen Platz neben Mariechen gesucht hatte, wollte sich schief lachen, als er die fressenden Menschen sah.

Charel Verlinden, ein dicker Butteraufkäufer, ließ die Karbonaden mit Rübchen und Erbsen vorbeigehen. „Ich werd meinen Schaden gleich wieder einholen“, sagte er. Aber sie fingen alle an ihn auszulachen, und sie krümmten sich vor Vergnügen, daß sie sein großes Hinterteil zu sehen bekommen sollten.

Die Bäuche schwollen, und drei Leute standen wartend vor dem Örtchen. Und immerfort kam noch neues Essen dazu.

Ein junger Bauer wurde auf einmal blaß, lief hinter einen Baum, balkend wie ein Esel, erbrach sich und kam zurück mit „'s is nix!" Er trank sein Glas Wein aus und steckte sich eine neue Zigarre an. Mariechen warf Lubas ganze Stücke Fleisch zu, und der Herr Pastor sagte: „Trinken is auch Essen." Der fühlte sich beschützt durch seine Soutane und trank nur den alten, dunklen Wein.

Charlot konnte beinahe nicht mehr. „Ei, ich muß womöglich noch mit Strohhalm ziehn!" sagte sie. Da wurde aber einmal spitzbübisch gelacht, und man sang schon:

„Charlot is von der Brück ins Wässerlein gefalle!"

Es gab noch Krautspatzen mit Blumenkohl usw. usw. Eine angenehme Angst herrschte, und hundert Dummheiten wurden erzählt. Man trank immerfort, und der Wein stieg in die Köpfe. Aber dann kam das vorletzte Gericht: junge Tauben mit Kirschpudding. Stans gab ihrem Kinde mit dem Finger von dem Pudding, daß es sofort so rot wurde wie ein Indianer. Ein Knecht brachte eine zweite Schüssel, aber der Kleine von Stans schlug seine Pätschchen hinein, und der Teller fiel mit den Tauben in Stücken auf die Erde; zu vieler Freude, denn es gab wenige, die noch mit Appetit aßen.

Stans schüttelte ihr Kind darum, und der Kleine fing sofort an Mord und Brand zu schreien. Stans öffnete die Jacke, zwängte eine dicke, weiße Brust heraus und steckte sie in das mit Kirschsaft beschmierte Gesicht des schreienden Kindes. Der Kleine patschte seine fettigen Händchen darauf und fing an zu saugen. Das Rot aus seinem Gesichtchen klebte sofort auf ihrer weißen Brust.

Man wurde ausgelassen. Pallieter, der Mariechen neben sich fühlte, das schöne Kind, faßte sie um die Lenden und drückte mit seinem Kirschpuddingsmund einen Kuß auf ihre Wange,

auf der ein rotes Fleckchen blieb, und sogleich wurde alles, was Frau war, von den Mannsleuten geküßt. Es war ein Lärm und ein Gelächter, und hoch darüber klang das helle Krähen des Kindes. Stans vergaß die Brust wieder in die Jacke zu stecken, und die schwabbelte und wackelte mit, mit den Lachstößen ihres dicken Körpers. Gläser zerbrachen und rollten vom Tisch.

Die Sonne ging unter.

Aber da, auf einer Tragbahre, brachten zwei Mann die großen Teller mit Reisbrei. Von diesem Gericht hing alles ab. Jeder raffte seinen letzten Mut zusammen.

Eine magere Hexe und Pallieter aßen allein ihre Schüsseln leer. Und dann mußte Strohhalm gezogen werden zwischen dem Herrn Pastor, Mariechen, Charel Verlinden und Charlot. Das war eine ungeduldige Erwartung! Alle standen schweigend und nervös um Pallieter herum, und lauter Jubel brach los, als der dicke Butteraufkäufer das kleinste Ende zog.

Aber der dicke Bauer lief weg. „Halt ihn fest," rief Pallieter, „Charlot, bring den Teller." Die Bauern packten Charel, der zappelte wie ein Schwein, um loszukommen, und Charlot kam mit der riesigen Schüssel herangelaufen, aber sie lachte derartig, daß sie in die Röcke pißte und die Schüssel in tausend Stücke fallen ließ. Charel Verlinden tanzte vergnügt mit den Armen in der Luft herum, alles lachte, um einen Bruch davon zu kriegen, und Pallieter wälzte sich auf der Erde.

Erschöpft und ermüdet setzten sie sich auf den grünen Nethedeich, um auszuruhen, während die Sonne die Welt mit goldenen Strahlen umhüllte.

* * *

Als sie bis zum hellen Mondschein unter den niedrigen Zweigen von krummen Apfel- und Mispelbäumen gegessen und getrunken, gelacht und getanzt hatten, und als zum Schluß das kurze, schnelle Feuerwerk ihre Knochen durchzittert hatte,

nahmen sie mit viel Lärm und Geschrei Abschied von Charlot und zogen singend, mit Pallieter, der an Mariechens Arm auf einer Mundharmonika spielte, über den Wall und die Straßen nach dem Bahnhof.

Dort gab er den Weibsleuten allen ein paar knallende Küsse, bei Mariechen konnte er fast nicht aufhören und ließ sie nicht los, bis sie ihm versprochen hatte, binnen kurzem für ein paar Tage wiederzukommen.

Und so zogen sie fort, erhitzt und lärmend in ihren schönen Kleidern in ihr fernes Dorf, um morgen bei Sonnenaufgang schon wieder in schlechten Kleidern auf dem Mist und dem wachsenden Feld zu stehen und zu schaffen.

Und Pallieter fühlte, daß etwas von ihm mitging dorthin. Als er nach Hause kam, lag Charlot in der Küche mit dem feuerroten Kopf auf dem Tisch und schlief, den Rosenkranz und das Brevier neben sich.

Im Garten roch es nach verbranntem Papier von dem abgebrannten Feuerwerk. Der Mond schien und leuchtete auf Scherben von Flaschen und Tellern im Gras, auf das spritzende Fontänchen und die unordentlichen Gläser, das Eßgeschirr und die Früchte auf dem Tisch.

Pallieter fand es schön. Er setzte sich auf eine Bank und betrachtete es still.

Ganz fern in der Stadt war noch Kirmesmusik, und eine Nachtigall flötete dicht neben ihm. Er sah sie sitzen, mit dem Schwänzchen scharf im Profil auf der silbernen Mondscheibe abgezeichnet.

Sie flötete kurz, belauschte sich lang, aber jeder Ton war Gold wert. So saß Pallieter lange da mit dem Mondschein auf seinen Händen, und die Nacht sprach zu seinem Herzen.

Er ging hinaus.

Die Nethe war still, und nur hin und wieder leckte der Mond eine goldene Falte in das dunkle Wasser.

Die Wiesen lagen voll Dunst, und das Gras war naß vom Tau.

Die Stille war heilig.

Pallieter schritt langsam weiter, pflückte eine nasse Blume, die er zwischen den Zähnen wippen ließ, und sein Schatten wanderte mit ihm mit.

Er kam in das Feld, wo die Frucht regungslos in dem niedrigen Nebel stand.

Das Korn leuchtete, Sträucher bogen sich mondbeglänzt über mit weißen Blumen bewachsene Gräben, und die Birkenbäume raschelten mit ihren blinkenden Blättern, wie dünner Regen.

Er sah das weiße Hinterteil eines Kaninchens durch den Sellerie weghopsen, und ein bißchen weiter weg saß neben einem Holzhaufen im Gras ein Liebespaar und liebkoste sich schweigend.

Pallieter ging zur Seite, um sie nicht zu stören.

Nach all dem Rumoren und der äußerlichen Freude an diesem Kirmestag war er von dieser vollmondbeleuchteten Nacht ergriffen bis in die Seele, und das Herz schmolz ihm von ungekannter Güte in seiner Brust.

Er dachte an Mariechen, das gute und sanfte Mariechen, das er so schön fand wie ein Feld, deren Leib er umfaßt, deren Lippen er geküßt hatte.

Und er war voll Verlangen, daß Mariechen bei ihm sein möge, so ganz still, Hand in Hand, wie zwei brave Kinder.

Es war etwas in ihm, was er sich nicht erklären konnte, aber er ließ es ruhen, denn es war so süß für die Seele, wie eine kühle Kirsche für einen warmen Mund. Und an einem Tümpelchen, in dem der Mond stand, holte er die Mundharmonika aus der Tasche und seufzte und saugte solch zarte Silberklänge daraus, daß es klang, als wäre es der Mondschein, der sang.

Aus dem soeben erschienenen „Pallieter“.

ARNO NADEL

AUS DEM RELIGIÖSEN GEDICHTWERKE „DER TON“

Das Das

I

WAS ich von Gott im Tiefsten sprach,
Das ist das Das.
Das ist nicht menschlich mehr wie Gott,
Das sinnt nicht Plan, das schafft nicht Stoff und Leben,
Kaum ists das Andre noch —
Es ist das Das, nicht Gott vorbei, dahinter, —
Das Sein, das überm tiefsten Wort ist.
Es schaure Sein des Menschen, schaure nicht,
Ich künde dir das Ohne-Wort.
Was ich von Gott geredet,
Es fließt aus „Das“. „Das“ ist das Allerletzte.
Des Denkens Allerletztes nur,
Sonst tief das Tiefste, ohne Ohr und Auge,
Und über dem Gebet noch.
Der König überm König,
Das Sein, aus welchem sich das Können löst,
Selbst nicht mehr Sinn und Können,
Aus allem Nicht, das Sein des Seins.
Und sagt' ich: Ohne-Sein,
Auch dieses wär das Rechte.
Der Gott in Wahrheit ists,
Nicht mein, nicht dein Gott.
Die Macht in Wahrheit ists,
Nicht irgend Können mehr und Namen,
Nicht irgend Lehre mehr und Wesen.
Sprach ich die Worte, —
Als sie im Wirbel Reinstes malten,
Da stand das „Das“ dahinter,
Darüber und darinnen.

Nun red ich Aller-Ruhe das Geschehnis,
Nun stürzen alle Namen in das Heil,
Gott ist nun wahrhaft Gott,
Der Nahe sinnt in Gott das Das
Und fürchtet nicht.
Denn wahrhaft wärs zu fürchten,
Wenn nicht das Wort nunmehr noch besser gälte.
Gedenken bleibt in Gott.
Das ist die selige Vollziehung,
Das Das ist Schlußversenkung überm Sinn.
Gefährdung, Prüfung ohne Wort und Wissen.

2

Es ist des Könnens Können.
Denkt tief in Sicht und Lauschen:
Das Können ist Vollziehung,
Das Das ist Nichtvollziehung —
Was ists? — hier sagt man nicht: Ich weiß es nicht.
Hier weiß man nicht, hier ist das Ist.
Sprich „Gott“ und sinne in Vollendung: Das.

3

Nicht anzurufen, auszusprechen,
Geburt im Schweigen für das Schweigen,
Im Schluß für alle Schlüsse.
Fährt einer in das Ende ein,
Wie selig wird er ohne Wissen,
Wie wonnig ohne Wonne!
Ruf endet, fängt von neuem an —
Könnt ich das Ganze werfen,
Ich täts und spränge in die Süße.
Ich kenn ihn, der mir folgen wollte.

4

Krümm dich nicht, weil du Gott gedacht.
Sieh, Gott ist Klang noch über Das,
Das ist das Einzige, Gott darin das Einzige,
Wort reicht nicht zu, weil Wort sich ganz vollzogen.
Kein Gegen ist, kein Zaudern.
Wir teilten Gott, ihn zu begreifen,
Und endeten im Ohneteil.
Da sprechen wir in Sorge: Das.
Sind wir die Seele des Gedenkens,
Dann fügen wir die Namen ineinander
Und enden, wo uns niemand folgt.

* * *

MAX J. FRIEDLÄNDER

DÜRER, DER SCHRIFTSTELLER

EINE Hauptsorge Dürers, von der die Jahre nach der niederländischen Reise bis zu seinem Tode am 6. April 1528 erfüllt waren, galt der Ausarbeitung und Drucklegung dreier Bücher. Die theoretisch lehrhafte Geistesart hatte fördernd und schädigend sein Kunstschaffen bestimmt. Um 1500 war er an die Eroberung des Sichtbaren gegangen mit messender und rechnender Bemühung um Proportion und Perspektive. Der Handwerker, der im Sinne der mittelalterlichen Übung aus Gewohnheit und dumpfem Gefühl seine Arbeit verrichtete, kämpfte sich zum Gelehrten durch, da er im Bereich gedanklicher Begründung und bewußten Tuns die ersehnte höhere Stufe der Kunstübung zu erreichen wähnte. Und nicht egoistisch und eitel, nur zur Förderung eigenen Schaffens, sondern zum Nutzen der Kunstgenossen, mit der ausgesprochenen Absicht, die deutsche Malkunst aus dunkler Tiefe zu heben, hat Dürer geforscht, die Humanisten befragt, und geschrieben. Die Drucklegung wurde seinem patriotischen



Albrecht Dürer:
Aus dem Holzschnitt der „Dreifaltigkeit" (1511)

Lehreifer heilige Pflicht, zumal da Krankheit seine Arbeitskraft verringerte und die Furcht auftauchte, ein vorzeitiger Tod könnte die Mitteilung des Erkannten vereiteln.

Dürers handschriftlicher Nachlaß, der im British Museum zu London, in Nürnberg und in Dresden erhalten ist, läßt erkennen, daß nur ein Teil des Geplanten zur Ausführung gelangt ist, daß die drei gedruckten Bücher, mit denen der Meister zu Ende kam, so geschlossen und vollständig sie anmuten, doch Fragment sind im Verhältnis zu dem umfassenden Lehrbuch, mit dem er sich trug und das den Titel haben sollte „Speise der Malerknaben".

Das erste Buch, das Dürer herausgab, führt den Titel „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebnen und ganzen Körpern durch Albrecht Dürer zusammengezogen und zu Nutz allen Kunstliebhabenden mit zugehörigen Figuren in Druck gebracht im Jahr 1525". Ein Lehrbuch der Geometrie aufgebaut auf Euklid im Hinblick auf die Praxis der Kunstübung. Ähnlich gerichtete Wissenschaft hatten die Italiener im fünfzehnten Jahrhundert erfolgreich betrieben. In einigen Punkten war Dürer ihr Schüler, doch ist er nicht als übersetzender Kompilator vorgegangen, sondern hat jeden Satz erprobt und durchdacht.

Das Werk ist Pirckheimer gewidmet, dessen durch Jahrzehnte dauernde Freundschaft den Maler befähigt hatte, das abstrakte Thema als Schriftsteller zu bewältigen. Nicht nur den Malern, sondern auch den Goldschmieden, Bildhauern, Steinmetzen, Schreinern, allen Gewerken, die des „Maßes" bedürfen, hoffte Dürer eine Wissensgrundlage für ihr bisher zumeist gefühlsmäßiges Tun zu bieten.

Die Schrift ist durchaus nicht rein theoretisch. Der schaffende Künstler liegt mit dem Mathematiker in dauerndem Streite. Notwendigkeit und Willkür lösen einander ab. Der Meister beruft sich zwar auf Vitruvius, auf die klassische

Form, doch regt sich in ihm die malerische und phantasiereiche Tradition der deutschen Bauhütten und der gotischen Goldschmiedekunst so stark, daß seltsame und schrullige Baugebilde aufgerissen und als Muster geboten werden. Rein mathematisch werden Perspektive und Projektion gelehrt. Im übrigen aber denkt der Meister an das „deutsche Gemüt", an die individuelle Mannigfaltigkeit, an die Begier nach neuen Formen, und fordert die Künstler auf, aus seinen Erfindungen zu nehmen, was ihnen gefalle, und von sich aus nach ihrer Neigung zu verfahren. Zum größeren Teil ist der Text mit Beispielen anregend, zum kleineren Teil zwingend systematisch. Nur teilweise enthält der Band eine Propaganda der italienischen Renaissanceformen, wie mit der Konstruktion der Antiquabuchstaben, die auf einen italienischen Theoretiker, auf Luca Pacioli, zurückgeht. Im ganzen ist Dürer, wenn auch nicht so genial allseitig wie Lionardo, doch inkonsequent im Sinne einer Zeit, die zwischen ästhetischer und naturkundlicher Betrachtungsweise sauber zu unterscheiden noch nicht gelernt hat.

Das zweite Buch kam 1527 zur Ausgabe mit dem Titel „Etliche Unterricht zu befestigung der Stett Schloß und flecken". Wir staunen, den Maler in das fest abgegrenzte Gebiet des Ingenieurs eingreifen zu sehen. Was heute spielerischer Dilettantismus erscheint, war jener Zeit natürliche Anwendung bildnerischer Phantasie auf praktische Aufgaben. Die Anregungen genialer Maler förderten die Technik. Freilich mischte sich der Zweckhaftigkeit, also in unserem Fall der Festigkeit und Wehrfähigkeit des Bauwerks, eine dekorative Gefälligkeit bei und kreuzte mitunter die folgerichtige Nützlichkeit der Anlagen. Dürer geht empirisch und systematisch vor, er hatte Befestigungen in Oberitalien, in Deutschland und in den Niederlanden betrachtet, auch wohl aufgenommen, rundet aber nachdenklich das hier und dort stückweise Beob-

achtete zu einem Ideal. Die doppelte Umwallung der befestigten Stadt ist mit Rücksicht auf die Feuerwirkung und die Angriffsmethoden gestaltet mit rund herausgewölbten Basteien. Und die Bauart der Basteien mit den Abwehrgeschützen, mit Treppen und Unterständen ist im einzelnen begründet und anschaulich aufgezeichnet. Dürer greift weiter als ein militärisch geschulter Techniker. Er sorgt nicht nur dafür, daß die Stadt widerstandsfähig oder selbst uneinnehmbar sei, sondern sein menschenfreundlich bürgerlicher Sinn erwägt auch, wie sie im Interesse der Bewohner zu bauen sei mit Rücksicht auf längere Belagerung und Abschließung von der Außenwelt. Er entwickelt den Idealtypus einer Stadt, weist jedem Gewerk sein Quartier an und bedenkt die wirtschaftlichen und hygienischen Bedürfnisse. Der Plan ist echt reformatorisch und ein wenig utopisch. Gemeinhin handelte es sich darum, alte Städte zu befestigen oder ihre Ummauerung zu verstärken und zu verbessern, nicht aber eine ganze Stadt mitsamt der Befestigung neu anzulegen.

Dürers Buch zeugt von Scharfsinn und einer auf das Konstruktive gerichteten Anschauung, von Einsicht in das Kriegswesen, endlich für eine patriotisch organisatorische Gesinnung, die Erfahrung und Überlegung in den Dienst des Landes und der Gemeinde zu stellen bedacht war, hauptsächlich wohl im Hinblick auf die Türkengefahr. Wenn neben der Kanone in Dürers Ätzung von 1518 ein Türke erscheint, wahrscheinlich ein Gefangener, so drückt sich auch hier jene Zeitsorge aus.

Dürers drittes Buch wurde erst nach seinem Tode herausgegeben und trägt den Titel „Hierin sind begriffen vier bucher von menschlicher Proportion durch Albrechten Dürer von Nürenberg erfunden und beschrieben zu nutz allen denen, so zu diser kunst lieb tragen 1528."

Der Inhalt dieses Werkes ist mit des Meisters Kunstschaffen fest verbunden. Mindestens seit 1500 läßt sich der Grund-

gedanke, der in dem gedruckten Text lehrhaft als Vermächtnis an die Kunstgenossen entwickelt wird, praktisch angewendet in Zeichnungen, Gemälden und Kupferstichen nachweisen, hat jedoch Wandlungen durchgemacht. Der Meister versuchte bald so, bald anders zu einem befriedigenden und allgemein gültigen Ergebnis zu kommen, setzte immer wieder mit dieser Bemühung an, so daß die letzte Darstellung entschieden abweicht von den Regeln, die sich aus Konstruktionen früheren Datums ablesen lassen und auf denen z. B. die Gestalten von Adam und Eva in dem Kupferstiche von 1504 beruhen.

Der Grundgedanke, der tief in dem enthusiastischen Rationalismus der Zeit und in Dürers Geistesart wurzelt, läßt sich ungefähr so formulieren: die ersehnte Schönheit und Vollkommenheit des Menschenleibes beruht auf Größenverhältnissen, z. B. auf dem Verhältnis der Beinlänge zur Höhe des ganzen Körpers. Vermag ich die Zahlen irgendwie festzustellen, so bin ich imstande, mit Zirkel und Maßstab „schöne" Figuren hervorzubringen.

Die Durchführung des Gedankens stieß auf unüberwindliche Hindernisse. Zunächst ist die Messung nur auf unbewegte, in normaler Stellung aufgerichtete Leiber anzuwenden, so daß Dürer mit seinem natürlichen Streben, Bewegungen, Überschneidungen, Verkürzungen zu beobachten, in Konflikt kam. Ferner war des Meisters Teilnahme für das Charakteristische, Mannigfaltige, Individuelle so stark ausgebildet, daß eine zahlenmäßig feststehende Idealform ihn nicht befriedigen konnte. Sein ganzes Kunstschaffen war nicht auf das Ziel der „Schönheit" gerichtet, die Wohlgestalt, die er nicht gefühlsmäßig, sondern auf dem Umweg über Bücher und südliche Vorbilder mit Zirkel und Maßstab suchte, war ihm nur ein hin und wieder erwünschtes Kunstmittel, mit dem Gottvater und der Heiland geehrt wurden, so wie die Heiden einst ihre Gottheiten durch „schöne" Leiblichkeit ausgezeichnet hatten.

Dürers Kunstlehre widerspricht seiner Begabung. Es gibt nicht wenige Stellen in seinen Aufzeichnungen, wo sich diese Zwiespältigkeit äußert. Eben deshalb dauert es so lange, bis daß er mit seiner inkonsequenten und kompromißhaften Proportionslehre zu Ende kam. In dem gedruckten Buch zeichnet er schlanke und untersetzte Figuren und gibt für diese und jene Gestalten unterschiedliche Zahlen an. Damit aber ist, streng genommen, der Grundgedanke durchbrochen. Wenn nämlich zwei Zahlenreihen gelehrt werden, ist keine von beiden



Albrecht Dürer:
Aus einem Gebetbuch

verbindlich, da ja mindestens alle Zahlen, die zwischen den beiden Zahlen liegen, berechtigt erscheinen. Wenn es schlanke und untersetzte Figuren gibt, weshalb nicht auch mehr oder weniger schlanke in unendlicher Stufung? — Dürer hat andauernd über diese Dinge gegrübelt. Seine geistige Spannkraft offenbart sich darin, daß er nicht aufhörte zu lernen und von Euklid, von Lionardo, Pacioli, Alberti in sein System aufnahm, wessen er habhaft werden konnte und was ihm brauchbar erschien. Der zum Teil dunkle und verwickelte Weg geht im großen und ganzen von einem Ideal, einer Ge-

setzmäßigkeit zur empirisch gewonnenen Mannigfaltigkeit, ein wenig im circulus vitiosus. Wenn Dürer Körper und Köpfe nach der Natur aufnahm und die Maße nachträglich feststellte, wählte er freilich solche Naturformen, die ihm normal und gefällig zu sein schienen. Bei dieser Wahl entschied aber sein Geschmack, sein individueller Schönheitssinn. Mit dieser Methode konnte er als ästhetischer Gesetzgeber nichts erwerben, was er nicht schon besessen hätte. Schließlich wurde mit dem sehr erfolgreichen Buch etwas anderes erreicht, als ursprünglich in den Jahren jugendlicher Sehnsucht erstrebt worden war. Ein verschüttetes Geheimnis wurde nicht entdeckt, die Zauberzahlen allgemeingültiger Verhältnisse wurden nicht gefunden, wohl aber schuf sich Dürer eine Lehrmethode, mit der er seine Kunstform Schülern und Nachfolgern faßlich übermitteln und vererben konnte.

Aus der soeben als zweiter Band der Reihe „Deutsche Meister“ erschienenen Darstellung.

* * *

ENNO LITTMANN

DIE NEUE INSEL-ÜBERSETZUNG VON TAUSENDUNDEINER NACHT

IM Deutschen fehlte es bisher an einer bis ins einzelne wortgetreuen und vollständigen Übersetzung des gewaltigen Werkes morgenländischer Erzählungskunst, das unter dem Titel „Das Buch von Tausendundeiner Nacht“ so unendlich viele Märchen, Legenden, Fabeln, Parabeln, Anekdoten und romanhafte Erzählungen aus verschiedenen Ländern und Jahrhunderten enthält. Auch diejenigen deutschen Übertragungen, die das Ziel der Vollständigkeit zu erreichen suchten, blieben hinter ihrem Ziele zurück. Es ist aber für Literaturforscher und Kulturhistoriker wie für alle Gebildeten, denen es um ein wahrheitsgetreues Bild des mittelalterlichen Orients zu tun ist, not-

wendig, eine den Anforderungen moderner Wissenschaft entsprechende vollständige Übersetzung der Erzählungen von Tausendundeiner Nacht zu besitzen.

Der Engländer Burton, ein kühner Forschungsreisender und guter Kenner des Morgenlandes und seiner Sprachen, hatte es zuerst unternommen, Tausendundeine Nacht wortgetreu und vollständig ins Englische zu übersetzen; er hatte eine gewisse Freude daran, seinen prüden Landsleuten ein Ärgernis zu geben, und so hat er hie und da die Derbheiten des Originals noch verstärkt. Seiner Wiedergabe legte er einen möglichst vollständigen arabischen Text zugrunde, die Kalkuttaer Ausgabe vom Jahre 1839, die nach einer aus Ägypten stammenden Handschrift hergestellt war. Als der Insel-Verlag es unternahm, eine deutsche Übersetzung der Burtonschen Ausgabe zu veröffentlichen, erwarb er sich das Verdienst, zum ersten Male das Ganze ohne irgendwelche Auslassungen den deutschen Lesern zu bieten. Aber es war doch gewissermaßen nur ein Notbehelf; denn eine unmittelbar aus der Ursprache fließende Übertragung konnte dadurch nicht ersetzt werden. Als dann eine neue Auflage nötig wurde, beauftragte der Verlag mich, die bisherige Übersetzung mit dem arabischen Originale zu vergleichen und nach ihm zu verbessern. Die Aufgabe war schwerer und langwieriger, als ich mir vorgestellt hatte. Denn nicht nur mußten sämtliche Gedichte, bei denen ja der ursprüngliche Sinn durch die doppelte Übersetzung und den Reimzwang verdunkelt oder verloren gegangen war, und alle Beschreibungen in gehobener Prosa neu übersetzt werden, sondern auch die gewöhnliche Erzählung mußte vielfach geändert werden, teils auf Grund neuerer Forschungsergebnisse, teils um den Einfluß des Englischen auf den deutschen Stil zu beseitigen und ein unmittelbares Verhältnis zwischen arabischem Urtexte und deutscher Wiedergabe herzustellen. Von den sechs Bänden, die die neue Übersetzung umfassen soll, ist

der erste Band eine solche Umarbeitung der früheren Ausgabe; vom zweiten Bande jedoch ist das Ganze völlig neu übersetzt und niedergeschrieben worden.

Es ist augenblicklich unmöglich, einen „kritisch gesäuberten“ Text des Originals herzustellen; dazu würde es einer jahrelangen mühsamen Einzeluntersuchung unter Vergleich vieler Handschriften bedürfen. Ebenso würden lange Vorarbeiten nötig sein, um ältere und jüngere Schichten überall genau voneinander zu scheiden und den ursprünglichen Bestand an Erzählungen mit Sicherheit zu gewinnen. Es konnte sich also vorläufig nur darum handeln, dem Vorbilde Burtons zu folgen, die Kalkuttaer Ausgabe getreu wiederzugeben und einige in ihr nicht vorkommende Geschichten, die besonders wichtig sind, nach anderen Quellen zu übersetzen. Freilich enthält die Kalkuttaer Ausgabe manche Schreib- und Druckfehler. Diese habe ich, soweit es mir möglich war, nach einer Kairoer Ausgabe vom Jahre 1907 oder nach eigenen Verbesserungen beseitigt.

Für die Prosa-Erzählungen habe ich folgende allgemeinen Grundsätze gelten lassen. Da der arabische Erzählungsstil vielfach sehr eintönig ist und immer die gleichen Wörter wiederholt, so habe ich in gewissen Fällen, um einen lesbaren deutschen Text zu schaffen, sinngemäße Veränderungen vorgenommen, die sich jedoch nur auf Äußerlichkeiten beziehen und die Sache in keinerlei Weise beeinträchtigen. Wenn im Arabischen eine Unterhaltung geschildert wird, so steht vor jeder direkten Rede ein „er sagte“, „sie sagte“, „ich sagte“ usw. usw. Es wäre pedantisch und im Deutschen unerträglich, diese Ausdrücke jedesmal buchstabenmäßig wiederzugeben. Ebenso glaubte ich, die Wörter für „und“, „da“, „dann“, „darauf“ und ähnliche nicht immer sklavisch nachahmen zu sollen. Auch Hilfsverba wie „er stand auf und tat“, d. h. „er fing an zu tun“ oder einfach „er tat“, und Hilfssätze, wie

„nachdem sie ihre Verse beendet hatte" oder „nachdem er dies gehört hatte", habe ich, wo sie zu sehr gehäuft waren, fortgelassen oder umschrieben. Wo die Übergänge einzelner Szenen der Erzählung zu andern durch stehende Formeln ausdrücklich bezeichnet sind, habe ich die Formeln sinngemäß mit abwechselndem deutschen Ausdruck wiedergegeben. Arabische Redensarten, deren wörtliche Übersetzung dem deutschen Leser unverständlich sein würde, habe ich sinngemäß übertragen, wie z. B. „Allah öffne!", eine Redensart, die beim Handeln um den Preis gebraucht wird, durch „Biete höher!", oder „Auf meinem Kopfe und meinem Auge!" durch „Herzlich gern!" usw. Der Araber beginnt seine Anrede stets mit einem Worte für „O"; dessen ewige Wiederholung ist im Deutschen störend, und daher habe ich es oft fortgelassen. Dagegen habe ich die Anrede „O mein Herr" je nach der Absicht des Redenden durch „Lieber Herr", „Hoher Herr" oder ähnlich übersetzt und auch sonst oft das Wort „lieb" für das das Wort „O" in der Anrede hinzugefügt. Andere Zusätze zum Urtext sind nur in äußersten Notfällen gemacht worden. Wo die Komposition der Erzählungen Mängel aufweist, habe ich natürlich nicht eingegriffen, um den Eindruck des Originals nicht zu verwischen. In ganz seltenen Fällen, wie z. B. wenn zu Anfang der Erzählung vom fehlenden linken Auge, nachher aber vom fehlenden rechten Auge die Rede ist, habe ich das Versehen des Erzählers ausgeglichen. In derselben Weise bin ich verfahren, wenn verschiedene Formen desselben Namens miteinander abwechseln, sobald der deutsche Leser dadurch in Zweifel geraten könnte, wie z. B. bei Bahrâm und Bahramân. Wenn aber ein Held oder eine Heldin mehrere Namen trägt und diese der Abwechslung halber bald so bald so, einzeln oder verbunden, im Arabischen stehen, habe ich im Deutschen selten geändert. Im übrigen hat ja auch die Prosa-Erzählung ihren ausgeprägten Stil und ihre typischen Aus-

drucksweisen ebenso wie die erzählende Dichtung, und diese Eigenart durfte auch in meiner Übertragung nicht ganz verwischt werden.

Die Reimprosa ist gerade im Arabischen, der reimreichsten aller Sprachen, zu hoher Kunst ausgebildet worden. Den Deutschen ist sie seit langem durch Rückerts Übersetzung der Makamen des Hariri bekannt. Daß sie auch in Tausendundeiner Nacht eine große Rolle spielt, war aus den früheren Übersetzungen in europäische Sprachen nicht recht ersichtlich. Burton hat oft Versuche gemacht, sie im Englischen wiederzugeben; auch die deutsche Übersetzung seiner Ausgabe läßt das noch an manchen Stellen erkennen. Aber in ihrer ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit tritt sie dort doch nicht hervor. Die Reimprosa entspricht etwa unserem gehobenen Prosastil; fast überall, wo ein schönes Mädchen, ein schöner Jüngling, ein üppiger Garten oder eine tobende Schlacht geschildert wird, oder wo in Rede und Gegenrede einzelne Sätze oder auch die ganze Rede hervorgehoben werden sollen, tritt Reimprosa ein. Daß an solchen Stellen auch seltene und hochtrabende Wörter gebraucht werden, ist selbstverständlich. Zuweilen kommt der Erzähler dann so in die Übung, daß er nicht mehr abbrechen kann und die Reimprosa auch noch anwendet, wenn der eigentliche gehobene Stil bereits zu Ende ist. Ich habe nun, um hier den ästhetischen Eindruck der arabischen Sprache im Deutschen nach Möglichkeit wiederzugeben, die Reimprosa in meiner Übersetzung fast durchgängig angewandt, wo sie im Urtexte steht.

Die vielen in den Text eingestreuten Gedichte sind mit besonderer Sorgfalt übersetzt. Ich habe, soweit es in meinen Kräften stand, Halbvers um Halbvers sinngemäß und wortgetreu zu übersetzen, in gebundene Form zu bringen und mit Endreim zu versehen gesucht. Um dies zu erreichen, habe ich im Deutschen den durchgehenden gleichen Endreim auf-

gegeben; denn wo dieser Zwang vorhanden ist, kann keine nur einigermaßen genaue deutsche Wiedergabe stattfinden, da uns zu wenig Reime von derselben Form zur Verfügung stehen. Ferner habe ich mich nicht sklavisch an die arabischen Versmaße gebunden, da sie sehr kompliziert sind und in modernen Sprachen doch nur mit großer Künstelei nachgeahmt werden können. Nur hin und wieder habe ich in kürzeren poetischen Stücken einfachere Versmaße im Deutschen beibehalten und dann auch meist den gleichen Endreim verwandt. In den meisten Fällen bin ich in folgender Weise verfahren. Für einen arabischen Halbvers habe ich stets eine deutsche Verszeile gesetzt; fast immer ist die Reihenfolge beibehalten, nur selten ist bei der Übersetzung die Folge der beiden Halbverse vertauscht. Immer entsprechen jedoch zwei deutsche Verszeilen, von denen die zweite den Reim enthält, einem arabischen Ganzverse. Für die längeren arabischen Versmaße habe ich freie Metren mit je sechs Hebungen gewählt, die ungefähr den Eindruck des arabischen Originals wiedergeben, bei kürzeren Metren solche mit fünf oder vier Hebungen; dabei ergibt sich zuweilen auch die gleiche Silbenzahl wie im Arabischen, aber das ist nur in wenigen Fällen beabsichtigt. Meist habe ich je zwei arabische Ganzverse im Deutschen aufeinander reimen lassen; daraus ergibt sich, daß den jeweiligen ersten Halbversen im Deutschen Verszeilen ohne Reim entsprechen. Nur zuweilen habe ich, wo es sich ungezwungen ergab, die Halbverse aufeinander gereimt; wenn jedoch ein Gedicht aus einer ungeraden Anzahl von Versen besteht, so sind im Deutschen die letzten beiden Halbverse stets gereimt, falls nicht, wie in einzelnen kürzeren Gedichten, der letzte Vers als Ganzvers im Reim den vorhergehenden Ganzversen angeschlossen ist. Ganz selten ist ein störender Vers ausgelassen; darauf ist dann in einer Anmerkung hingewiesen.

Die Überschriften der Erzählungen sind im allgemeinen

die gleichen wie in der früheren Auflage; sie weichen hin und wieder von den arabischen Überschriften ab, sind oft auch ganz neu hinzugefügt, sind aber stets so gewählt, daß sie dem deutschen Leser die Übersicht erleichtern. Auch in den Überschriften der Nächte schließt sich die neue Übersetzung äußerlich der früheren Ausgabe an, d. h. die Übergänge von einer Nacht zur anderen sind nach dem Arabischen übersetzt, und die Zahl der betreffenden Nacht steht mit kursiven Buchstaben im Texte, nicht als Überschrift.

Die Anmerkungen zur Übersetzung sind möglichst knapp gehalten; sie geben nur das Allernötigste zum Verständnisse des Textes oder arabischer Namen und Ausdrücke. Einzelne Anmerkungen sind in teilweise abgeänderter Gestalt aus der früheren Ausgabe herübergenommen, andere sind neu von mir hinzugefügt.

Bei der Umschrift der Namen habe ich für den Text der Übersetzung einen Mittelweg eingeschlagen, um den deutschen Leser nicht durch viele diakritische Punkte und Zeichen zu verwirren. Die verschiedenen s, t, d, h, k, z sind unbezeichnet geblieben; doch achte der Deutsche darauf, daß s stets scharf, z stets als weiches s zu sprechen ist. Von den langen Vokalen habe ich stets nur den, der den Ton trägt, durch einen Zirkumflex gekennzeichnet. So hat der deutsche Leser einen Anhalt zur ungefähren Aussprache der Namen. Im letzten Bande soll ein alphabetisches Namenverzeichnis in philologisch genauer Umschrift gegeben werden.

Möge das einzigartige Werk, dessen jetzige Gestalt im mittelalterlichen arabischen Ägypten wurzelt, das aber ein Niederschlag der Erzählungskunst mancher früheren Jahrhunderte ist, den deutschen Freunden des Morgenlandes in seinem neuen Gewande willkommen sein!

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Über das unseren Freunden durch die Auszüge in diesem Hefte von der Arbeit des Verlags bekannt Gewordene hinaus müssen wir hier die folgenden Neuerscheinungen und Neuauflagen nennen, deren Vorliegen im Laufe der nächsten Wochen wir mit Bestimmtheit voraussagen können: Hölderlins Werke, Band 4 (Briefe); Hermann Bahr, „Summula", ein neues Essaybuch des mit allen bedeutenden Erscheinungen der Zeit sich auseinandersetzenden Dichters; die Shakespeare-Ausgabe wird mit Was ihr wollt und König Lear fortgesetzt; vom Dom sind die Bände Hamann und Paracelsus zu erwarten; in der Sammlung Memoiren und Chroniken wird mit einem die Völkerwanderung behandelnden Bande ein neues, den meisten aus Schulerinnerungen nur ungefähr bekanntes Stück deutscher Vergangenheit gezeigt; die Bibliotheca Mundi wird um die Anthologia Helvetica und den Horaz vermehrt; die Insel-Bücherei bringt eine neue Reihe mit Werken von Jakob Böhme, Albrecht Dürer, Paul Ernst, Peter Hille, Hugo von Hofmannsthal, Ludwig Christoph Heinrich Hölty, Ferdinand Raimund, August Strindberg, Tibull und einem Unbekannten, der das Leben Kaiser Heinrichs IV. beschrieben hat. An neuen Auflagen verzeichnen wir als die wichtigsten: den ersten Band unserer Kant-Ausgabe, womit diese wieder vollständig lieferbar wird; eine Einzelausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit" in der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe; Clemens Brentanos Frühlingskranz; die Nachtwachen des Bonaventura; die Blümlein des heiligen Franz von Assisi; Gottfried August Bürgers „Münchhausen" mit den Holzschnitten von Gustav Doré; Alfred Momberts „Schöpfung" und „Aeon vor Syrakus" (der dramatischen Trilogie dritter Band); Rudolf G. Binding, „Gedichte"; Ricarda Huch, „Der Kampf um Rom"; Rainer Maria Rilke, „Geschichten vom lieben Gott"; nach langem Fehlen Arthur Rimbaud, Leben und Dichtung, ein Buch, das die angefangene Linie der unbekannten französischen Klassiker wieder aufnimmt; Leo Tolstois „Krieg und Frieden". — Das Lenau-Faksimile verdanken wir der Besitzerin, Frau Anna Mack, einer Stiefenkelin jener Lotte von Hartmann, an die das Gedicht gerichtet ist.

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ZWEITER JAHRGANG / SECHSTES HEFT

AUGUST 1921

*

Ich leb und weiß nit wie lang,
ich stirb und weiß nit wann,
ich fahr und weiß nit wahin:
mich wundert, daß ich fröhlich bin.
Mittelalterlicher Spruch

SCHILLER
AN DIE FREUNDE

LIEBEN Freunde, es gab schönre Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,

Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einzge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Größres mag sich anderswo begeben
Als bei uns in unserm kleinen Leben,

Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie:
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

* * *

HUGO VON HOFMANNSTHAL
GOETHES „WEST-ÖSTLICHER DIVAN"

Das Vortreffliche ist unergründlich, man mag damit anfangen, was man will.
Goethe

DIESES Buch ist völlig Geist; es ist ein Vorwalten darin dessen, was Goethe das „obere Leitende" genannt hat, und so ist etwas entgegen, daß es nicht ins Breite beliebt und verstanden sein könne. Freilich sind Worte daraus in jedermanns Munde und Stücke daraus durch die Musik in jedermanns Ohr, aber als Ganzes ist es, man kann sagen, wenig bekannt und in der Herrlichkeit seiner Zusammenfügung nicht von sehr vielen, dem Verhältnis nach, begriffen worden. Und doch ist es eine Bibel: eines von den Büchern, die unergründlich sind, weil sie wahre Wesen sind, und worin jegliches auf jegliches deutet, so daß des innern Lebens kein Ende ist. An diesem teilzunehmen aber bedarf es eines erhöhten inneren Zustandes, und nichts ist in unserer Zeit seltener geworden als auch nur die Forderung an uns selbst, diesen uns herzustellen.

Das Reine, Starke ist schwer zu fassen, eben um seiner Reinheit, um seiner Stärke willen. Das Bizarre fesselt den Blick, das schwächlich Gefühlvolle zieht uns hinüber, das Übertriebene drängt sich auf, das Leere noch und das Gräßliche haben ihre Anziehung: das Reine, Starke auch nur gewahr zu

werden, bedarf es der Aufmerksamkeit. So auch unter den Menschen: ist nicht, um der Menschen Bestes und Reinstes in sich zu nehmen, ein erhöhter Zustand nötig, den wir Liebe nennen? Dieses Wort führen die Dichter und die Halbdichter unablässig im Munde, ihre Geschöpfe sind mit ihm behaftet, aber sieht man näher zu, wieviel ist daran verworrene Begierde, ein düsteres, selbstsüchtiges Trachten, ja ein Mißverständnis; wie selten ist der reine Blick, das bereite Herz, der aufmerksame Sinn? Wer ein Buch wie dieses, einen Geist, ein Wesen, genießen will, der sei auch da und mit der Seele da. Es haben sich an ihm viele versucht, und es nicht genossen; die innere Trägheit war entgegen, Verworrenheit, Unaufmerksamkeit, der Zwiespalt des eigenen Wesens. Gespaltenes will das Ganze nicht erkennen, ein Gegenwille tritt dann im dunkelsten, kaum bewußten Bereich dämonisch auf, ein Urteil wird nicht reif, das Vorurteil wirft sich dazwischen. Ein solches Vorurteil haftet an diesem Buch, es ist platt und töricht, aber seit vielen Jahrzehnten beharrend; allmählich wird es weichen, denn das Vortreffliche hat Zeit, es bleibt in sich stets lebendig, und sein Augenblick ist immer. Das Vorurteil geht dahin, es habe sich Goethe, als ein im Herzen kühler, alternder Mann, grillenhaft dem Fremden zu-, dem Nahen und Eigenen abgewandt und habe das orientalische Gewand wie eine Vermummung übergeschlagen, so sei dies Buch entstanden, woran alles fremd und seltsam, bis auf den Titel.

Diesem mit Streitgründen entgegenzutreten, ist schwer, denn um einen solchen Kampf auszufechten, müßte man sich auf eine andere Ebene begeben — eben wie für Goethes Vaterlandsliebe —, und jeder bleibt gern, wo er ist, mit denen, die ihm nahe sind, und denen, die er ehrt. Wer aber Gedichtetes zu lesen und durch den Buchstaben den Geist zu empfangen begnadet ist, der wird in diesem „West-östlichen Divan" nichts von Vermummung gewahr werden, sondern nur von Ent-

hüllung ohne jede Schranke. Doch ist es ein anderes, ob ein Jüngling leidenschaftlich sein Herz entblößt, oder ob ein reifer Mann, lebend und liebend, sich völlig denen dahingibt, die ihn zu fassen vermögen. Des Jünglings Herz ergießt sich wie ein schäumender Bergstrom gegen die Welt, das ist ein Schauspiel, das jeder fassen kann; der Mann ist der Welt inniger, als sich sagen läßt, verbunden, und nicht anders vermag er sein Inneres preiszugeben, als indem er gleichsam vor unsern Augen, aufleuchtend in der Glut seines Herzens, aus den Dingen hervortritt und sogleich sich wieder in die Dinge hinüberwandelt. Ein höchster, durchgebildeter Bezug zu den Menschen, ein weitumgreifender Blick über alle Weltgegenstände sind männlich: scharf zu trennen, innig zu verbinden, ist dem Mann gegeben. Dem Jünglinge gehts um alles und um nichts; daß er zu geben und zu nehmen wisse, und wie zu geben, wie zu nehmen, ist des Mannes Sache. Der Jüngling stürmt dahin, oder er liebt und starrt und stockt; sich lebend und liebend im Weitergehen zu behaupten, wird vom Mann verlangt. Dem Jüngling steht es gut an, daß er neun Zehnteile der Welt nicht gewahr wird: der Mann muß allem seinen Mann stehen, und noch die Vergangenheit fordert ihn hinaus: das unabsehbare Gegenwärtige aber wirft sich auf ihn wie ein verworrener Traum, der reingeträumt werden muß, ein wüster Schall, der zum Ton sich runden muß. So ist die Beschwerde groß, ein Mann zu sein: dafür nimmt er den größten Lohn dahin: der höchsten allseitigen Bewußtheit. Der Jüngling trägt sein Herz in Händen, aber sein Sinn ist dumpf; dem Greis geht alles dahin wie in einem Spiegel, der Mann allein ist wahrhaft im Spiel, und wie er ganz im Spiel ist, so ist er sichs ganz bewußt.

Dieses ruhmreiche Geschick des Mannes tritt in den zwölf Büchern von Blatt zu Blatt hervor. Im „Buch des Sängers“, „Buch Hafis“ ist es Selbstbehauptung, männlich, kühn, groß-

mütig, rauh und mild; im „Buch des Unmuts“ Abwehr, Zurechtweisung, mutig, stark, ja derb; im „Buch der Liebe“, „Buch Suleika“ Hingabe, herrlich, schrankenlos, bis ans Mystische, Unfaßliche reichend; im „Schenkenbuch“ Vertrauen unnennbarer Art zwischen Älterem und Jüngerem; im „Buch des Paradieses“ höchstes Anschauen eigenen Wertes, Verklärung erfüllten Geschickes; in den „Büchern der Sprüche, der Betrachtungen, der Parabeln“ letztlich zarteste Weltklugheit, Adlerauge und gelassene Hand, wie des Teppichknüpfers, vor dem Ungeheuren, Verworrenen.

Dies alles ist einer fremden Welt angenähert oder zwischen ihr und uns in der Schwebe: alles ist doppelblickend, und eben dadurch dringt es uns in die Seele; denn das Eigentliche in uns und um uns ist stets unsagbar, und doch ist dem Dichter alles zu sagen gewährt.

Soll ich nun, unter so vielen herrlichen, die Gedichte nennen, auf denen vor allem die Seele ausruht, immer wieder zu ihnen zurückkehrt, und durch welche sie, wie durch Tore, irgendwo hinzudringen meint, wo ihre eigentliche Heimat ist, so sind es vielleicht diese zehn: im „Buch des Sängers“ das erste gleich ‚Hegire‘, worin die Wunderwelt, nicht sowohl des Orients als einer großen weltliebenden Seele sich aufschlägt; dann jene ‚Talismane‘, wahrhaft ewigen Gehalts, im ‚Gegenwärtigen Vergangenes‘, dies unvergleichliche Lebensgedicht, worin, aus einer deutschen Landschaft heraus, das Weiseste leicht und lieblich gesagt ist; endlich ‚Selige Sehnsucht‘. Im „Buch Hafis“ von denen, die ‚An Hafis‘ überschrieben sind, das zweite, das anfängt: ‚Was alle wollen, weißt du schon, Und hast es wohl verstanden‘, worin in Strophen unnennbarer Magie die Liebe mit der Welt, Weisheitsausspendung mit glühend reiner Lust verflochten sind, wahrhaft vier Elemente in eins gemischt; im „Buch des Unmuts“ das erste: ‚Wo hast

du das genommen? Wie konnt es zu dir kommen?‘ Im „Buch Suleika“ jenes ‚Wiederfinden‘, das in der Dichtung das gleiche ist, was eines von Beethovens reinsten Geschöpfen in der Musik; im „Buch des Schenken“ die ‚Sommernacht‘; im „Buch des Paradieses“ ‚Berechtigte Männer‘, im „Buch des Parsen“ ‚Vermächtnis altpersischen Glaubens‘. Hat man aber eines dieser Gedichte betreten, so ist eine magische Grenze überschritten; man wähnt sich am Rande und ist doch schon im Kreise, ist schon in der Mitte. Ja, nicht nur diese auserwähltesten Gedichte, ein jedes auch von den kleineren, oft nur vier Zeilen aneinandergereiht, wird das gleiche bewirken, wo nur der Sinn gesammelt und hingegeben auf ihnen ruht. Denn ein solches Buch ist Leben, und erhöhtes Leben. Goethes Jünglingsgedichte fliegen uns durch die Seele wie Musik, in ‚Hermann und Dorothea‘, im ‚Meister‘ ist das Dasein wie in festen, von innen erhellten Bildern vor uns hingehalten, so ist auch der ‚Faust‘ eine Bilderfolge, freilich eine magische; hier aber, im „West-östlichen Divan“, sind wir, wie nirgends, mitten in den Bereich des Lebenden gestellt. Der Jüngling begehrt zu leben, der Greis erinnert sich, gelebt zu haben, und jedem dieser Alter ist wieder eine Gewalt verliehen, die einzig ist. Aber der Mann allein ist wahrhaft der Lebende. Er steht wahrhaft in der Mitte des Lebenskreises, und der Kreis hält ihm die Welt gebannt. Nichts flieht vor ihm, wie er vor nichts fliehen kann. In der kleinsten Handlung ist auf das Größte Bezug, das überwunden Gewähnte tritt unversehens wieder hervor, das Vergeudete wie das Vergewaltigte wird gewaltig und meldet sich an, eigener Falschheit entrinnt man nie wieder, jedes Vergangene wirft den dünnen Schleier von sich und zeigt sich als ein ewig Gegenwärtiges. Jegliches führt Jegliches herbei, denn in jedem Sinn ist alles in den Kreis geschlossen, dem Gemüte müßte es fast schwindeln, wie es gewahr wird, daß des Schicksals wie der Menschen

Gunst erworben und verscherzt wird auf demselben Wege, daß das Leben ein unaufhörliches Wiederanfangen ist und ein unaufhörliches Wiederzurückkommen. So geht es uns in diesem Buch, wie es uns draußen im eigenen Bereich ergeht: wir meinen uns frei im Unendlichen zu bewegen, doch sind wir immer in die Mitte unseres Lebenskreises gebannt, und der Ring des Horizontes ist mehr als ein bloßer Augentrug. Aber dem dies widerfährt, dem wachsen die Kräfte, und es ist, als ob wiederum der Kreis ihn stärke. In seinem Herzen erneuert sich unablässig das Göttliche: wie dies geschehen, dies ist recht eigentlich, wenn man auf ein Unaussprechliches mit einem Wort hindeuten darf, der Inhalt dieses Buches. Das Buch ist in manchem Augenblick in mancher Hand, und wir sind nicht in jedem Augenblick fähig, Hohes zu fassen; aber es liegt in uns, daß wir dies und noch mehr fassen können.

* * *

PETRARCA
ZWEI SONETTE

Übertragen von Rainer Maria Rilke

Das siebenundfünfzigste

In ihres Alters blühendstem Beginn,
da Liebe Kraft gibt, daß man ganz empfinde,
der Erde lassend diese irdne Rinde,
schwand Laura, die belebende, mir hin:

und stieg zum Himmel nackt und schön und lebend;
von dort beherrscht sie mich und drängt und quält.
Ach, daß sie mich aus Sterblichem nicht schält
den letzten Tag, zum ersten dort ihn hebend.

Wie die Gedanken stets Gefolg ihr waren,
so müßte nun die Seele hinterher
leicht, heiter, steigend, um mich zu bewahren

vor solcher Not. Das Warten hat Gefahren
und macht mich immer in mir selber schwer.
O wie war Sterben schön heut vor drei Jahren.

Das einundsechzigste

Erhabne Flamme, mehr als schöne, schön,
zu der der Himmel neigte so unstreitig,
daß er beschloß, sie, ach für mich zu zeitig,
zu dem ihr gleichen Sterne zu erhöhn.

Jetzt erst erwach ich und gewahr, wie sie
zu meinem Besten jenen Wünschen wehrte,
da sie der Glut, die Jugend noch vermehrte,
ihr Antlitz süß zugleich und trügend lieh.

Ihr dank ich, ihrem Rat und Augenmerk;
wie machte sie mit sanftestem Verachten
in meinem Brand das eigne Heil mir dringend.

Durch Künste, welche würdge Früchte brachten,
war Zunge hier und Braue dort am Werk,
ich Ruhm auf sie, sie in mich Tugend bringend.

* * *

KAKUZO OKAKURA

DIE PRIMITIVE KUNST JAPANS

Von dem Japaner Kakuzo Okakura, den man den William Morris seines Vaterlandes genannt hat und der unseren Freunden durch sein wundervolles „Buch vom Tee" (Insel-Bücherei Nr. 274) kein Fremder mehr ist, erscheint demnächst, von Marguerite Steindorff aus dem Englischen übersetzt, ein neues Buch: „Die Ideale des Ostens". Ihm ist das folgende Kapitel entnommen.

DIE Herkunft der Yamato-Rasse[1], die die ureingesessenen Ainos nach Yezo und den Kurilen vertrieb, wo sie das Reich der Aufgehenden Sonne begründen sollten, ist tief verhüllt in

den Nebeln des Ozeans, dem dies Volk eines Tages enttauchte, und die Quelle ihres Kunsttriebes läßt sich unmöglich mehr ergründen. Ob die Yamatos ein Überrest der Akkadier sind, die auf ihren Fahrten längs den Küsten und Inseln Ostasiens ihr Blut mit dem der indo-tatarischen Völker vermischten; ob sie ein abgesprengter Teil der türkischen Horden sind, die ihren Weg durch die Mandschurei und Korea suchten, um sich früh schon am indisch-pazifischen Ozean niederzulassen; oder ob sie die Nachkommen arischer Wanderstämme sind, die über die Pässe von Kaschmir stießen, in den turanischen Völkern aufgingen, aus denen Tibetaner, Nepalesen, Siamesen und Birmesen wurden, und die Kinder des Yangh-tse-kiang mit den Kräften des indischen Symbolismus bereicherten: all das sind Fragen, die noch in dem Wolkennebel archäologischer Mutmaßung schweben.

Die Anfänge der Geschichte zeigen sie uns als eine in sich geschlossene Rasse, und kriegerisch wild, aber doch in den Künsten des Friedens bewandert, voll von Überlieferungen einer Sonnenkindschaft und von indischer Mythologie, voll von tiefer Liebe zur Poesie und großer Achtung vor den Frauen. Ihre als Schinto oder „Weg der Götter" bekannte Religion bestand aus den schlichten Riten des Ahnenkultus. Sie verehrten die Manen ihrer Väter, die sich zu den Scharen der Kami oder Götter auf dem mystischen Berge Takamagahara in dem Hochlande von Ama versammelten, einer Art Olymp mit der Gestalt der Sonnengöttin als Mittelpunkt. Jede japanische Familie rühmt sich noch heute ihrer Abstammung von den Göttern, die dem Enkel der Sonnengöttin folgten, als er auf dem achtstrahligen Wolkenweg vom Himmel auf die Insel niederstieg. Diese Tatsache hat eine Stärkung des Volksbewußtseins im Gefolge, das sich um die Einheit des Kaiserthrones schließt. Wir sagen stets, daß wir von Ama stammen; ob wir damit aber den Himmel, die See oder das Land Rama

meinen, läßt sich nur aus den schlichten, uralten Riten von Baum, Spiegel und Schwert[2] erraten.

Aus den Wassern der wogenden Reisfelder, aus den vielverschlungenen, stark zum Individualismus drängenden Linien des Archipels, aus dem gleichmäßigen Wechsel der mildgetönten Jahreszeiten, aus dem Silberglanze der Inselluft, aus dem satten Grün der quellenreichen Berge und der Stimme des Ozeans, die von den tannenumgrenzten Ufern widerhallt, ist die zarte Schlichtheit, die romantische Reinheit geboren, die die Seele der japanischen Kunst im Gleichgewicht erhält und sie sowohl von dem Hang zu eintöniger Breite der chinesischen wie von der überladenen Pracht der indischen Kunst befreit. Die angeborene Liebe zur Sauberkeit, die unserem Kunstgewerbe und unserer ornamentalen Kunst, wenn auch mitunter auf Kosten der Größe, ihre wundervolle Vollendung verleiht, ist auf dem Festlande wohl nirgends wieder zu finden.

Die Tempel von Ise und Idzumo[3] sind Heiligtümer reinsten Ahnenkults, deren Tori und Galerien starke Anklänge an die indischen Torane bergen. Sie werden dadurch in ihrer ursprünglichen Reinheit und Frische lebendig erhalten, daß man sie alle zwei Jahrzehnte formgetreu erneuert, und sind wunderbar in ihren schlichten Maßen.

Die Dolmen, deren Formen in bedeutsamer Beziehung zur ursprünglichen Stupa stehen und als Urbilder der Lingam gelten können, bergen schöngeformte Stein- und Tonsärge, die mitunter künstlerisch recht wertvolle Ornamente aufweisen und Kulturgeräte wie Schmuckgegenstände enthalten, Zeugnisse hoher Fertigkeit in der Bronze- und Eisentechnik wie in der Bearbeitung verschiedenfarbiger Steine. Man nimmt an, daß die Tonfiguren, die um den Grabhügel aufgestellt sind, die menschlichen Totenopfer früherer Zeiten symbolisieren sollen. Sie beweisen nicht selten das künstlerische Können der primitiven Yamato-Rasse. Jedoch überschwemmten bereits zu

dieser frühen Zeit die reiferen Kunsterzeugnisse der chinesischen Hâng-Dynastie Japan mit dem Reichtum einer älteren Kultur; und so wurden unsere ästhetischen Kräfte vollauf in Anspruch genommen von einem Neuen, das auf anders geartetem, höherem Niveau stand.

Was aus der japanischen Kunst geworden wäre ohne den Einfluß der Hâng-Zeit[4] und des später zu uns gelangenden Buddhismus, ist schwer auszudenken. Wer möchte es wagen, über die etwaigen Mängel einer griechischen Kunst Vermutungen anzustellen, die bei all ihrem gesunden und starken Gefühl des ägyptischen, pelasgischen oder persischen Hintergrundes hätte entraten müssen? Wie arm wäre die deutsche Kunst geblieben ohne das Christentum und die Berührung mit der lateinischen Kultur der Mittelmeervölker! Wir können hier nur feststellen, daß die Eigenheiten unserer primitiven Kunst niemals untergegangen sind. Sie ist es gewesen, die die geschweiften Dächer der chinesischen Architektur durch die zarten Rundungen des Kasuga-Stiles in Nara[5] gemildert hat, die ihre weibliche Feinheit den Schöpfungen der Fudschiwara-Zeit gab und der strengen Kunst Aschikagas den keuschen Stempel der Schwertseele aufdrückte. Auch der Fluß, der unter welken Laubmassen fortströmt, bricht immer wieder leuchtend durch und nährt das Wachstum, das ihn überwuchert.

Abgesehen von seiner ursprünglichen, unabänderlichen Bestimmung, scheint die geographische Lage Japan weit eher dazu bestimmt zu haben, die intellektuelle Bedeutung einer chinesischen Provinz oder einer indischen Kolonie anzunehmen. Allein der Fels unseres Rassenstolzes und unserer organischen Einheit hat die Jahrtausende unerschüttert überdauert trotz der gewaltigen Wellenstürze, die sich, von den beiden großen Polen asiatischer Zivilisation herkommend, an ihm brachen. Der nationale Genius hat sich niemals über-

wältigen lassen. Niemals hat ihm der Nachahmungstrieb die freie Schöpferkraft genommen. Stets war genügend Kraft vorhanden, um die empfangenen Einflüsse, mochten sie noch so wuchtig sein, aufzunehmen und zu verarbeiten. Es gereicht dem asiatischen Festlande zum Ruhme, daß es in Japan bei jeder Berührung neues Leben und neue Begeisterung weckte. Es gelangt dem Volke Amas zur höchsten heiligen Ehre, daß es sich für unüberwindlich hält, nicht allein in einem ausgesprochenen politischen Sinne, sondern tiefer und immer tiefer auch als der schaffende Geist der Freiheit in Leben, Denken und Kunst.

Dieses Bewußtsein hat die streitbare Kaiserin Zhingo dazu getrieben, über See zu eilen, um dem kontinentalen Kaiserreiche zum Trotz die tributpflichtigen koreanischen Königreiche in Schutz zu nehmen. Dieses Bewußtsein jagte dem allmächtigen Yodai aus der Zui-Dynastie Schrecken ein, als es ihm den Titel „Kaiser des Reiches der sinkenden Sonne" beilegte. Das gleiche Bewußtsein bot den selbstüberheblichen Drohungen Kublai-Khans[6] die Stirn, der, damals auf der Höhe des Sieges, seinen Eroberungszug über den Ural bis Moskau fortsetzen wollte. Möge Japan nie vergessen, daß der gleiche heroische Geist es heute wieder neuen Problemen gegenüberstellt, zu deren Bewältigung es immer steilere Höhen der Selbstachtung erklimmen muß.

ANMERKUNGEN

[1] Yamato-Rasse: Das Wort Yamato wird hier als Synonym für Ama, die primitiven Einwohner Japans, gebraucht. Es ist gleichzeitig der Name einer japanischen Provinz.

[2] Die schlichten Riten von Baum, Spiegel und Schwert: Der erwähnte Baum ist der Sakaki oder Götterbaum, an dem Stücke von Brokat, Seide, Leinen, Baumwolle und Papier aufgehängt werden, die auf bestimmte Art zugeschnitten sind. Spiegel und Schwert gehören zu den kaiserlichen Insignien, die die Sonnengöttin ihrem Enkel übergab, als er auf das Inselreich niederstieg. Die Schinto-

Heiligtümer enthalten nichts als einen Spiegel. Das Schwert, das der Überlieferung nach aus dem Schweife eines von Susasmo, dem Sturmgotte, getöteten Drachen genommen wurde, wird in einem besonderen Tempel zu Atsuta verehrt.

[3] Die Tempel von Ise und Idzumo: Der Ise-Tempel ist das Heiligtum der Sonnengöttin. Er liegt im Bezirk von Yamada, in der Provinz Ise, in Mitteljapan. Der Idzumo-Tempel ist den Nachkommen des Sturmgottes geweiht, die sämtlich Herrscher von Japan waren, ehe der Enkel der Sonnengöttin zu dem Reiche niederstieg. Er liegt in der Provinz Idzumo an der Nordküste Japans. Die Tempel von Ise und Idzumo sind ganz aus Holz gebaut. Jeder von ihnen hat zwei verschiedene Standorte, und an einem von ihnen werden sie alle zwanzig Jahre ihrer ursprünglichen Form getreu neu erbaut. Ihr Stil weist auf die Entwickelung in der Bauart der Bambus- oder Holzhütten hin, wie sie heute noch zahlreich an der Südostküste Asiens zu finden sind. An die Zeltform erinnert er dagegen nicht.

[4] Hâng-Zeit: Die erste Woge kontinentalen Einflusses, die vor dem Auftreten des Buddhismus im sechsten Jahrhundert über die primitive Kunst Japans hereinbrach, war die der Hâng-Kultur und der Sechs Dynastien Chinas.

Die Hâng-Kunst selbst war nur eine natürliche Frucht der uralten chinesischen Kultur, die unter der Schu-Dynastie (1122—221 v. Chr.) zu ihrer letzten Höhe gelangte. Ihr eigenster Gedanke kann im weitesten Sinne des Wortes nach dem großen Weisen, der den grundlegenden Geist Chinas verkörperte und in Worte faßte, als Konfuzianismus bezeichnet werden.

[5] Der Kasuga-Stil in Nara: Der Kasuga-Stil ist eine Weiterentwicklung des Schinto-Stiles von Ise und Idzumo. Er zeichnet sich durch äußerst zart gerundete Linien aus, die einerseits an die Stelle der geraden Linie der Yamato-Architektur, anderseits an die Stelle der ausschweifenden Formen des chinesischen Baustiles treten.

[6] Die selbstüberheblichen Drohungen Kublai-Khans: Nach seiner Eroberung Chinas schickte Kublai-Khan Gesandte nach Japan und verlangte die Unterwerfung. Der energischen Ablehnung folgte ein Überfall auf einige der entlegensten Inseln. Da geschah es, daß des Nachts eine mächtige Wolke aus dem Tempel von Ise aufstieg, während die japanischen Streitkräfte wachend am Ufer lagen. In dem Sturme, der aus der Wolke hervorbrach, ging die Flotte des Eindringlings mit ihren



Georg A. Mathéy: Judith. Holzschnitt

zehntausend Schiffen und einer Million Bemannung mit Mann und Maus unter. Nur drei Mann kamen mit dem Leben davon. Es war der göttliche Wind von Ise, der dies vollbrachte. Bis auf den heutigen Tag nimmt jede einzelne Sekte in Japan den Ruhm für sich in Anspruch, den Sturm durch ihre Gebete hervorgerufen zu haben. Dies Ereignis stellt den einzigen Fall dar, in dem die Beherrscher Chinas eine aggressive Politik gegen Japan führten.

* * *

CHARLES-LOUIS PHILIPPE

DAS BROT DER WITWE BLANCHARD

In dem Roman „Charles Blanchard“, über dessen Vollendung Charles-Louis Philippe vorzeitig starb, so daß nur Bruchstücke davon vorliegen, wollte der Dichter den Lebensgang seines Vaters schildern, der sich aus den traurigsten Verhältnissen heraufgearbeitet und durch Pflichterfüllung und Energie eine geachtete Existenz geschaffen hatte. Meisterliche Reife der Sprache und des Stils, visionäre Kraft der Bilder und wundersame Beseeltheit der Vorgänge können diesen Bruchstücken nachgerühmt werden, die damit zu dem Besten, was die französische Prosaliteratur geschaffen hat, gerechnet werden dürfen. Gleichzeitig mit dem „Charles Blanchard“ erscheinen im Insel-Verlag Charles-Louis Philippes „Jugendbriefe an Henri Vandeputte“.

CHARLES Blanchard knüpfte bald eine Bekanntschaft an, deren Wert man noch höher schätzt, wenn sie einem fehlt. Man nennt sie das Brot.

Das Brot Solange Blanchards glich nicht dem Brot aller andern. Das Brot aller andern kostet vier Sous das Pfund und kommt vom Bäcker. Es ist so schön und zart, daß man meinen sollte, es müßte mit einem andern Namen genannt werden als dem, den man dem Brot gibt. Es fiel ihr nicht schwer, darauf zu verzichten; denn es ähnelte den Kuchen, an die man Butter

getan hat und von denen sie wohl wußte, daß sie sie nicht alle Tage essen durfte.

Jeden Samstag kaufte sie neun Pfund Mehl. Um den Sack, in den sie es hinein tat, wickelte sie ihre Schürze, weil sie Angst hatte, daß er Löcher haben könnte. Sie feuchtete das Mehl an, mischte etwas Hefe darunter und knetete die Masse, die sie so erhalten hatte. Vielleicht verstand sie sich nicht so gut darauf wie der Bäcker; jedenfalls formte sie einen großen Laib daraus, der, wenn er aus dem Ofen kam, sie eine ganze Woche ernähren konnte. Sie tat sogar etwas Kleie an das Mehl, und sie war sehr zufrieden damit. Die Kleie gibt keinen schlechten Geschmack, sie ist nahrhaft, denn sie dient dazu, die Tiere zu mästen; kurz, sie hat ihr Gewicht und ermöglicht es, mit neun Pfund Mehl ein Brot zu bekommen, das zehn Pfund auswiegt.

In den ersten Tagen war Solanges Brot schwarz und teigig. Es klebte am Gaumen, man brauchte schon eine ziemliche Kraft und eine ziemliche Geschicklichkeit, bis es, wie man zu sagen pflegt, herunterrutschte und dorthin kam, wo das Brot hingehört, nämlich in den Magen. Hatte man es hinuntergeschluckt, so erhielt man seine Belohnung, ein Bissen gesellte sich zum andern, man merkte den Gehalt des Brotes, man konnte sein Gewicht würdigen, es ließ sich nicht leugnen, daß es da war. Man sagte: Diesmal hab ich aber Brot gegessen! Es war sogar zu befürchten, daß es einen erstickte. Aber nach drei Tagen unterlag es gewissen Wandlungen. Es wurde nicht hart, wie man hätte denken sollen; die Erscheinung, die zutage trat, war von etwas anderer Art. Zunächst wurde es trocken, dann schien es, daß das Mehl wieder zu seinem Recht kommen wollte, die teigige Masse zerfiel, jeder Brocken zerkrümelte, man bekam eine Art Sand, und man mußte viel Speichel aufwenden, um die körnigen Krümel zusammenzubinden. Nach etwa sechs Tagen wurde das Brot zu Asche,

die man nur mit großen Schlucken Wasser hinunterspülen konnte.

Doch wie es auch beschaffen sein mochte, Solange Blanchard besaß für ihr Brot eine ganz besondere Verehrung und Wertschätzung. Charles Blanchard aß nach Art der Kinder, indem er sich mit allen möglichen Gedanken beschäftigte, die ihm in den Kopf kamen. Er ließ seine Blicke umherschweifen, er summte beim Kauen vor sich hin, er stand auf und lief um den Tisch herum. Seine Mutter rief ihn zur Ordnung:

— Paß auf dein Stück Brot auf, mein Kleiner!

Er hätte es womöglich aus der Hand fallen lassen. Wenn in dem berüchtigten Stadium des vierten, fünften und sechsten Tages die Krumenmasse, von der bereits die Rede war, nur noch wie aus Gewohnheit an der Kruste hing und nahe daran war, sich wie Sand, den nichts mehr zurückhält, auf dem Boden zu verbreiten, sagte sie zu ihm:

— Man hält beim Essen seine Hand unter das Stück Brot. Du siehst doch, daß die Krümel sonst auf die Erde fallen.

Und wenn, wie man zu sagen pflegt, seine Augen größer gewesen waren als sein Magen und er die Scheibe Brot, die ihm seine Mutter abgeschnitten hatte, nicht aufessen konnte, so nahm sie ehrfurchtsvoll den Rest, den das Kind nicht gegessen hatte, und hob ihn sorgsam auf, damit er ihn am andern Tag wieder finden könnte.

Gegen Ende der Woche sagte sie sogar Worte, wie sie Mütter sonst nicht sagen:

— Zwing dich nicht zu essen, mein kleiner Junge!

Sie ging mit ihrem Brot um wie die Heiligen mit ihrer Seele. Sie bewahren sie völlig für den Dienst Gottes. Sie wissen, daß der Wind sie verwehen, daß eine Maus sie verzehren könnte, sie wissen, daß alles, was recht, und alles, was gut ist, daß alles, was in ihrem Herzen zählt, sorgsam verschlossen gehalten werden muß. Sie wissen, daß der Geist des Bösen umhergeht und

daß er gefräßig ist. Es geht übrigens auch um ihr ewiges Heil.

Ein abergläubischer Schrecken erfaßte sie bisweilen. Sie hüllte ihr Brot in ein Tuch; wenn sie es auseinanderfaltete, nahm sie sich sehr in acht, daß ihr nicht ein Stück Krume oder Kruste, das zufällig abgebröckelt sein mochte, entglitte und zu Boden fiele. Sie verschloß es in einem Kasten, dessen Deckel sie zuschlug, und dann war sie noch besorgt, ob auch der Kasten gut verschlossen sei. Sie fürchtete sehr die Mäuse, die nicht groß sind. Sie hatte Angst vor den Katzen, die geschickt sind. Wie leicht wäre es möglich gewesen, daß sich während ihrer Abwesenheit irgendein Tier an das Brot heranmachte, es beknabberte und das Beste auffraß. Sie fürchtete, daß eine Schabe ihr ein ganzes Pfund wegfressen könne.

Doch der eigentliche Kampf spielte sich nicht zwischen dem Brot, den Mäusen, den Katzen und der Unordnung ab, die ein Kind mit ins Haus bringt. Es gibt andere Feinde für das Brot der Armen, alles wird zum Feind für das Brot der Armen. Was sie lieben, ist ein Feind, was sie hassen, ist ein Feind. Das Brot erinnert an ihr Herz, an das Herz der Kranken, das jede Erregung angreift. An Tagen des Wohlbefindens hatte Solange Blanchard etwas mehr Appetit und aß etwas zuviel von diesem Brot, das sie mit so vieler Mühe verdient hatte. An Tagen, wo sie sich krank fühlte, aß sie etwas weniger als sonst, doch dann befürchtete sie, daß ihre Krankheit sie am Broterwerb hindern könnte. Freude wie Schmerz war zu fürchten. Das Brot schien hier eine größere Rolle als überall sonst zu spielen, nichts begab sich, ohne es zu gefährden.

Unter den Tagen gab es zwei im Jahr, die ihr einen schweren Stoß versetzten. Der erste war der elfte Mai, der zweite der elfte November. Es waren die Tage des Mietzinses. Sie kündigten sich von ferne an. Der elfte Mai rückte schon vom Abend des elften November an näher. Der elfte November kostete Solange

Blanchard zwanzig Franken. Sie sagte sich dann, daß der elfte Mai in einem halben Jahr da sein würde, also in hundertundachtzig Tagen. Der elfte Mai würde sie wieder zwanzig Franken kosten; es war so viel, wie wenn sie jeder Tag, der sie von ihm trennte, auf zwei Sous zu stehen käme. Es wäre also richtiger, nicht zu sagen, daß nur an zwei Tagen im Jahr das Brot Einbuße erlitt. Jeder Tag hatte seine Bedeutung, jeder Tag nahm einem je nach dem Preis, den das Mehl kostete, ein Pfund weg. Die Zeit vergeht nicht, ohne von einem zu verlangen, ihr eine Gebühr zu entrichten. Selbst nachts, wenn man schläft, stiehlt einem jede Stunde, die schlägt, ein Stück Brot.

Wenn sie gingen, geschah es auf Kosten des Brots, denn sie nutzten ihre Schuhe ab. Wenn sie saßen, scheuerten ihre Kleider gegen das Stroh ihres Stuhles. Wenn sie im Freien waren, durchnäßte der Regen den Stoff ihrer Kleidung oder die Sonne bleichte ihn aus oder der Schmutz fraß an ihm. Und die Wäsche, die man schmutzig macht! Einmal bekam das Kind Läuse, die Läuse der Armen sind hartnäckig, man mußte sich entschließen, für zwei Sous graue Salbe zu kaufen. Seit 1849 hat man uns gelehrt, daß das Leben ein ständiger Kampf ist, daß der Geist der Vernichtung uns bedrängt, daß selbst in unserm Körper der Krieg erklärt ist, die schädlichen Zellen verbringen ihre Zeit damit, die gesunden anzugreifen, sie wollen das Leben der Lebendigen zerstören. Solange Blanchard ahnte diese Wahrheit vor den Entdeckungen des Institut Pasteur. Womit sie sich auch beschäftigte, wieviel Aufmerksamkeit sie auch verwandte, wohin sie sich auch richtete, um der Gefahr zu begegnen, tausend Feinde fielen sie an, die es auf ihr Brot abgesehen hatten. Es geschahen Dinge wie dieses: das Kind wuchs heran, seine Schuhe drückten es, die Ärmel seines Rockes gingen nur bis zum Ellbogen, für seine Schultern war kein Platz mehr. Es brauchte Kleider. Um Kleider zu kaufen, muß man viel Geld haben, für das man kein Brot mehr

kaufen konnte. Das Brot, das er gegessen hatte, hatte den Knaben wachsen lassen. Das Brot selber führte mit dem Brote Krieg!

Viel schneller als wir lernen die Armen Gottes Gesetz kennen, und ohne daß sie das Böse mit dem Mikroskop zu untersuchen brauchen; denn es umgibt sie und drängt sich ihren Sinnen auf. Solange Blanchard fühlte sich sehr gering vor einem natürlichen Gesetz, sie fühlte sich sehr schwach inmitten der Elemente: war es nicht der Wille, der die Welt regiert, der ihrem Brot feindlich gesinnt war!

Lange Zeit war Weinen der einzige Widerstand, den sie ihm entgegensetzte. Durch ihre Tränen hoffte sie, sie wußte selbst nicht wen, im Weltall zu rühren. Sie trocknete sie nicht, sie ließ sie fließen; es kommt ein Augenblick, wo deine Wangen rieseln, wo ein warmes Wasser sich über dein ganzes Gesicht ergießt, selbst bis in deinen Mund hinein: deine Tränen sind es, die du trinkst! Sie spürte ihren Geschmack: sie sind stets bitterer, als man geglaubt hat.

Wenn sie getrocknet sind, läßt der Stoff, den sie enthalten, auf der Haut eine Art Unreinheit zurück, die verrät, daß man geweint hat. Wenn sie sich manchmal abends im Spiegel betrachtete, gaben schwarze Flecken und Furchen um die Wangen herum ihr Ähnlichkeit mit jenen alten Frauen, die sich nicht mehr waschen, weil sie dem Tod zu nahe sind, um ihr Gesicht noch zu pflegen. Sie war sehr rot, sie war sehr schmutzig, sie war sehr häßlich. Sie kehrte ihr Gesicht dem Himmel zu und sagte:

— Sieh, Herr, in welchen Zustand du deine Dienerin versetzt hast!

Schließlich wurde sie der Tränen müde. Der Tag kam, wo sie, unzufrieden über ihr langes Weinen, übersättigt vom Schmerz und nicht getröstet, selber dem Schmerz zürnte, etwa so wie man einem Freund zürnt, von dem man einen Dienst

erwartet hatte. Sie gab sich alle Mühe, ihn zurückzudrängen. Sie dachte viel nach und versuchte irgend etwas ausfindig zu machen, das in ihrem Leben den Platz einnehmen könnte, den bis jetzt der Schmerz behauptete. Sie sagte sich:

— Vielleicht gibt es noch ein anderes Mittel, als Tränen zu vergießen, denn das hat mir bis jetzt nicht geholfen.

Eine Zeitlang dachte sie daran, sich Arbeit zu suchen. Rasch stellt man sich vor, wohin man es mit Arbeit bringen kann. Die Arbeit gestattet es, Miete zu bezahlen, die Arbeit gestattet es, Kleider zu kaufen, die Arbeit gestattet es, Brot zu kaufen. Eine gut bezahlte Arbeit würde noch mehr gestatten: man könnte sich viele gute Sachen leisten, an die man vorher noch gar nicht gedacht hat: Kartoffeln und Käse; man könnte sich eine Gemüsesuppe machen. Sie verlangte nicht einmal so viel. Sie glich den Kranken, die die völlige Genesung nicht zu fordern wagen, sondern die schon so glücklich wären, wenn sie etwas weniger zu leiden brauchten! Sie zürnte dem Schmerz: denn wer arbeitet, braucht nicht zu weinen.

Sehr oft wiederholte sie sich:

— Ach ja, ich muß sehen, daß ich Arbeit finde!

Sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte. Ihr erster Gedanke war, daß die Reichen schon ihre Dienstboten haben, die ihnen alle Arbeit besorgen, und daß demnach dort, wo man unterkommen könnte, alle Stellen besetzt sind. Es gab wohl noch einige Leute, die eine Aufwartefrau nahmen, aber bei zwei von ihnen arbeitete sie bereits. Sie mußte sich sogar sagen, daß sie viel Glück gehabt hatte.

Ein Ereignis trat ein. Sie erfuhr, daß eine Nachbarin, deren Mann Maurer war und gut verdiente, jeden Samstag die Kirche zu kehren bekam und an diesem Tag zwanzig Sous verdiente.

Eine andere hätte sich gesagt:

— Das ist etwas, woran ich nicht gedacht habe. Es muß also noch etwas anderes geben.

Solange Blanchard handelte nicht so. Sie sagte sich:

— Es gab noch Arbeit. Nun hat man sie weggenommen. Jetzt ist keine mehr da.

Eine schöne Hoffnung ging dahin, es war ein großes Ereignis. Es handelte sich nicht einfach mehr um eine Arbeit, die darin bestand, die Kirche zu fegen, und die man ihr nicht aufgetragen hatte, es handelte sich um das Letzte auf Erden, das dem angeboten war, der zugreifen wollte: das hatte man ihr jetzt weggenommen.

Die Zeit verging. Wenn sie ihr Brot auf den Tisch legte, so geschah es zuweilen, daß sie sich hinstellte und es genau untersuchte. Denn obgleich sie ihm einen hohen Wert beimaß, war sie sich doch seiner Fehler bewußt. Sie sagte:

— Es ist recht schwarz und häßlich.

Sie aß ein Stück von der Kruste: sie schmeckte nach Steinen. Sie aß eine Handvoll Krume: sie schmeckte nach Sand.

Sie sagte dann:

— Hätte man wenigstens genug davon!

Sie wog das Stück in der Hand; sie täuschte sich nie in ihrer Schätzung: es waren noch soundso viel Pfund da! Auf die Qualität kam es weniger an; sie hätte lieber gesehen, wenn es noch schlechter wäre, dafür aber mehr übrigbliebe. Schlecht zu sein, wäre für das Brot die beste Eigenschaft gewesen. Vielleicht hätten sie, wenn die Kruste noch härter und die Krume noch bröckliger gewesen wäre, nicht diese gewaltigen Scheiben verschwinden lassen können, auf die sie es beim Essen brachten.

Doch eines Tages hörte Solange Blanchard mit diesen Überlegungen auf. Wie man in der Mathematik zu sagen pflegt, glaubte sie die Lösung gefunden zu haben. Man findet schließlich immer etwas, wenn man sucht. Sie machte eine wirkliche Erfindung. Das Prinzip war ganz einfach. Eines Tages sagte sie sich:

— Könnte ich es nur dahin bringen, weniger Brot zu essen! Auf diese Weise würde unser Vorrat länger reichen.

Sie dachte sich ein merkwürdiges Verfahren aus. Jeder wird in seinem Leben die Beobachtung gemacht haben, daß man zwischen den Mahlzeiten nichts essen soll, denn sonst hat man in dem Augenblick, wo man sich zu Tisch setzt, keinen Hunger mehr. So kommt es, daß Menschen, die es nicht gewohnt sind, um vier Uhr zu vespern, an dem Tag, wo sie sich dazu verleiten lassen, dafür büßen müssen. Beim Abendessen merken sie, daß das Vesperbrot ihnen, wie sie sich ausdrücken, den Appetit verdorben hat.

Die Erfindung Solange Blanchards ging von dieser Erkenntnis aus. Sie wartete vier Uhr ab, und als es vier Uhr schlug, öffnete sie den Deckel des Brotkastens. Wenn sie auf das Brot, das sie mittags gegessen hatte, jetzt noch ein kleines Stück nahm, so würde das, glaubte sie, bei einem noch vollen Magen eine Blähung hervorrufen und verhindern, daß die Verdauung mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit vonstatten ginge. Um sieben Uhr schien sie in der Tat keinen Hunger zu haben. Sie sorgte für das Kind und konnte ihm ohne zu lügen sagen:

— Ich habe schon gegessen, mein Kleiner.

Sie sah ihm zu. Sie war wirklich erstaunt, diesen Gedanken nicht früher gehabt zu haben. Gewöhnlich aß sie viel, und wenn sie sich abends nicht Vernunft gepredigt hätte, wäre sie imstande gewesen, ein ganzes Pfund Brot zu essen.

Aber es geschah ihr, was vielen Erfindern geschehen ist, deren Einbildungskraft rege war und der Wahrheit, die immer ihre Zeit braucht, um ein Stück vorauseilt. Am ersten Abend erkannte sie die Ergebnisse ihres Versuches noch nicht an, und sie zog es vor, bis zum folgenden Morgen zu warten, denn sie hoffte durch ihre Hartnäckigkeit die Natur zu zwingen, ihr zu folgen. Folgendes hatte sich begeben: um sieben

Uhr hatte sie keinen Hunger, doch um acht Uhr hatte sie den sehr deutlichen Eindruck, daß ihr Magen größer geworden sei und, was sie ihm um vier Uhr mehr als gewöhnlich gegeben hatte, seinen Umfang vermehrt habe, daß ein gewaltiger Magen, ein Riesenmagen, ihr einen Hunger verursachte, gegen den anzukämpfen sie zu schwach war. Dennoch aß sie nichts, kraft folgender Erwägung:

— Es ist wahrhaftig Zeit, zu Bett zu gehen. Um zu schlafen, brauche ich nichts zu essen.

Am nächsten Tag wurde sie grausam bestraft. Mittags mußte sie sich, koste es was es wolle, satt essen. Und da sie sich abends nicht ergeben wollte und um vier Uhr wieder dieselbe Sache gemacht hatte, mußte sie um acht Uhr, wenn sie nicht in Ohnmacht fallen wollte, das Brot aus dem Kasten holen und vier große Scheiben essen, das heißt, bis sie sich wieder wohlfühlte. Verglich man nun, was sie sich am Abend vorher abgespart hatte, mit dem, was sie heute mehr hatte essen müssen, so mußte man sogar sagen, daß der Versuch nicht zu ihrem Vorteil ausgeschlagen war und das Brot vermindert daraus hervorging.

Das war ein trauriger Tag. Denn traurig ist ein Tag, an dem man einsieht, daß einem nichts übrigbleibt, als abzuwarten, was kommen wird. Sie sagte immer wieder:

— Mein Gott, was soll aus mir werden!

Es wurde nicht viel aus ihr.

* * *

TIBULL

SULPICIA SPRICHT:

I

SCHON' meines Freundes! Herr der Weideflur,
o Eber! Herr auch in des Bergwalds Schauer!
Und Amor! du begleite seine Spur,
halt ab von ihm den Stoß der grimmen Hauer!

Ach, daß Dianens Glut ihn mir entführt,
— Fluch dir, o Wald, Fluch über euch, ihr Hunde! —
wo er den Berg umstellt, durchs Dickicht spürt,
obs auch die zarten Hände roh verwunde.

Ists Wahnsinn nicht? sprecht: ists nicht Raserei,
des Wilds verborgen Lager zu beschleichen,
ob auch der Schenkel weiße Pracht dabei
der Brombeer brandmarkt mit dem roten Zeichen?

Und doch — gern trüg ich selbst das Netz daher,
bergauf, bergab, dürft neben dir ich schweifen;
und wenn der flüchtge Hirsch erspähet wär,
löst ich der hurtgen Rüden Eisenreifen.

Wie schön wär mir der Wald mit dir, mein Licht!
ein Lager nur, dem Hohn zum Trotz, uns beiden —
und ob der Eber aus dem Netze bricht,
nicht sollt es uns von unsern Wonnen scheiden ..

Du jagst allein — so sei der Venus feind!
Dianens Dienst erfordert keusche Hände;
und die zu fesseln meinen Amor meint,
find unterm Raubgetier ein elend Ende!

Du jagst allein — wirf ab Dianens Joch,
dem Vater laß die Lust, im Wald zu jagen.
O daß du heute kehrtest, heute noch,
an einen Busen, der nur dir geschlagen.

II

Der Tag, der dich, Kerinthus, mir gebracht,
sei heilig mir vor allen Feiertagen!
gab er uns Mädchen neuer Knechtschaft Plagen,
sang dir die Parze stolze Königsmacht.

Und ich vor allen bin entbrannt in Gluten:
o selges Glück, entbrennst auch du für mich!
Bei süßer Heimlichkeit beschwör ich dich,
bei deinen Augen, deinem Geist, dem guten.

Komm, Genius, Rauchopfer bring ich dar:
Gib, daß er meiner denkt in heißer Minne!
Doch läg ihm eine Liebere schon im Sinne,
dann, Heilger, laß den trügrischen Altar.

Sei du gerecht auch, Venus: gleiche Bande
laß beid uns tragen — oder gib mich frei!
Doch lieber sei'n es starker Ketten zwei,
die zu zerstören keine Zeit imstande.

Er fleht um gleiches ja, doch wortlos schier,
die Scham verwehrt ihm, laut den Wunsch zu zeigen;
dir, Göttlicher, dir redet auch das Schweigen,
o nicke „ja" — was liegt an Worten dir?

Übertragung von Eduard Ad. F. Michaelis. (Insel-Bücherei Nr. 331.)

* * *

ANDREAS HEUSLER

DER HELIAND

DER Heliand — das ist Heiland, Salvator — ist eine umschreibende Übersetzung der lateinischen Evangelienharmonie, eines Werkes, das die vier Evangelien, so gut oder schlecht es ging, mehr emsig als feinfühlig, zu einem Ganzen zusammengestückt hatte. Der deutsche Übersetzer hat sehr vieles ganz ausgeschieden; was er behält, hat er durchweg in eine andere Seelensprache übertragen. Es ist reizvoll zu sehen, wie eine blutjunge Kultur die altersmüde der Quelle umwandelt.

Der lateinische Urtext ist nüchtern; trockene Berichterstattung. Der Sachse verpflanzt ihn in begeisterte, persönlich ergriffene Verherrlichung. Dies geht bis ins Beiläufige und

Kleine. Personen und Sachen sind womöglich schön, groß und herrlich. Alle Frauen von der guten Partei, auch die verhärmten Marien am Grabe, sind von schönem Äußern; Johannes kommt als ein Ausbund von Schönheit zur Welt; auch Jesu Windeln sind schmuck, Ägypten ist der Länder bestes, und der Heilige Geist erscheint als kräftiger Vogel, als herrliche Taube.

Die Quelle enthält sich eigener sittlicher Wertsetzung; es ist noch die tiefe Sachlichkeit der antiken Welt. Im Heliand ist der christliche Dualismus voll entwickelt: alles ist gut oder böse, und das Gefühl des Erzählers nimmt lebhaft Partei. Was nicht zu dem Helden gehört, das sind die „erbosten Widersacher", die „falschen Feinde", die „haßerfüllten Juden". Auch der maßvolle Pilatus ist der zornmütige, stolze Mann. Eine Flut von Preis und Entrüstung wogt durch das Werk. Ja, gegen den Sinn der Quelle kann der Verfasser den sittlichen Gesichtspunkt hereinbringen: Zu den klagenden Weibern spricht der Kreuztragende: eure bösen Taten mögt ihr bejammern, für eure Bosheit werdet ihr grausam entgelten. Die Juden bleiben vor dem Gerichtshaus, um nicht am Festtag unrechte Worte, Freches urteilen zu hören. Die Worte des Hauptmanns von Kapernaum sind dahin gewandt: obschon ich über gehorsame Mannen in Fülle gebiete, weiß ich mich als unwürdigen Sünder. Daß man dem Gekreuzigten einen Schwamm mit Essig und Galle reicht, brandmarkt der Dichter als besonders schwarze Tat.

Der Urtext redet nicht unmittelbar ins Gewissen; die berichteten Taten und Worte sollen durch sich selbst Eindruck machen. Der Heliand spricht zu einer Gemeinde, die er im Glauben befestigen, zu gutem Lebenswandel anhalten will. Das Evangelium ist ihm Text zu Sittenpredigten. So ist die prosaische Vorlage in gewissem Sinne mehr Epos als das erbauungsfrohe Versgedicht. Nähme man den Heliand als freies Kunstwerk, so müßte man finden, daß sich der Verfasser zum

Beispiel die ergreifende Stelle von Petri Reue verdirbt durch zwei verstandesmäßige moralische Anhängsel. Aber für unsern Mann besteht hier kein Widerstreit: die sittliche Besserung ist sein bewußtes Ziel, die Erschütterung des Gemüts ist ein Mittel dazu.

In der Quelle, die sich meist aus Matthäus nährt, ist Jesus noch der Mensch. Für den Heliand versteht sich seine Gottheit von selbst. Jesus ist, wie Gottvater, der Himmelskönig und der König schlechthin, aller Könige kräftigster usw. Diese fortwährend gebrauchten Namen übertönen die Bedürftigkeit des Menschensohns. Doch gibt sich der Dichter keinen theologischen Grübeleien hin über Person und Heilswerk des Erlösers. Am meisten betont er an Jesu die Lehre, also die dem Verstande faßliche Seite, die sittliche Vorschrift und die Offenbarung von ewigem Lohn und Strafe.

Der Teufelsglaube erscheint verstärkt. Dem Dichter ist jeden Augenblick gegenwärtig, daß das Böse von den unholden Geistern kommt; immerzu huschen ihm die Teufelchen, die „leiden Wichte", durch die Gedanken; auch ins Vaterunser bringt er sie hinein. Aber auch ihren Obersten, den Satanas selbst, läßt er über die biblische Quelle hinaus eingreifen.

Den Dichter durchdringen die Gedanken der Reue und Buße, der menschlichen Schwäche und der göttlichen Gnade. Aber die asketischen, weltfeindlichen Züge des Glaubens unterstreicht er nicht. Seine Stimmung ist frei von der ängstlichen und tränenseligen Zerknirschung mancher seiner englischen Vorgänger. Er hat im ganzen einen freundlichen Blick auf das Erdenleben. Seine Schadenfreude an der Höllenpein der Sünder ist maßvoll. Es ist keine schwärmerische, aber eine gemütswarme Gläubigkeit. Sie denkt nicht an geheimnisvolle Versenkung in die Gottheit, sondern an ein eifriges Befolgen der Lehre in demütigem Vertrauen und im Aufblick auf den jenseitigen Lohn. Gegenüber dem Zärtlichen, Mädchenhaften,

Klosterbehüteten, das gleich mit Otfrid in unsrer deutschen Dichtung einsetzt und im ganzen die kirchliche Poesie des Mittelalters kennzeichnet, hat unser Heliand ein ganz Teil stämmiger Nervenfrische: er ist die männlichste der Messiaden.

Aus der Einführung zu dem soeben erschienenen Buche „Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der altsächsischen Genesis", denen die folgende Probe entnommen ist:

★

ABRAHAMS FÜRBITTE FÜR SODOM

DA hatten sich so sehr die Sodomleute,
Die Gaumänner, vergangen, daß unser Gott ihnen zürnte,
Der mächtige Gebieter, weil sie Meintat übten,
Frevel vollführten: sie hatte der Feind und seine Brut
Viel Laster gelehrt. Das wollte der lenkende Gott,
Der Ewige, nicht dulden: er hieß die drei eilen,
Seine Engel, von Osten mit seinem Auftrag,
Nach Sodom ziehen, und er selbst war mit.
Als sie an Mamre vorüber, die Mächtigen, gingen,
Da fanden sie Abraham bei einem Altar stehn,
Warten der Weihstatt: unserm Waltenden sollte er
Gabe opfern und Gott dienen
Zu mittem Tag, der Männer Bester.
Da ergriff ihn die Gottesahnung, als ihren Gang er sah:
Nah trat er, ihnen entgegen, und neigte sich Gott,
Beugte sich und betete und bat eifrig,
Daß er seine Huld fürder behalten dürfe:
„Wo willst du hin, mein waltender Herr,
Ewiger Vater? Ich bin dein Eigenknecht,
Dir hold und hörig; du bist mein Herr, der gute,
An Wertgaben milde. Willst du des Meinen was,
O Gebieter, haben, dir zu Gebot stehts fürwahr.
Ich lebe von deinen Lehen, und ich gelaube an dich,

Freundlicher Herrscher. Darf ich dich fragen nun,
Wohin du, Gewaltiger, deinen Weg lenkest?"

Da kam ihm entgegen Gottes Antwort,
Erhaben, und traf ihn: „Verhüllen will ich es nicht,
Dir hehlen, dem Gehorsamen, was mein Herz vorhat.
Unser Weg geht nach Süden: es haben sich im Sodomlande
Die Gaumänner so vergangen; nun rufen die Geister zu mir
Bei Tag und Nacht, die ihre Taten melden,
Sagen von ihren Sünden. Nun will ich selbst wissen,
Ob die Leute unter sich solche Laster üben,
Die Bewohner, solche Wehtat: dann soll wallend auf sie
Feuer fallen, es soll sie ihre Frevelsünde,
Die schwere, versenken; Schwefel vom Himmel
Fällt samt Feuer: die Falschen sterben,
Die meintatigen Männer, kaum daß der Morgen kommt."
Abraham ergriff das Wort (sein Eifer war gut,
Ratklug seine Rede), zu dem Richter sprach er:
„Fürwahr des Guten so viel, Gott im Himmelreich,
Ewiger, verordnest du! Es hängt ab diese Welt
Von deinem Willen und deinen Taten; Gewalt hast du
Über der Menschen Geschlecht in diesem Mittelkreis,
So daß es nie geschehen kann, mein Schöpfer und Herr,
Daß du gleiches bietest Guten und Bösen,
Lieben und Leiden, da sie doch gleich nicht sind.
Du sinnst das Rechte, reicher Gesetzeswart,
Daß du entgelten nicht läßt gutwillige Leute
Der Missetäter Werk, obs in deiner Macht auch stände,
Es so zu vollführen. Darf ich dich fragen nun,
Ohne daß du mir gram seist, Gott des Himmelreichs:
Wenn du dort fünfzig findest frommer Männer,
Williger Leute, darf dann, o Waltender, das Land
Verschont nach deinem Willen, geschirmt, bleiben?"
Da kam ihm entgegen Gottes Antwort:

„Wenn ich dort fünfzig finde frommer Männer,
Guter Helden, die an Gott halten
Fest im Glauben, dann sollen sie Gnade finden,
Weil ich die reinen Menschen erretten will."

Abraham ergriff das Wort zum andern Male,
Fragte ferner den Fürsten des Himmels:
„Wie hältst du es dann, mein Herr und Gebieter,
Wenn du dort dreißig kannst der Degen finden,
Der makellosen Männer, willst du die Menge dann
Am Leben lassen, daß sie das Land bebaue?"
Drauf ihm der gute Gott des Himmels
Eilend sagte, daß er alles wolle
Leisten so dem Lande, „wenn ich der Löblichen dort
Dreißig unter dem Volke, der Degen, finde,
Der Gottesfürchtigen, dann will ich vergeben allen
Die Falschheit und Freveltat und das Volk dort lassen
Sitzen in Sodom bei gesundem Leibe."

Abraham ergriff das Wort, angelegentlich
Folgte er dem Fürsten, sprach viele Worte:
„Nun muß ich dich bitten, daß es dich nicht erbose gegen mich,
Mein milder Herr, da ich so manches rede,
Worte mit dir wechsle! Ich weiß, nicht würdig bin ichs,
Es sei denn, daß du aus Güte, Gott des Himmelreichs,
Mein Dienstherr, es duldest. Mir ist dringend not
Zu wissen deinen Willen, ob die Bewohner heil
Leben dürfen, oder ob sie erliegen sollen,
Verfallen dem Fluche. Was willst du, mein Fürst, dann tun,
Wenn du dort zehne findest unter der Zahl des Volks
Treue und Gerechte: willst du ihnen dann den Tod erlassen,
Daß sie im Sodomland sitzen dürfen,
Bebauen die Burgen, ohne daß du erbost ihnen seist?"
Da kam ihm entgegen Gottes Antwort:
„Wenn ich zehn noch finde unter der Zahl des Volks

Treue Leute, dann lasse ich sie alle
Um der Frommen willen des Friedens genießen.“
Da wagte Abraham nicht weiter zu fragen,
Fürder, seinen Fürsten: er fiel auf die Knie,
Der Kräftige, zum Gebet, erklärte, willig
Wolle er Gabe opfern und Gott dienen,
Seinen Willen wirken. Er wandte sich zurück
Zu seiner Gasthalle. Gottes Engel
Zogen weiter gen Sodom, wie ihnen selber wies
Der Waltende mit seinen Worten, da er ihnen diesen Weg befahl.

* * *

EMILE VERHAEREN

DER JAHRMARKT ZU OPDORP

(Mit zehn Holzschnitten von Frans Masereel)



ALLJÄHRLICH im Juni findet in dem kleinen Dorfe Opdorp, dicht an der Grenze von Flandern und Brabant, ein berühmter Jahrmarkt von bunt und heiter aufgeputzten Pferden statt. Um ein weites, rasengeschmücktes und von Ulmen, Eschen und Weiden geziertes Viereck reihen sich die Häuser — ihre Mauern gleichen weißen Röcken, ihre Dächer roten Kappen —, und sie bewachen einander mit den frisch gewaschenen und sauberen Augen ihrer Fenster. Am Ende steht die Kirche mit dem Turm und seinem goldstrahlenden Hahn; um sie der armselige, ungezäunte Friedhof.

Das Dörfchen ist still, traurig, unscheinbar. Die Arbeit geht dort in Regelmäßigkeit, ohne Eile, mit langsamen Händen vor sich, als wollte man, ohne jemals es zu verwirren, das nützliche und kostbare Gewebe der Zeit abhaspeln.

An Werktagen entströmt den Kellern ein Duft von Butter und Milch. Langsam hinziehende Kuhherden kommen des Abends von der Tränke und den Wiesen heim; hinter ihnen pfeift der Kuhhirt sein Lied. Ein Brüllen wird laut, ein Tor



knarrt, ehe es sich schließt. Nur der Turm verbreitet mit seinem Geläute des Sonntags ein wenig frommes und wärmeres Leben. Man drängt sich zur Messe, zur Vesper, zum Schlußgebet. Vom Montag an wird alles Leben wieder still und tritt in seine geregelte und eintönige Ordnung.

Der Jahrmarkt von Opdorp aber ist berühmt. Da finden



sich beim ersten Morgengrauen die linkischen Füllen ein, die neben ihren Müttern mit kindlichem Trab daherhüpfen; die ungeheuren Hengste, die von Bauernburschen am Halfter ge-

führt werden; dann Arbeitstiere, eine Art von eigensinnigen und noch kräftigen Dienstboten nach weiß Gott wie viel erbrachten Saaten und Ernten, nach weiß Gott wie vielen Mühen im weichen, fetten Boden der flandrischen Herbsterde.

Sie ziehen längs der Buden hin, und die Hanswurste erschrecken sie durch ihren Lärm, schlagen sie mit ihren hölzernen Degen auf die Kruppe, schimpfen auf ihre tölpelhafte Art und machen sich über ihre wolligen Schwänze und die durch ihre Zottigkeit noch schwerfälliger aussehenden Hufe lustig, die groß und rund sind wie riesige Schwämme. Zwischen Bauern und Clowns entsteht Streit, die einen bekräftigen ihren Zorn mit Faustschlägen, die andern schütteln flink und lachend ihre Beschimpfungen gleichsam aus dem Ärmel und bekräftigen sie mit einem Nasenstüber. Schreie ertönen, streifen an den Anschlagzetteln vorbei, verlaufen sich in den



Gassen und Gäßchen aus Zelttuch und vermengen sich mit dem Wiehern der Pferde, den Hufschlägen, dem Klang des stolpernden Galopps auf dem Pflaster. Sobald die Trompeten und Posaunen und die große Trommel sich hören lassen, wird der Spektakel zur Raserei. Es ist, als ob das ganze Dorf sich in einen riesigen Strauß von Getöse verwandelt hätte, in dem schrille Töne, freche Pfiffe und furchtbare Laute die derben, düsteren und roten Blumen darstellten.

Trotzdem aber finden sich die Leute aus der Umgebung,

obwohl es noch jährlich bei diesem Feste sehr übermütig zugeht, immer spärlicher ein. Sie haben ihre guten Gründe.

Seinerzeit sandten die Bischöfe von Gent und Tournai ihre Stallmeister hin; die großen Abteien von Aberbode und Perck trafen dort die Auswahl ihrer Tiere, und hauptsächlich schickte die Leichenbestattung der kleinen Stadt Termonde alle fünf Jahre ihren prunkvollsten Totenwagen, gezogen von vier schwarzen, abgenützten, mageren Mähren, die man nach einigen Dienstjahren ersetzen mußte, damit der Pomp der wohlbestallten Leichenbegängnisse keine Kritik zu fürchten habe.



Sobald die Ankunft des Wagens angezeigt war, bestiegen die Hanswurste wieder die Bühne und überboten sich in närrischen Reden. Vier vergoldete Skelette hingen zur Seite des Gefährtes, ein Clown kniff sie ins Kinn, ein anderer steckte Blumen in ihre Knochenhöhlen. Die Musikanten bliesen mit geschwollenen Backen heftige Trauermärsche, aufgeregte Affen verrenkten sich in Sprüngen längs der Budenplanken, und die Schlangenbändigerin, ihre Riesenschlange um den Leib gewunden, packte den Kopf des Tieres und streckte ihn mit offenem Rachen dem nahenden finsteren Fahrzeug entgegen.

Der Wagen fuhr langsam an dem zynischen und grotesken Mummenschanz vorbei, streifte mit seinen Federbüschen und schwarzen Behängen den gemeinen, grellen Aufputz, die kreuz und quer aufgeklebten Anschlagzettel und die gehißten Fahnen und Wimpel. Das Gefährt war voll nichtsnutziger Gassen-

jungen und -mädchen, die auf den Brettern, die sonst zum Tragen der Särge dienten, herumtanzten und sich hin und her stießen. Neben dem Glockenturm hatten sich ein oder zwei Küster aufgestellt. Und damit der Frevel vollständig sei, brannten düster und zwecklos die Lichter der vier Laternen.

Der Kutscher stellte im Gasthof „Zu den drei Königen“ ein. Sobald er ausgespannt hatte, verkaufte er seine Tiere, die den Abdecker schielenden Auges betrachteten. Rasch handelte er andere ein, ohne den Preis besonders zu drücken; die Leichenbestattung von Termonde war reich.

Und kaum war die Wirtin bezahlt, das Glas in Eile geleert, die Harnische und das Sattelzeug gebürstet, die Riemen verkürzt oder verlängert . . . je nach dem Maß der neuen und diesmal munteren Rosse, setzte sich das verjüngte Gespann mit den Kirchenvorstehern und Gassenjungen, die auf den Sitzen und Brettern thronten, wieder in Bewegung. Es schlug denselben Weg ein, den es gekommen war, aber diesmal stellten die Jahrmarktsleute, die jetzt vor seinem anständigen Aussehen ernster und fast ehrfurchtsvoll verharrten, alle Possen ein. Ein wenig Staunen, wenn nicht gar ein wenig Furcht, hatte sie ergriffen, und man sah, wie ihre Frauen sich bekreuzten. Der Tod, der des Morgens zerschlagen, hinkend, abgebraucht, zu nichts mehr nütz geschienen hatte, trabte nun, herausgeputzt wie zum Kampfe, wieder munter von dannen.



Nun geschah es, es dürfte so zwanzig Jahre her sein, und seither ist der Jahrmarkt wie verflucht — da waren die neu-

gewählten Pferde so ungestüm und unlenksam, daß sie das Dorf im Sturmlauf verließen. Sie rannten Buden und Gestelle um, und weiter draußen, auf der Landstraße, gingen sie vor einer am Wegrand aufgepflanzten Vogelscheuche durch. Die



auf den Wagen Gekletterten bekamen Angst, einige sprangen, auf die Gefahr hin, sich zu erschlagen, auf Böschungen in die weiche Erde am Wege, andere wieder, aneinandergekauert, stießen so schreckliche Schreie aus, daß die Leute mit zum Himmel gerungenen Händen aus den Gehöften hervorkamen. Im vollen Sonnenschein, mit fliegenden Behängen, polternden Rädern, stürzte der Leichenwagen, ein lebendiges schwarzes Gerassel, vorbei. Die Laternen hüpften in ihren Untersätzen, das entwurzelte Kreuz wurde heftig von rechts nach links und von links nach rechts geschüttelt, die Silberfransen verwickelten sich in den Büschen, und an den Zweigen blieben schwarze Fetzen hängen.



Von den Wällen in Termonde sah man diesen Wirbel herankommen, und der Schrecken war groß. Man ängstigte sich hauptsächlich wegen der Kirchenvorsteher, dieser ehrbaren, gediegenen Würdenträger, deren Beine nicht mehr geschmeidig genug waren, um abzuspringen.

Der wildwütende Leichenwagen durchquerte die ganze Stadt. Das gab Schreien und Klagen. Das Entsetzen verbreitete sich von Haus zu Haus, von Stadtteil zu Stadtteil. Man sah Frauen, die die Hände nach ihren Knaben oder Mädchen ausstreckten, die der Wirbel mit fortführte. Ein Greis wurde über den Haufen gerannt. Die Straßen leerten sich... bleiche Gesichter drückten sich an die Fensterscheiben. Leute liefen atemlos hinter dem Wagen her. Der Glöckner am Hauptplatz wollte die Sturmglocke läuten, aber der Tod lief zu rasch, und der Blitz seines Vorbeijagens traf schon das entgegengesetzte Ende der Vorstädte.

Die wahnsinnigen Pferde, weiß von schäumendem Schweiß, Blut an den Mäulern, hielten erst vor einer Friedhofsmauer an. Eines von ihnen schlug hin. Ein kleines Mädchen wurde getötet. Einem Kirchenvorsteher wurde das Bein zermalmt. Alle anderen hatten Verletzungen zu beklagen. Nur der Kutscher kam heil davon ohne den kleinsten Riß, und da sich die Pferde ihrerseits von ihrem Schrecken erholt hatten, lachte er schließlich über das Abenteuer.



Aber die Menge ließ sich ihre Furcht nicht nehmen. Was für ein unseliges Geschehnis mochte dieser so sinnfällige Unglücksfall voraussagen? Sie verdoppelten ihre Gebete und Andachtsübungen. Es half nichts.

Während des endlosen Winters wurde die Stadt durch ein unbekanntes Fieber verwüstet, und die Schelde trat dreimal über die Ufer. Die Straßen, durch die der Leichenwagen gekommen war, wurden vor allen andern ergriffen. Die Trauer erstreckte sich bis Opdorp.

Wie sehr schwand aus dem reinen netten Dorfe die Ruhe! Täglich gab es einen Todesfall. Dies dauerte Monate und Mo-



nate solchermaßen an, daß man den Friedhof vergrößern mußte. Noch heute hat sich die Erinnerung dieses schwarzen Ereignisses kaum abgeschwächt, ja man sagt, daß in wenigen Jahren der berühmte Jahrmarkt von Opdorp aus den Kalendern gestrichen sein wird.

Aus dem in Kürze erscheinenden Buche: „Fünf Erzählungen", das Friederike Maria Zweig übersetzt und Frans Masereel mit 28 Holzschnitten geschmückt hat.

* * *

HELMUTH ROGGE

„PETER SCHLEMIELS SCHICKSALE"

Die Urschrift des Peter Schlemihl

ADELBERT von Chamisso hat es 1814 als einen „Schlemihlstreich" bezeichnet, daß sein armer Freund Peter aus dem

Manuskript „in die Druckerschwärze gestiefelt" sei. Aber schon ein Jahr später mußte er widerrufen und zugeben, daß sein „siebenmeilig gestiefelter Freund ganz gut gehe" und „ein ausgezeichnetes Glück gemacht habe". Der Siegeszug Peter Schlemihls durch Europa und über dessen Grenzen hinaus ist dem Dichter ein immer wieder frisch sprudelnder Quell stiller Freude gewesen. Und was würde er, der sich selbst nur eine fünfzigjährige Unsterblichkeit zuerkannte, wohl heute sagen, wenn er all die Hunderte von deutschen und ausländischen Ausgaben der wundersamen Geschichte mustern würde! Wenn wir diese Entwicklung überschauen und dann die wieder aufgetauchte Urschrift „Peter Schlemiels Schicksale" in die Hand nehmen, so mutet es uns wieder als ein „Schlemihlstreich" an, daß der wunderliche Held es verstanden hat, jenes alte Heft, in dem er seinem Freund Chamisso nach dessen eigener Angabe am 27. September 1813 die Beichte seines Lebens hinterlassen hatte, 106 Jahre verborgen zu halten.

Schwere Gewissensnot trieb nach Ausbruch des Befreiungskampfes den plötzlich vereinsamten Franzosen in das Kunersdorfer Asyl. In gewissenhafter botanischer Arbeit für den Schloßherrn, von Itzenplitz, und eigenen Studien suchte er die Befriedigung, die er jetzt in Berlin nicht finden konnte. Da trat in der ländlichen Stille und der Einsamkeit, die ihn auch inmitten seiner Gastgeber nie verließ, eine Figur wieder in seine Erinnerung, die ihn schon vor Jahren in anderem Zusammenhange beschäftigt hatte: Schlemihl. Der „langbeinige Bursch", der ihm in der grünen Zeit des Musenalmanachs einmal „durch die Sonette gelaufen" war, gewann in seiner Phantasie jetzt neues Leben. Binnen wenigen Wochen entstand die Schlemihl-Dichtung. Es war seine erste größere Prosaschöpfung, und sie wurde ihm nicht leicht. Sein Brouillon sah wüst aus, es trug die Spuren geistigen Ringens. Aber des

Dichters Künstlertum besiegte die Widerstände. Kurz vor der Leipziger Schlacht, am 27. September 1813, beendete der Sproß von Boncourt sein deutsches Meisterwerk.

Die liebevolle Sorgfalt Julius Eduard Hitzigs, Chamissos „Vater Ede", hat uns in den Briefen des Dichters, die dieser aus Kunersdorf nach Berlin richtete, kostbare, weil ganz unmittelbare Zeugnisse für die Entstehung der Dichtung hinterlassen. Keine der Angaben des Dichters steht mit dem Befunde des heute vorliegenden Manuskripts im Widerspruch, im Gegenteil bestätigen sie ihn alle. Wir haben das Heft in Händen, in das Chamisso die Schlemihl-Historie eintrug, das er dem Ehepaar Hitzig, schwankend zwischen Schöpferglück und fragender Selbstkritik, zur Begutachtung zusandte, als die erste Stockung eintrat. Die Handschrift setzt uns sogar in den Stand, die Stelle anzugeben, an der Chamisso im dritten Kapitel die Feder niederlegte, um das Urteil des Freundes anzurufen. Es ist jener Einschnitt in der Erzählung, als Bendel nach dem fehlgeschlagenen Besuch des Professors, der Schlemihl einen falschen Schatten malen soll, seinen Herrn mit verhülltem Gesicht im Sessel zusammengesunken findet und dann die furchtbare Wahrheit erfahren muß, wodurch, wie Schlemihl selbst erzählt, sich eine Wandlung seiner Geschicke vollzieht. In der Urschrift tritt an dieser Stelle eine Unterbrechung in Tinte und Duktus deutlich zutage. Auch die Widerstände, mit denen Chamisso im vierten und fünften Kapitel zu ringen hatte, haben ihre Spuren hinterlassen: in diesen beiden Kapiteln aber nimmt die Häufigkeit der Korrekturen sichtbar ab; der Kampf war hier im wesentlichen im Brouillon entschieden worden. In den späteren Kapiteln ist es dann tatsächlich „wie geschmiert" gegangen. Ob er, der A. W. Schlegel auswendig kannte, ihn nun wirklich durch Übertragung seiner beiden Vornamen auf den Schlemihl treffen wollte oder erst durch eine Frage Hitzigs nach der

Bedeutung der „W. A.“ darauf gebracht worden ist: wir finden jedenfalls auch diese Episode der Entstehungsgeschichte der Dichtung in unserm Manuskript wieder. Der Held hat auf dem Titelblatt „W. A. Schlemil“ geheißen. Der Vorname „Peter“ ist erst nachträglich über die durchgestrichenen „W. A.“ gesetzt worden. Freilich geben auch diese schon eine spätere Form. Die älteste lautete kurz und bündig „A. Schlemil“. Mit ihr wird der Dichter das Märchen begonnen haben. Beim weiteren Fortschreiten der Arbeit wurde hieraus erst „W. A.“, dann „Peter Schlemiels Abentheuer, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Cunersdorff MDCCCXIII“. Dieser Titel dürfte der Entwicklungsstufe entsprechen, die durch die später gestrichene große Reisebeschreibung charakterisiert ist, wenn auch diese vielleicht noch nicht niedergeschrieben war. Der weiteren Wandlung des inneren Gehalts entsprach die Milderung der „Abentheuer“ in „Schicksale“. Ein scherzhafter Untertitel „Als Beitrag zur Lehre des Schlagschattens“ wurde ebenfalls wieder beseitigt, so daß die Urschrift heute den Titel zeigt: „Peter Schlemiels Schicksale, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Cunersdorff MDCCCXIII“.

Diese Veränderungen gestatten uns beinahe Schritt für Schritt die Entwicklung des Schlemihl-Motivs zu verfolgen. In seinem ersten Auftreten als seltsamer Einfall ohne tiefere seelische Beziehungen reicht es wahrscheinlich bis in die Zeiten der „Versuche und Hindernisse Karls“ zurück, jenes kuriösen, 1808 erschienenen Romans, in dem die Freunde Varnhagen, Neumann, Fouqué und Bernhardi eine Fülle von Anspielungen und Karikaturen bekannter Größen in eine abenteuerliche Handlung keck verwoben hatten. Chamisso war damals, nach Varnhagens Zeugnis, mit einem Beitrag zu spät gekommen. Eine Fortsetzung der Geschichte wurde nicht vollendet, ist aber in mehreren Einzelbeiträgen, darunter auch Chamissos, erhalten. Die Beziehung auf Schlegel erinnert

noch an diese Bemühungen, und nach unseres Dichters eigenen Worten in der Vorrede „mögen hier manche genannt sein, die noch leben; auch das will beachtet sein". Als er dann in Kunersdorf das Motiv wieder aufnahm, war inzwischen die Naturwissenschaft entscheidend für ihn geworden. Im Winter 1812 hatte er seine Studien auf der Berliner Universität begonnen, in Kunersdorf setzte er sie fort, und Peter Schlemihl wurde ein naturwissenschaftliches Märchen.

So schrieb er „Peter Schlemiels Abentheuer", in deren zehntem Kapitel die Siebenmeilenstiefelreise des rastlosen Naturforschers und fachwissenschaftliche Bemerkungen breiten Raum einnahmen. Aber die Reisebeschreibung drohte den ohnehin angespannten Rahmen der Novelle zu sprengen, und so strich er sie. Merkwürdig erscheint zunächst nur, daß er keinen Ersatz für die gestrichene Stelle einfügte, so daß in der Urschrift ein Vakuum entstanden ist. Aber dieser war der Urschrift wahrscheinlich auf einem losen Blatt, das dieselben merkwürdigen Zeichen wie Anfang und Ende der gestrichenen Schilderung getragen haben wird, beigelegt und ist später verloren gegangen.

Bei alledem muß aber noch mehr bedacht werden. Chamisso hatte sich im Sommer 1812 nur unter schweren inneren Kämpfen und dem unermüdlichen Zuspruch der Berliner Freunde aus dem Bannkreise der Frau von Staël zu reißen vermocht, um aus der ihm innerlich doch fremd gewordenen Heimat nach Deutschland zurückzukehren. Das schmerzliche Erleben bei Ausbruch des deutschen Freiheitskampfes griff abermals tief in seine Seele. Aus ihrem überquellenden Reichtum flossen jetzt neue Ströme in die alte Form der Dichtung. Die Fabel blieb, auch das äußere Begebnis, wenn auch hier und dort zurückgedrängt, aber der Schwerpunkt verschob sich nach innen. Aus den „Abentheuern" wurden die „Schicksale" und später — außerhalb der Urschrift — in der Hitzigschen

Abschrift — die „sonderbare", endlich in noch zarterer Fassung die „wundersame Geschichte". Jene geheimnisvolle Mischung von Märchen und Wirklichkeit, Gelehrsamkeit und Naivität, Enthusiasmus und Sachlichkeit, Grausigem und Zartem, Komischem und Tragischem ist erreicht, die uns noch heute bezaubert. In der Urschrift sehen wir nur einen Ausschnitt dieser Entwicklung. Sie wird sich zum guten Teil auf den Zetteln des Brouillons abgespielt haben, die der Dichter, soweit er sie nicht — wie z. B. die Vorrede — in sein Manuskript aufnahm, wahrscheinlich noch in Kunersdorf vernichtet hat, bevor sie irgendein anderes Auge erblicken konnte.

Statt eines Drucks hatte Chamisso, wie wir nun wissen, zwei Abschriften anfertigen lassen. Eine erhielt Hitzig, sie ist in seinem Nachlaß verwahrt. Die andere, heute verschollen, wird Fouqué bekommen haben. Nach einer dieser Abschriften muß die Drucklegung erfolgt sein. Die Urschrift scheint ihr Verfasser selbst behalten zu haben. Von ihr ist dann nie mehr die Rede.

Ein anderer Freund Chamissos, von dem bisher in der Forschung nur wenig gesprochen wurde, war zum Herrn über ihre Geschicke geworden: Dietrich Franz Leonhard von Schlechtendal. Er hatte wahrscheinlich den dreizehn Jahre älteren Dichter kennen gelernt, als er sich — bei den Lützower Jägern wegen Untauglichkeit abgewiesen — im Herbst 1813 als Student der Naturwissenschaften an der Universität Berlin immatrikulieren ließ. Es entwickelte sich eine Freundschaft, die erst durch Chamissos Tod 1838 gelöst wurde. Im August 1819 erhielten beide eine Anstellung am Botanischen Garten in Schöneberg. Wie sie früher in der jungen Begeisterung an der Natur auf weiten beschwerlichen Fußwanderungen, kein Hindernis, ob Berg, See oder Sumpf, scheuend, nach Pflanzen gesucht hatten, arbeiteten sie nun am Schreibtisch zusammen, und manches Schöne aus dem dichterischen Schaffen des Freundes

hat Schlechtendal nach seinem eigenen Zeugnis hier zuerst gehört. So mag denn Chamisso dem Freunde zur Erinnerung an die sturmbewegten Tage von 1813 das schönste Dokument dieser inhaltschweren Zeit, die Schlemihl-Handschrift, geschenkt haben. Vielleicht war sie des Dichters Abschiedsgabe, als der Freund 1833 durch seine Berufung zum Direktor des Botanischen Gartens und Professor an der Universität Halle nach zwanzigjähriger Gemeinschaft von ihm getrennt wurde. Inzwischen waren auch die Familien längst mit in den Bund eingeschlossen, und Schlechtendal hatte bei Adelaide von Chamisso, Chamisso bei Eugen von Schlechtendal Patenstelle übernommen. Noch heute wird der silberne Patenbecher Chamissos von den Schlechtendalschen Nachkommen aufbewahrt. Ihnen hinterließ der Botaniker, als er 1866 dem Freunde in den Tod nachfolgte, dessen kostbares Vermächtnis. Als die älteren Kinder Schlechtendals gestorben waren, ging das Manuskript in den Besitz der beiden jüngeren, Dietrich (Entomologe und Botaniker, 1835—1916) und Anna (1833 bis 1914) über. Damit kam es in das Haus Richard von Volkmanns (1830—1889) in Halle, der Anna von Schlechtendal 1858 heimgeführt hatte, denn als ein früher Tod ihn hinwegraffte, nahm die Witwe ihren Bruder Dietrich in ihr Haus. In einem Seitenflügel unter Herbarien und Steinen, totem und lebendem Getier und deckenhoch getürmten Manuskripten verwahrte dieser hochgelehrte, von der jüngeren Generation verehrte Sonderling, der Chamisso und Gaudy halb auswendig kannte, den Nachlaß seines Vaters. Als auch der jüngere Dietrich von Schlechtendal als letztes Glied seines Stammes hochbetagt dahinging, gelangte die Handschrift an die Volkmannsche Familie und drei Jahre später in des Urenkels von Chamissos Freunde, meine Hände. Eine buchstabengetreue Wiedergabe biete ich nunmehr im fünften, in einigen Monaten erscheinenden Druck der Januspresse den Freunden der Dichtung dar.

DER WIDERSTAND DER STÜMPFEN WELT

Das folgende Gedicht lasen wir in Michael Kongehls „Sieg-Prangendem Lorbeer-Häyn", der im Jahre 1700 erschien:

JACOB BÖHM
Schuster zu Görlitz

MEin guter Meister Böhm / du machst zu hohe Springe /
weil du dich unterstehst zu schreiben solche Dinge /
die du doch nicht verstehst; Mein / bleibe bey der Leist' /
im Schustern übe dich / und treibe / was du weist /
so darffst du nicht / mit Spott / des Mahlers Ausspruch hören;
es heißt doch: Lern' erst selbst / was du wilst andre lehren;
was weiß ein Schuster groß / verborgne Ding zu schreiben?
Drum / folge meinem Rath / und laß das Schreiben bleiben.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Wenn das Geleitwort am Kopfe dieses Heftes in seiner tiefsinnigen Einfalt auch keines Kronzeugen bedarf, der seine Wiedergabe begründet, so verdient doch angemerkt zu werden, daß Heinrich von Kleist in einem Brief an Zschokke schreibt, er möge, wenn er ihn besuche, auf ein Haus an der Straße achtgeben, an dem dieser Spruch stehe; der Vers gefiele ihm ungemein und er könne ihn nicht ohne Freude denken, wenn er spazieren gehe.

Wir beginnen unseren Bericht mit dem erneuten Hinweis auf den Pallieter von Felix Timmermans, der bei Presse und Publikum die erwartete begeisterte Aufnahme gefunden hat. Ein „Sommerbuch, aus dem Hunderttausende Kraft schöpfen sollen", nannte ihn das Berliner Tageblatt, als ein „Hohes Lied auf die wundertätige Erde" bezeichnete ihn die Neue Zürcher Zeitung und die Neckar-Zeitung schrieb: „Man kann sich nur an alle Straßenecken stellen und rufen: Lest Pallieter! Lest Pallieter!" Wir sind überzeugt, daß das Buch, in dem soviel Sonne ist, darum erst recht ein begehrtes Weihnachtsbuch werden wird. Von den sonstigen Erscheinungen unseres Verlags ist zu berichten, daß die Sammlung Der Dom mit den Bänden Paracelsus, Hamann und Baader ihren Fortgang nimmt. Von

Mark Twain veröffentlichen wir das nachgelassene Werk Der geheimnisvolle Fremde in autorisierter Übertragung, ein Buch, das uns den Dichter statt voll fröhlichen Humors und leichten Spottes von unheimlichem Ernst und unerbittlichem Sarkasmus über die Niedrigkeit der Menschheit erfüllt zeigt. Die Briefe Clemens Brentanos an Wilhelmine Reichenbach, aus denen die Sonette im vorigen Heft entnommen waren, sind inzwischen erschienen; der bereits erwähnte neue Band der Memoiren und Chroniken, der die Germanen in der Völkerwanderung behandelt, ist im September zu erwarten. Aus Verhaerens „Fünf Erzählungen" und dem Buche Die Ideale des Ostens von Kakuzo Okakura finden die Leser in diesem Heft Proben vor. Regina Ullmann, die von Rainer Maria Rilke in die deutsche Literatur eingeführte Dichterin, gibt mit einem Novellenbande Die Landstraße eine erneute Probe ihrer immer reifer werdenden Kunst; nach langem Schweigen tritt Georg Munk mit der Erzählung Sankt Gertrauden Minne hervor; Otto Freiherr von Taube veröffentlicht einen Roman, wiederum der gegenwärtigen Zeit entnommen, unter dem Titel: Die Löwenprankes. Vermeylens „Ewiger Jude" erscheint in einer neuen Ausgabe, für die Frans Masereel die Holzschnitte geschaffen hat. Die Pandora ist um weitere zwölf Bände vermehrt; in der Bibliotheca Mundi erschienen die Bände Anthologia Helvetica, Horaz und Napoleon; die Libri Librorum endlich erfahren durch Dante und Homer den schon seit langem in Aussicht gestellten Zuwachs. Unsere Klassiker auf Dünndruckpapier werden durch rechtzeitigen Neudruck zur Neige gehender Bände immer vollständig lieferbar erhalten und mit einer von Fritz Bergemann bearbeiteten kritischen und endgültigen Büchner-Ausgabe fortgesetzt werden. Die Briefe der Diotima, als Druck der Januspresse vergriffen, erleben in der an seine Stelle getretenen allgemeinen Ausgabe eine neue Auflage. Endlich sei noch mitgeteilt, daß in diesem Jahr vier Bücher wieder erscheinen werden, deren Vergriffensein durch Jahre hindurch wir mit zahlreichen Freunden des Verlags schon immer bedauert haben: Als der Großvater die Großmutter nahm; die Deutschen Erzähler, herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal; Goethes Briefe an Frau von Stein und Der Hof Ludwigs XIV.

* * *

